

Yanis Varoufakis: «Ukrainer, willigt in einen Kompromiss ein»

Nummer 15 – 14. April 2022 – 90. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Gott und die Welt

Zum Glück ist Ostern.

Mit *Gottfried Locher, Haralampi G. Oroschakoff, Elvis Presley, Samih Sawiris*

Rettet die Alpen

Grüne Sonnenanbeter verschandeln unsere Berge. *Hubert Mooser*

Russlands bestgehütetes Geheimnis

Auf den Spuren von Putins angeblicher Geliebten im Tessin.

Tom Kummer

Royals der Arbeiterklasse
Julie Burchill über
die Beckham-Dynastie

4 197407 006907 15

**LEASEN.
FAHREN.
ERLEBEN.**

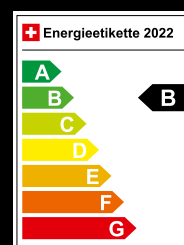
**LEASING AB
CHF 339.-***

*Leasingbeispiel: Eclipse Cross PHEV Value, 188PS, Energieverbrauch Strom 24.2kWh/100km, Normverbrauch Benzin 2.0l/100km; CO₂-Emission gesamt 46g/km; Energieeffizienz-Kategorie B. Bis zu 55km rein elektrische Reichweite (City). Barkaufpreis CHF 39'950.- inkl. MWST. Leasingrate CHF 339.-/Mt., Laufzeit 36 Monate, 10'000km/Jahr, Sonderzahlung CHF 9'987.-, effektiver Jahreszins 1.09%, exklusiv obligatorischer Vollkasko-Versicherung. Die Multilease AG darf keine Finanzierung gewähren, falls sie zur Überschuldung des Leasingnehmers führt. Aktion gültig vom 1.1.2022 bis 30.6.2022.

Abb. Eclipse Cross PHEV Diamond, Energieverbrauch Strom 24.2kWh/100km, Normverbrauch Benzin 2.0l/100km; CO₂-Emission gesamt 46g/km; Energieeffizienz-Kategorie B. Bis zu 55km rein elektrische Reichweite (City).



MITSUBISHI ECLIPSE CROSS PHEV



Gottfried Locher über Ostern im Krieg, Hunter und Joe Biden, Urs Fischer, Alina Kabajewa, Micheal Maar trifft Haralampi G. Oroschakoff

Ostern im Krieg, das ist Ostern 2022. Aber eigentlich ist Krieg an Ostern der Normalfall, denn irgendwo ist immer Krieg. Im Moment toben auf fünf von sieben Kontinenten Kriege. Dass der Tod trotzdem nicht das letzte Wort hat, ist deshalb eine steile Behauptung. Noch dazu aus dem Mund jenes Mannes, dessen ganzes Leben eine einzige Provokation war: Jesus. Wer trotzdeminhört, bekommt eine alte Wahrheit geschenkt. Neu gesagt von Gottfried Locher. **Seite 14**

Im Wallis stehen die höchsten Viertausender der Alpen. Sie sind das eigentliche Kapital des Kantons. Diese Bergwelt steht bereits durch die intensive skitouristische Nutzung unter Druck. Nun führen der Atomausstieg und der staatlich verordnete Verzicht auf Öl und Gas zu einer noch grösseren Verschandelung dieser Bergwelt. So sind im Wallis der Bau von Solarkraftwerken in hochalpinen Zonen geplant. Die Treiber dieser Entwicklung sind ausgerechnet jene Kreise, die jahrzehntelang die Übernutzung der Alpen durch den Skitourismus bekämpften. Es stellt sich die Frage: Wie viel Energiewende vertragen unsere Berge? **Seite 20**

Wie nennt man das, wenn ein Staatspräsident seine Macht ausnutzt, um Familienmitglieder zu bereichern? Nepotismus. Vetternwirtschaft. Korruption. Genau dies trifft auf den US-Präsidenten Joe Biden zu. Gemäss Dokumenten auf dem Laptop seines Sohnes Hunter Biden öffnete Joe Biden während seiner Zeit als Barack Obamas Vize (2009–2017) Tor und sogar die Tür zu



«Russias most flexible woman»: Athletin Kabajewa.

seiner Privatresidenz, damit der Filius seine Taschen füllen konnte. Die *Weltwoche* ist im Besitz einer Kopie des Laptops. Auf www.weltwoche.ch berichten wir fortlaufend über neue Fundstücke. Joe Biden behauptet bis zu diesem Tag, nichts über die zwielichtigen Deals seines Sohnes gewusst zu haben. Die Dokumente, die Urs Gehrig in dieser Ausgabe präsentiert, belegen das Gegenteil. **Seite 24**

Urs Fischer, der gegenwärtig erfolgreichste Schweizer Klubtrainer, begeistert in der Bundesliga. Beim FC Basel, wo er zwischen 2015 und 2017

zwei Mal Meister wurde, noch kritisiert und ausgemustert, übertrifft der 56-Jährige mit seinem 1. FC Union Berlin alle Erwartungen. 2018 stieg er mit den «Eisernen» erstmals in die höchste Spielklasse auf und kämpft heute, in der erst dritten Saison, um das internationale Geschäft und den Einzug in den deutschen Pokalfinal. Eine Erfolgsgeschichte, wie man sie im «Stadion An der Alten Försterei» noch nie erlebt hat. Am vergangenen Samstag zementierte der Underdog im Hauptstadtderby seine Vormachtstellung, Union gewann mit 4:1 gegen Erzfeind Hertha BSC im bis auf den letzten Platz ausverkauften Olympiastadion. Zeit für ein Gespräch mit dem Biezer aus Zürich-Affoltern. **Seite 40**

Wer ist Alina Kabajewa? Die Olympiasiegerin in der Rhythmischen Sportgymnastik, genannt «Russias most flexible woman», soll Wladimir Putins heimliche Geliebte sein und mit ihm bis zu vier Kinder haben. Angeblich lebt sie in einer hochgesicherten Villa im Tessin. Unser literarischer Korrespondent Tom Kummer hat sich an ihre Fersen geheftet. **Seite 32**

Haralampi G. Oroschakoff ist vielleicht der interessanteste Künstler, von dem Sie noch nie gehört haben. In Sofia geboren, in Wien aufgewachsen, heute zwischen Berlin und der Côte d'Azur pendelnd, verkörpert er eine seltene schriftstellerische und malerische Doppelbegabung. Unser hochgeschätzter Kollege Michael Maar hat ihn zum grossen Gespräch getroffen. **Seite 59–64**
Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Schweiz, ja oder nein?

Die Schweiz ist die älteste und vermutlich erfolgreichste Selbsthilfeorganisation der Welt. Ihr Erfolg bleibt vordergründig rätselhaft. Wie war es möglich, dass dieser rohstoffarme Steinhafen in der Mitte Europas nicht nur alle Stürme der Geschichte überlebte, sondern darüber hinaus auch zu einem der reichsten Länder des Planeten wurde?

Nichts, aber auch gar nichts deutete zu Beginn auf eine derartige Erfolgsgeschichte hin. Die Eidgenossen waren vor allem damit beschäftigt, nicht unterzugehen, zu überleben, den kargen, steilen Böden in harter Arbeit Ertrag abzutrotzen, diesen zu behalten und sich gegen räuberische Adelshorden unter dem Kommando ruhmstüchtiger Fürsten zu wehren.

Der deutsche Militärgeschichtler Hans Delbrück berichtet von der eindrucksvollen Kampfkraft dieser frühneuzeitlichen Gebirgsbewohner. Ihre militärische Überlegenheit auf den Schlachtfeldern rührte offenbar daher, dass die Eidgenossen aufgrund ihrer flachen Herrschaftshierarchien mehr Krieger unter Waffen brachten. Die Aussicht auf Beute dürfte die Bergler allenfalls beflügelt haben.

Die Eidgenossenschaft entstand als Kampf- und Schicksalsgemeinschaft im jahrhundertelangen Ringen mit in- und auswärtigen Mächten, dabei untereinander kaum verträglich, eine verkrachte Familie, die erst entstehen und sich zusammenraufen musste. Die zähe Erringung und Behauptung der Unabhängigkeit, der Handlungsfähigkeit bleiben das Leitmotiv dieser faszinierenden Geschichte.

Beeindruckend ist die Entwicklung des Kantons Graubünden, dieser Schweiz im Klei-

nen, eines rauen Gebirgsstaats, einst politisch zerklüftet durch ehrgeizige Clans, die sich in den Haaren lagen, verfeindet, in Kriege verwickelt, am Ende aber bei aller Zerstrittenheit ein Verbund, der über die Jahrhunderte eine gemeinsame Identität ausprägte – wundersame Einheit in der Vielfalt.

Wenn man ein herausragendes Merkmal der Schweiz speziell erwähnen müsste, dann ist es vielleicht diese bündnerische Spezialqualität einer Gemeinschaft, die ihre inneren Differenzen bis an den Siedepunkt auslebt, ohne aus-

Die Schweiz ist nichts Gegebenes, nichts Feststehendes, sie ist eine Errungenschaft, eine Willensleistung.

einanderzubrechen, die Freiheit als fast schon explosive Anarchie der Selbstentfaltung zulässt, dann aber doch, irgendwie, zur Ordnung findet.

Es ist kein Wunder, dass in diesem kunterbunten Durcheinander eines trotzigsten, selbstbewussten Freiheitstriebes gelegentlich vergessen geht, was die Schweiz zusammenhält. Ein Volk, das so viel Wert auf die Autonomie des Einzelnen legt, wenn auch im Rahmen einer engmaschigen sozialen Kontrolle, begibt sich nur ungern unter das Joch allgemeiner Ideen, geschweige denn Ideologien.

Nicht einmal die gemeinsame Abstammung hilft da weiter. Die Schweiz ist seit Anbeginn multikulti, vielsprachig, konfessionell nicht auf einen Nenner zu bringen, ein Gewimmel unterschiedlicher Mentalitäten und Stämme, die nur deshalb so gut harmonieren, weil sie höflich an-

einander vorbeileben. Das Integrationsgeheimnis der Schweiz ist ihre weitestgehende Nichtintegration.

Nur der Wille zur Unabhängigkeit, die Bereitschaft der Schweizer, ihre Freiheit zu leben und zu verteidigen, ihr Schicksal selber in die Hand zu nehmen, hält die Schweiz zusammen. Erlahmt dieser Wille, lässt die Bereitschaft nach, beginnen die Schweizer, die Verantwortung an andere abzuschieben, wird es mit der Schweiz zu Ende gehen.

Schweiz: ja oder nein? Das ist die entscheidende Frage. Jede Generation hat sie aufs Neue zu beantworten. Die Schweiz ist nichts Gegebenes, nichts Feststehendes, sie ist eine Errungenschaft, eine Willensleistung der Bevölkerung, ein politischer Kraftakt, der unsere direkte, unmittelbare Demokratie am Leben hält, die einzigartig ist auf dieser Welt.

Unabhängigkeit bedeutet, dass man seinen eigenen Weg geht, manchmal gemeinsam mit anderen, dann wieder allein, für sich, notfalls gegen Widerstand, oft auch neidisch bis feindselig bäugt und belauert, immer im Wissen darum, dass es besser herauskommt, wenn man für sich selber entscheidet, als wenn man andere für sich entscheiden lässt.

Unabhängigkeit, Föderalismus, direkte Demokratie, immerwährende bewaffnete Neutralität – die institutionellen Stützpfeiler unserer Schweiz und ihrer Unabhängigkeit sind ewig umstritten, sie stehen stets zur Diskussion, in stürmischen Zeiten besonders. Hat die Schweiz, haben die Schweizer nach wie vor die Kraft, an ihrer Schweiz festzuhalten?

Frohe Ostern. R. K.



Held von Uri: Samih Sawiris. Seite 28



Grüner Angriff auf die Berge: Seite 20



Royals der Arbeiterklasse: Die Beckhams. Seite 48

DIESE WOCHE

- 4 Intern
- 5 Editorial
- 8 Eilmeldung
Frankreichs Votum gegen die Nato
- 9 Peter Rothenbühler Lieber Lukas Bärfuss
- 10 Tagebuch Alexander Gauland
- 12 Bern Bundeshaus
Turnübungen unter Genossen
- 14 Ostern im Krieg
Gedanken von Gottfried Locher
- 16 Erziehung der Gefühle
- 17 Personenkontrolle
- 17 Inside Washington
- 18 Mörgeli
- 18 Lob der «Arena»
Potenzial am Leutschenbach
- 19 Peter Bodenmann
Uri: Beide Marinas futsch und fertig
- 20 Rettet die Alpen vor den Grünen
Visionen der Umweltfanatiker
- 22 Asylwesen Plötzlich waren es Ägypter
- 23 «Willigt in einen Kompromiss ein!»
Yanis Varoufakis' Rat an die Ukraine
- 24 Frühstück mit Amigos
Millionen-Deals von Joe und Hunter Biden
- 25 Hunter Biden Laptop aus der Hölle
- 27 Kurt W. Zimmermann Exklusive Enten
- 28 Samih Sawiris Der Investor hat
aus Andermatt ein Juwel gemacht
- 30 Selbstbestimmung à la carte
Souveränität als Machtfrage
- 31 Rotes Kreuz Im Zweifel gegen Juden
- 32 Basierend auf wahren Begebenheiten
Putins Geliebte Alina Kabajewa

- 35 Schluss mit Wunschenken
Es gibt keine kollektive Unschuld
- 36 Freisinn's Nahtod-Erfahrung
Nato-Avancen von Parteichef Burkart
- 37 News
Neuer Klima-Bericht mit Polit-Agenda
- 38 Lehrplan 21 Christliche Analphabeten
an Schweizer Schulen
- 39 Maurer auf dem Thron von Schwab
Wer ersetzt WEF-Gründer Klaus Schwab?
- 40 «So sind sie, die Deutschen»
Begegnung mit Startrainer Urs Fischer
- 43 Audemars Piguet
Sie verwandeln Stahl in Gold
- 44 Meine Reise durch die Ukraine
Kurt Peldas Kriegstagebuch
- 46 Schweizer, helft der Ukraine!
Appell von Diplomat Paul Widmer
- 47 Russlands Retourkutsche Christoph
Blocher über den Neutralitätsbruch
- 48 Royals der Arbeiterklasse
Julie Burchill beleuchtet die Beckhams
- 51 Anabel Schunke
Pakete und Pfandflaschen
- 52 Alex Baur Rückblick auf vier
Jahrzehnte Journalismus
- 55 Tamara Wernli Nicht blind vertrauen
- 56 Leserbrief
- 57 Nachrufe Wladimir Schirinowski,
Mimi Reinhardt
- 58 Beat Gygi
Berset spielt mit den Krankenkassen

LEADER: HARALAMPI G. OROSCHAKOFF

- 59 «Das Dunkle kommt ohne das Helle
nicht aus» Haralampi G. Oroschakoff,
Künstler und Weltenbürger

LITERATUR UND KUNST

- 65 Ikone der Woche
- 66 «Das Leben ist ein leuchtender Schein»
Virginia Woolfs experimentelle Romane
- 68 Bücher der Woche
- 71 Die Bibel
- 72 Elvis Presley
Der Mann mit dem Hüftschwung
- 74 TV-Kritik
- 74 Film «Coda»
- 75 Pop Machine Gun Kelly
- 75 Alben für die Ewigkeit Dire Straits
- 76 Kunst Cranach
- 77 Klassik Raphaël Pichon
- 77 Jazz Mark Turner

LEBEN HEUTE

- 78 Wunderbare Welt
- 78 Unten durch
- 79 Frauen
- 80 Thiel Saustall
- 80 Häuser
- 81 Was macht eigentlich? Raymond Fein
- 82 Essen
- 82 Wein
- 83 Auto
- 83 Objekt der Woche
- 84 Bei den Leuten «Das Zelt»
- 86 Zeitzeichen
- 86 Fragen Sie Dania
- 87 Mittagessen mit ... Ernst Meier
- 88 Menschen von morgen Sarah Bünter
- 90 Das indiskrete Interview Silvia Götschi



Pfingsten und Auffahrt voller Genuss



Sportlich, kulinarisch, entspannend:
Erleben Sie den Bündner Bergfrühling
in all seinen Nuancen mit unserem
«aktiv geniessen»-Spezialangebot.

Spezialangebot «aktiv geniessen»

- 2 Übernachtungen im Studio Alpenchic mit Balkon
- 3-Gang-Dinner by Pascal Schmutz im Bär's Restaurant
- Gesundes und regionales Frühstücksbuffet
- Kostenloser Eintritt Spa- und Wellness-Bereich
- Kostenloses Greenfee für den Golfplatz Klosters
- Gratis Nutzung Fitnessraum und Yogamatte

Preis pro Person im DZ mit Balkon

2 Nächte: Ab CHF 350.–

Buchbar vom 26. Mai bis 7. Juni 2022

Für andere Daten und Buchungsoptionen stehen wir gerne zur Verfügung.



Frankreichs Votum gegen die Nato

Die souveränistischen Kandidaten erreichten im ersten Wahlgang eine satte Mehrheit. Marine Le Pen liebäugelt mit dem sicherheitspolitischen Alleingang.

Jürg Altwegg

Mit Putins Überfall auf die Ukraine trat auch für die französische Wahlkampagne der Ernstfall ein. Als Stellungskrieg der Vergangenheit hatte er begonnen: Eric Zemmour rehabilitierte den faschistischen Diktator Pétain und dessen Vichy-Regime. Seit 2017 setzt er auf ein neuerliches Duell mit Marine Le Pen. Sein Regierungssprecher bezeichnete die Gelbwesten, die seinen Reformeifer endgültig stoppten, als «braune Pest».

Den Ausbruch der Pandemie erlebte das Land als Debakel wie die Niederlage von 1940. Macron erklärte dem Virus den Krieg. Den Lockdown inszenierte das Land als Remake – und Parodie – der deutschen Besatzung. Seit dem Überfall auf die Ukraine inszenierte sich Macron als Kriegsführer. Im Elysée liess er sich in einer Pose und Kluft à la Selenskyj ablichten. Botschaft: Auch ich kapituliere nicht, ich bin nicht Pétain.

Auf Putins Rhetorik von der «Entnazifizierung» war Frankreich bestens eingestimmt. Sie ist die Musik der französischen Erinnerungspolitik und Emmanuel Macrons Leitmotiv gegen Marine Le Pen. Vor fünf Jahren besuchte er Oradour, die aufwendig restaurierten Ruinen des SS-Massakers. Im TV-Duell ging es um ihre Nähe zu Putin. Dessen Freund aus der Schulzeit und dem KGB, der in Genf niedergelassene Oligarch Gennadi Timtschenko, hatte ihr Kredite gewährt, die sie von französischen Banken nicht mehr bekommen konnte. Im Wahlkampf 2017 verhedderte sie sich mit dem Abschied vom Euro und dem Austritt aus der EU.

Wende kam mit Sarkozy

«Im Wahlkampf 2002 lösen der Krieg und die Nato den Frexit ab», sagt der Politologe Thomas Friang vom Institut Open Diplomacy. 1966 hatte Charles de Gaulle den Austritt verkündet. Die Force de Frappe war seine Antwort auf den Niedergang Frankreichs als Weltmacht. Doch seine Atombombe wollte de Gaulle nicht dem Oberkommando der Nato unterstellen. Gegen ein Bündnis mit ihr hatte er keine Einwände.

Der Sozialist François Mitterrand wie der Neogaullist Jacques Chirac hielten an seiner Doktrin fest. Die Wende kam mit Nicolas Sarkozy. Er begründete den neuerlichen Beitritt zur Nato mit der Notwendigkeit einer europäischen Verteidigung. Putin beflügelt ihren Aufbau und belebt die Nato, deren «Hirntod» Macron diagnostiziert hatte.

«Block der Vernunft»

In der herrschenden ideologischen Verwirrung wird sie zur Lackmusprobe der französischen Politik, wie der Wahlkampf zeigt. Die Präsidentschaftskandidaten Macron, Valérie Pécresse und Anne Hidalgo befürworten den Verbleib.

Die historische Konjunktur spricht für Le Pen: Der antifaschistische Effekt ist verpufft.

Politologe Friang situiert sie in der Tradition von de Gaulle und Mitterrand: Die nationale Unabhängigkeit schliesse Bündnisse mit demokratischen Partnern und gerechte Kriege nicht aus. Friang spricht vom «Block der Vernunft».

Diesem steht im gegenwärtigen Wahlkampf die heterogene Allianz der «linken und rechten Populisten» (Friang) und Nato-Gegner gegenüber. Bei Jean-Luc Mélenchon macht Thomas

Friang als Motiv für den Austritt Antikapitalismus und Antiamerikanismus aus. Die rechten Souveränisten sind genauso für den Austritt wie der Kommunist Fabien Roussel und die beiden Troztkisten. Der Grüne Yannick Jadot lehnt ihn zumindest kurzfristig ab. Er bezeichnete die Nato als «leere Hülse».

Im ersten Wahlgang brachte es Macrons «Block der Vernunft» auf 34,1 Prozent. Die «populistischen Kandidaten» für den Austritt aus der Nato – und im geistigen Widerstand gegen Macrons Erinnerungspolitik – bekamen zusammen weit über 60 Prozent der Stimmen. Auch für sie ist Putin der Aggressor, Zemmour hat ihn als «Schuldigen» benannt. Die Verantwortung für den Krieg aber machen sie bei der Nato aus.

Politologe Friang unterstreicht die Widersprüche dieser «populistischen Diplomatie»: «Sie reden von Sicherheit und bringen sie in Gefahr. Sie stemmen sich gegen den Lauf der Geschichte. Schweden, Dänemark, Finnland sind dabei, ihre Position gegenüber der Nato radikal zu überdenken. Man stelle sich vor, wie die baltischen Staaten, Polen oder Rumänien auf einen Sieg von Marine Le Pen reagieren würden.»

Jägerverband für Macron

Die Wahl wird sich nicht an der Nato entscheiden. Viele Katholiken votierten im ersten Wahlkampf für die extreme Rechte. Die Muslime wählten Mélenchon. Der Jägerverband mit vier Millionen Mitgliedern unterstützt Macron. Marine Le Pen spricht mehr von der Kaufkraft als von der Einwanderung. Doch die Lackmusprobe Nato lässt das Bild einer ideologischen Landschaft erkennen, in der Marine Le Pens Sieg keine Überraschung wäre.

Auch die historische Konjunktur spricht für sie: Der antifaschistische Effekt ist verpufft. Die extreme Rechte liegt bei 30 Prozent und hat ihren Kulturkampf gewonnen. Die bürgerliche Rechte, die sich mit dem «republikanischen Pakt» jeglicher Koalition mit den Neofaschisten verweigerte, stürzte auf 4,8 Prozent ab.



Lieber Lukas Bärfuss

Wird es Ihnen nicht langsam peinlich, als einflussreicher Schriftsteller des Landes dargestellt zu werden, nur weil Sie einer der wenigen sind, die sich immer wieder mit grimmiger Miene zur Schweiz äussern? Und deshalb enormen Zuspruch erhalten, vor allem im Ausland, wo Swiss-Bashing besonders Freude macht. Macht es Ihnen nichts aus, von unkritischen Literatur-Groupies Applaus zu erhalten, die nicht gemerkt haben, dass es heute nichts Leichteres gibt, als sich zum säuerlich dreinblickenden Herold des politisch Korrekten zu machen?

Es kommt selten gut, wenn sich Schriftsteller schulmeisterlich zur Politik äussern. Nicht jeder kann's wie Max Frisch, der damals übrigens noch echten Mut brauchte. Heute sind Ihnen Preise und Beifall des Kultur-Establishments sicher, weil sie politisch voll im Mainstream schwimmen. Als Leser Ihrer wunderbaren Romane «Hundert Tage» oder «Koala»



Sehr gläubig, aber eher unglaubwürdig:
Schriftsteller Bärfuss.

(Schweizer Buchpreis) bedaure ich, dass Sie weiterhin mit pauschalen Urteilen Ihren Ruf als billige Cassandra stärken. Zum Beispiel mit alarmistischen, nie eingetroffenen Voraussagen zur Covid-Pandemie und Ihrem Vorwurf an die Regierung, nur das Wohlergehen der Wirtschaft und nicht das der Bürger im Sinn zu haben.

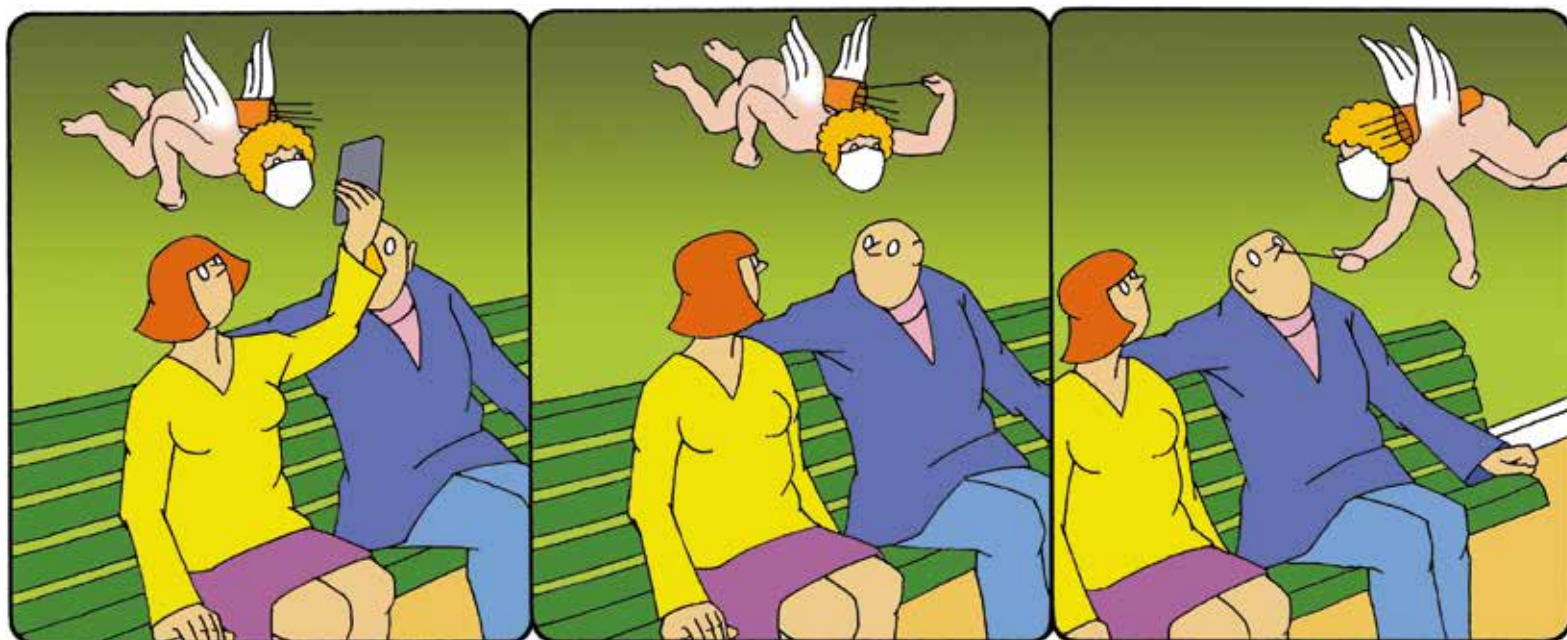
«Die meisten werden nicht an einem Virus aus China sterben, ersticken werden sie an der helvetischen Ausprägung der menschlichen Dummheit», sagten Sie. Geht's noch dümmer?

Jetzt drehen Sie wieder massiv auf mit Kritik an der mangelnden Umsetzung der von der EU beschlossenen Sanktionen gegen Russland. Sie «spekulieren», dass unsere Regierung die Bundesverfassung verletze, dass es in der Schweiz keine Pressefreiheit mehr gebe, weil die Medien viel mehr über die Oligarchengelder wüssten, als sie publizieren dürften. Und dass bei uns Rechtsstaat und Demokratie im Sterben lägen.

So tönen Verschwörungstheoretiker, Sektenprediger. Sehr gläubig, aber eher unglaubwürdig.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Alexander Gauland



Es ist immer ein undankbares Geschäft, nach Erklärungen für ein Verhalten zu suchen, das Frauen und Kinder tötet und Städte in Schutt und Asche legt. Die Einordnung als Kriegsverbrechen liegt da nahe und der Aufruf zum *regime change* nicht weit entfernt.

Und wenn es ausserdem noch um Freiheit, Demokratie und westliche Werte geht, muss man in einem Land wie Deutschland auf der richtigen Seite der Geschichte stehen. Die Moral schlägt immer die Geopolitik.

Wissen wir doch seit langem, dass die Nato ein Verteidigungsbündnis ist und Putin, wenn er nicht Angst vor der Freiheit hätte, die Nato nicht zu fürchten bräuchte. So einfach, so falsch, oder besser: so unterkomplex.

Denn es kommt eben nicht auf unsere Einschätzung der Nato an, sondern auf die russische Sicht. Und da erleben die Russen seit der deutschen Wiedervereinigung ein unaufhaltsames Vorrücken eines ihnen entgegengesetzten Militärbündnisses gegen die russischen Grenzen.

Dass ein Staat, noch dazu eine Grossmacht, damit Probleme hat, ganz unabhängig von seiner inneren Verfasstheit, ist eigentlich eine Binse aus den Geschichtsbüchern, aber bei uns offensichtlich nicht mehr im kollektiven Bewusstsein. Es ist eben nicht nur eine Auseinandersetzung zwischen Autokratie und Demokratie, sondern ein Zusammenprall politischer, militärischer und wirtschaftlicher Interessen.

Die Vereinigten Staaten verwehren übrigens seit 1823 gemäss der Monroe-Doktrin «raumfremden» europäischen Mächten das Festsetzen auf dem amerikanischen

Kontinent. Berühmtestes Beispiel: die Kubakrise von 1962, als Kennedy zu Recht die Aufstellung von Kurz- und Mittelstreckenraketen auf Kuba unterband. Und da sind wir auch schon beim Völkerrecht und bei der angeblichen Freiheit jedes Staates, seine Bündnisse frei zu wählen.

Diese Freiheit wollten die USA 1962 Kuba im Interesse des Weltfriedens nicht zubilligen, und auch Österreich bekam 1955 seine Souveränität nur zurück gegen einen Verzicht auf einen Nato-Beitritt und die Erklärung ewiger Neutralität. Es ist eben das eine, ein theoretisches Recht zu haben, und ein anderes, dieses Recht in der Staatenwelt ohne Einsprüche sich bedroht fühlender Nachbarn auch durchzusetzen.

Im Falle Russlands kommt eine weitere Kalamität hinzu. Völkerrechtlich normierte Ordnungen haben sich in der Geschichte nur dann als haltbar erwiesen, wenn die unterlegene Seite gleichberechtigt eingebunden war. Bestes historisches Beispiel ist die Wiener Ordnung nach dem Sieg über Napoleon im Jahr 1815.

Indem Frankreich in der Person Talleyrands eine gleichberechtigte Rolle spielen konnte, vermieden die Akteure von Wien eine dauernde revolutionäre Unzufriedenheit des Besiegten. Das ganze Gegenteil davon waren die Pariser Vorortverträge aus dem Jahr 1919, die weder in Deutschland, Österreich noch in Ungarn als Grundstein einer neuen gerechten Ordnung anerkannt wurden.

Und genau das ist heute das Problem Russlands. Es mag ja richtig sein, dass die Nichtausdehnung der Nato über das wiedervereinigte Deutschland hinaus zwar zugesichert, aber nie

festgeschrieben wurde, da damals auch der Warschauer Pakt noch bestand. Aber grundsätzliche Veränderungen hätten dann im Zusammenwirken mit Russland und nicht gegen eine unter Jelzin vorübergehend geschwächte Macht durchgesetzt werden dürfen.

Vergleiche hinken immer. Die Nato-Osterweiterung war aber mehr Versailles als Wien. Das hat ein schwaches Russland geschluckt. Jetzt, da in der Ukraine der Kern des Zarenreiches wie jener der Sowjetunion tangiert wird, sehen die russischen Eliten eine rote Linie überschritten. Und das hätte man wissen können.

Putins Warnungen waren klar und deutlich. Es ist eben das eine, regelbasierter Multilateralität zu vertrauen, aber das andere, geschichtliche Kräfte einer unbewältigten Vergangenheit im Zaum zu halten.

Solange Russland an der Reichsidee festhält, werden Abmachungen nur reissfest sein, wenn sie das Land innerlich mitträgt. Eine westliche Ukraine ist es nicht.

Sollte die Ukraine diesen Krieg als selbständiger Staat überstehen, hätte Putin ihr allerdings mit seinem Angriff jene Identität verschafft, die er bis heute bestreitet. Eine ironische Volte, die aber die materiellen und ideellen Opfer auf beiden Seiten nicht wert ist.

Alexander Gauland ist Mitglied des Deutschen Bundestages und Ehrenvorsitzender der Alternative für Deutschland.



Probleme mit der Bodenheizung? Eine Analyse schafft Klarheit.

Bodenheizungen, die bereits über 30 Jahre in Betrieb sind, sollten untersucht werden. Viele ältere Bodenheizungsrohre bestehen aus Kunststoff. Diese verspröden und verschlammen mit der Zeit. Wenn Sie nicht rechtzeitig reagieren, kann es teuer werden. Deshalb ist eine vorbeugende Analyse sehr ratsam.

Bodenheizungsrohre verspröden

Bodenheizungen sorgen für Komfort und sparen Platz. Doch die unsichtbare Wärmeverteilung altert. Versprödung und Verschlammung sind die Hauptgründe für ineffiziente Bodenheizungen. Werden Probleme nicht frühzeitig erkannt, sind die Schäden meist irreparabel. Betroffen sind insbesondere Systeme, die zwischen 1970 und 1990 verbaut wurden, weil in diesem Zeitraum hauptsächlich einfacher Kunststoff als Rohrmaterial zum Einsatz kam. Dieser versprödet mit der Zeit.

Kalte Böden. Wie weiter?

Wenn die Bodenheizung nicht die gewünschte Leistung bringt, gewisse Räume kalt bleiben und die Regulierung nicht richtig funktioniert, lohnt es sich, eine Fachperson hinzuzuziehen. Dabei ist es wichtig, dass die Anlage vor Ort genauestens untersucht wird.



Umfassende Zustandsanalyse vor Ort.

Klarheit durch Analyse

Es müssen sämtliche Komponenten miteinbezogen und die Ergebnisse anhand von normierten SWKI-Richtwerten ausgewertet werden. Erst nach einer umfassenden Zustandsanalyse herrscht Klarheit darüber, wie es wirklich um eine Bodenheizung steht. Eine solche Analyse ist schon für wenige Hundert Franken zu realisieren und lässt eine klare Aussage über die Machbarkeit einer Sanierung zu.

Schutzschicht gegen die Alterung

Das Original zur Rohrrinnensanierung mittels Innenbeschichtung hat die Naef GROUP 1999 auf den Markt gebracht. Damit werden bestehende Bodenheizungen ganz ohne Baustelle saniert. Die Innenbeschichtung dient dabei als Schutzmantel gegen weitere Versprödung.



Versprödetes und verschlammtes Bodenheizungsrohr.

Nicht spülen, sondern sanieren

Alternativ werden seit einigen Jahren von diversen Anbietern auch Spülungen und Reinigungsverfahren angeboten. Es ist wichtig zu wissen, dass damit das eigentliche Problem – die Versprödung des Rohrmaterials – nicht behoben wird. Mit dem HAT-System wird eine Bodenheizung hingegen tatsächlich saniert.

10-jährige Garantie mit dem Original

Das HAT-System ist das einzige Rohrinne-sanierungsverfahren, das Kunststoff-Bodenheizungen gemäss DIN-Norm 4726 sauerstoffdicht macht und damit die Alterung stoppt. So ist eine Erweiterung der Lebensdauer der Rohre garantiert und zudem werden auch gleich alle anderen wesentlichen Bodenheizungs-Komponenten gewartet oder ersetzt. Die Wertigkeit des Originals wird durch eine 10-jährige Garantie unterstrichen.

Vorbeugende Analyse buchen

Die Zustandsanalyse wird vor Ort von einem Spezialisten der Naef GROUP durchgeführt. Die Kosten belaufen sich auf CHF 390.– (inkl. MwSt.). Die Analyse umfasst eine aktuelle Zustandserfassung nach geltenden Richtlinien und eine Beratung über weitere Schritte. Das Angebot gilt in der Deutschschweiz.

- Ja, ich möchte mehr dazu erfahren.
Kontaktieren Sie mich unverbindlich.

Name

Vorname

Strasse

PLZ, Ort

Jahrgang Liegenschaft

Telefon

E-Mail

Datum

Unterschrift

Titel: Weltwoche, 2022



Bitte Talon zurücksenden oder anrufen

Naef GROUP

Wolleraustrasse 15N, 8807 Freienbach

Tel.: 044 786 79 00, Fax: 044 786 79 10

E-Mail-Adresse: info@naef-group.com

www.naef-group.com



Naef

Rohrinne-sanierungen | Das Original

GROUP | Schweizweit führend seit 1985

Turnübungen unter Genossen

Die Sozialdemokraten versuchen sich an einem unmöglichen Spagat. Eine Arbeitsgruppe soll den europapolitischen Konflikt mit den Gewerkschaften lösen.

Die SP gibt kein gutes Bild ab. Seit den letzten eidgenössischen Wahlen hat keine andere Partei in den Kantonsparlamenten mehr Sitze verloren als die Genossen. Am letzten Wochenende setzte es für die SP erneut eine empfindliche Niederlage ab. Staatsrätin Cesla Amarelle wurde bei den Waadtländer Regierungswahlen abgewählt. Aus der Omnipräsenz ihres Bundesrates Alain Berset während der Corona-Krise hat die Partei bisher keine Funken schlagen können. Längst haben die Wähler die Grünen als Option am linken Tellerrand entdeckt.

Als Hauptursache der Malaise machen Medien und Politologen die unklare Position bei der Europafrage verantwortlich. «Die Diskussionen um das Rahmenabkommen haben uns ein biss-

Die spektakulärste Pirouette drehten die Genossen, als sie halfen, den Rahmenvertrag zu versenken.

chen durchgeschüttelt», meint auch der Baselbieter SP-Nationalrat Eric Nussbaumer. Denn obwohl die SP, auf dem Papier wenigstens, als die europafreundlichste Partei überhaupt gilt und der EU-Beitritt im Parteiprogramm figuriert, half sie 2021 mit, das institutionelle Rahmenabkommen zu beerdigen. Der Vertrag hätte das Ende des Schweizer Lohnschutzes bedeutet, darum legte sich der Gewerkschaftsflügel um den Waadtländer Nationalrat Pierre-Yves Maillard quer.

Ideologie des Gewerkschaftsflügels

Nun ist man dabei, die Scherben zusammenzukehren. Eine Arbeitsgruppe, die vom Bündner Nationalrat Jon Pult geleitet wird, soll das europapolitische Profil der Partei schärfen. Der Gruppe gehören neben Pult und Nussbaumer auch Gewerkschaftsbundpräsident Maillard sowie die Tessiner Ständerätin Marina Carobio Guscetti an. Bis zum Herbst sollen sie ein europapolitisches Positionspapier erarbeiten. Denn wofür die SP in der Europapolitik heute tatsächlich noch steht, ist für viele nicht mehr klar erkennbar.

Ob es wirklich an der Europapolitik liegt, dass die Partei Wahlniederlagen in Serie erleidet, muss offenbleiben. Klar ist: An der EU-Frage zeigt sich das Dilemma der Genossen am deutlichsten. Sie sind zerrissen zwischen



Scherben zusammenzukehren: Nationalrat Pult.

ihrem Pragmatismus als Bundesratspartei und der Ideologie ihres einflussreichen Gewerkschaftsflügels.

Waren das noch Zeiten, als man ohne relativierende Zwischentöne den EU-Beitritt proklamierte und diesen auch noch ins Parteiprogramm hievte wie am Parteitag 2010 in Lausanne. Freilich konnte man schon damals darüber bloss den Kopf schütteln. Was die EU zuvor bei der Bewältigung der Finanzkrise 2008 geboten hatte, als sie ein abgewirtschaftetes Finanzsystem zu Lasten der Steuerzahler rettete, hätte jedem Sozialdemokraten den Angstschweiss auf die Stirn treiben müssen.

Im Nachgang inszenierte Brüssel nämlich eine Sparpolitik, um die Schulden zu be-

grenzen. Ignorieren liess sich das auch in der Schweiz nicht. Darum sprach die Parteispitze in der Ära von Christian Levrat kaum mehr ernsthaft vom EU-Beitritt. Die von seinen EU-Turbos später lancierten EU-Beitrittsdebatten waren bloss noch Showkämpfe für die europophile Anhängerschaft.

Die spektakulärste europapolitische Pirouette drehten die Genossen 2021, als sie mithalfen, den institutionellen Rahmenvertrag zu versenken. Seither ist Feuer im Dach. Eric Nussbaumer, Fraktionschef Roger Nordmann und andere spuckten Gift und Galle, aber es half nichts. Die Würfel waren gefallen, auch wenn zum Beispiel Nussbaumer inzwischen die stärkere Anbindung an die EU mit einem Bundesgesetz sozusagen erzwingen will.

Alle im Gleichschritt, bitte

Damit lässt sich der europapolitische Graben, der durch die Reihen der Genossen geht, aber nicht zuschütten. Dies soll die Arbeitsgruppe unter Pult bewerkstelligen. Der Auftrag lautet, eine Analyse und eine Strategie für die SP-Europapolitik zuhanden der Parteigremien vorzubereiten. «Präsidium, Parteirat und auch der Parteitag im Oktober werden auf der Basis unserer Arbeit über die Europapolitik diskutieren und demokratisch beschliessen», sagt der Bündner. Zu den Inhalten äussert er sich vorläufig nicht. Das Ziel ist, dass alle wieder im Gleichschritt marschieren.

Es gibt offenbar in der Arbeitsgruppe einen Konsens darüber, näher an die EU zu rücken, also in Richtung einer stärkeren Integration. Das ist aber nicht wirklich überraschend. Auseinander gehen die Meinungen, wenn es um die flankierenden Massnahmen und den Lohnschutz geht. Es sei noch nicht klar, wie man diese Klippe umschiffen könne, bekommt man zu hören. Mit anderen Worten: Die wichtigsten Fragen sind weiterhin ungeklärt. Die Turnübungen der Genossen gehen weiter. Sie werden auch in absehbarer Zukunft versuchen, in der Europapolitik einen unmöglichen Spagat zu vollbringen.



BIS ZU 10% WENIGER TREIBSTOFFVERBRAUCH

NEUER MOTOR

Mit drei Neuheiten legen wir den Fokus ganz auf die Rentabilität: die neue Turbo-Compound-Technologie, Verbesserungen am Antriebsstrang und ein Update des Optidriver-Getriebes. So können Sie bis zu 10% Treibstoff einsparen und die CO₂-Emissionen reduzieren.

[renault-trucks.ch](https://www.renault-trucks.ch)



Ostern im Krieg

Der Tod hat nicht das letzte Wort.

Gottfried Locher

Wäre ich Atheist, würde ich dieses Jahr frohlocken. Die Christen feiern mal wieder ihr unmögliches Ereignis. Sie behaupten, ein Mann sei gestorben und nun doch wieder lebendig. Sie sagen, eine Leiche habe im Grab gelegen und sei doch wieder aufgestanden und weggegangen. Sie feiern Ostern.

Wäre ich Atheist, würde ich heuer zu folgender, zweifellos vernichtender Anti-Ostern-Rede ausholen: «Schaut auf die Ukraine! Was braucht es denn noch, bis ihr Christen euren Irrtum einseht? Reicht nicht einmal ein Krieg? Zu Tausenden sterben die Menschen, und nicht einer davon wurde wieder lebendig. Da liegen die Leichen in Gräbern, ja Massengräbern, und nicht eine davon steht je wieder auf. Ihr aber feiert eine obskure Auferstehung, mit schallem Halleluja, als hätte es nie Bomben gehagelt auf Kiew. Als lägen keine Leichen in den Strassen von Butscha. Euer Ostern ist ein Hohn

Die Geschichte des Jesus von Nazareth ist eine einzige grosse Provokation für die Vernunft.

für die Toten, ein Hohn für die Lebenden und ein Hohn für alle, die noch einen Funken Verstand im Kopf haben. Ostern ist die grösste Lüge der Welt seit Christi Geburt!»

Nach diesem meinem Highlight moderner Religionskritik würde ich mich zufrieden wieder hinsetzen. Ich wüsste mich in einer Linie mit dem grossen Karl Marx, der schon vor 178 Jahren schrieb: «Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur.» Und natürlich: «Religion ist das Opium des Volks.»

Syrien, Afghanistan, Balkan, Somalia

Ostern im Krieg: Das ist tatsächlich die ultimative Zumutung für unsere Vernunft. Nie triumphiert der Tod schamloser über das Leben als im Krieg. Jedes «Halleluja» ist fehl am Platz, eher passt das «Erbarme dich unser». Allerdings gilt es genau hinzuschauen, wie immer, wenn uns die Emotionen packen.



Alles Leid der Welt verdichtet sich in diesem erschütternden Bild.

Erstens: Ostern findet immer irgendwo im Krieg statt. Seit 2000 Jahren gab es vermutlich noch kein Osterfest, während dessen nicht irgendwo ein bewaffneter, gewaltsamer Konflikt ausgetragen wurde. Im Moment toben auf fünf von sieben Kontinenten Kriege mit über 10 000 Kriegssopfern. Pro Land. Dazu kommt

ein Dutzend weiterer Konflikte rund um den Globus, auch diese mit vielen tausend Toten. Nicht irgendwann früher, sondern gerade jetzt, an Ostern. Wir schauen nur nicht hin. Ostern ist dieses Jahr nicht fragwürdiger als jedes Jahr. Das Töten in Syrien oder Afghanistan, im Balkan und in Somalia war so grässlich wie das

Töten jetzt in der Ukraine. Ostern gibt es nur als Ostern im Krieg.

Zweitens: Die Option «Krieg» steckt in uns allen. Ein echter, von uns allen gewollter und bewahrter Frieden ist eine Illusion, eine gefährliche noch dazu. Die wenigsten von uns sind von Natur aus friedlich. In den meisten schlummert eine mehr oder minder ausgeprägte Gewaltbereitschaft, die wir besser nicht aufwecken. Das Töten, vielleicht sogar die Lust am Töten ist urmenschlich – ein Blick in die Bibel reicht. Wir sind so. Wo nicht gerade Krieg ist, haben sich die meisten von uns glücklicherweise unter Kontrolle.

Wir töten nicht, «weil wir Hemmungen haben», wie der Berner Troubadour Mani Matter singt. Und warum haben wir Hemmungen? Vielleicht auch, weil wir ein Gewissen haben, hoffentlich sogar. Vermutlich aber zum grösseren Teil, weil wir uns an Gesetze halten, an die Spielregeln einer funktionierenden Gesellschaft. Töten ist verboten. Nicht so im Krieg, dort sind die Spielregeln anders. Dort ist Töten erwünscht. Und weil es erwünscht ist, findet es statt, und es findet schrecklich statt, in allen mörderischen Facetten. Kein Horrorfilm überbietet die Wirklichkeit des Krieges. Doch nur die Spielregeln sind anders, nicht die Menschen an sich. Nur die Hemmungen sind weg. Krieg und Frieden liegen viel näher beieinander, als wir uns vormachen. Homo homini lupus: Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf. Wenn er kann, beisst er zu.

Ruck durch die Weltgeschichte

Ostern im Krieg: Mit dem Tod vor Augen blicken wir auf Michelangelos grandiose «Pietà». Sie steht im Petersdom in Rom, überlebensgross, ein Marmorblock von gut zweieinhalb Tonnen Gewicht. Und doch sind die beiden Figuren von einer unglaublichen Leichtigkeit, ganz fein, fast filigran. Die schweigende Maria hält den geschundenen Körper ihres gekreuzigten Sohnes in den Armen. Fassungslos schaut man zu. Wer meint, das Christentum bagatellisiere die schreckliche Macht des Todes, der stelle sich für fünf Minuten vor Michelangelos Meisterwerk. Alles Leid der Welt verdichtet sich in diesem erschütternden Bild, in dieser schweigenden Mutter mit ihrem toten Kind.

Was nach dieser Szene geschieht, geht wie ein Ruck durch die Weltgeschichte. Die Mutter trägt ihren Sohn zu Grabe. Der Leichnam liegt in einer Grabhöhle, mit einem grossen Stein davor. Niemand kommt hinein oder heraus. Und doch: Am nächsten Morgen ist der Stein weggerollt, das Grab ist leer. Der Leichnam fehlt, stattdessen begrüssen dubiose Gestalten «in blitzendem Gewand» die ohnehin zu Tode erschrockenen Frauen: «Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten? Er ist nicht hier.» Wie ein Lauffeuer verbreitet sich dieses Wort. Alles Weitere ist Geschichte, Weltgeschichte. Bis heute feiert das Christen-

tum die Auferstehung des Gekreuzigten. Dass der Tod nicht das letzte Wort hat. Dass die Welt nicht verdammt ist, sondern immer neu wird. Bis heute ruft man freudig von Rom bis Herrliberg: Keine Angst, es geht auf Ostern!

Provokation Jesu

Der eingangs erwähnte Atheist hat natürlich trotzdem recht. Ostern ist ein unmögliches Ereignis, physikalisch, anatomisch, medizinisch unmöglich. Die Theologen sollten aufhören, das Gegenteil zu behaupten. So unmöglich übrigens wie Weihnachten auch schon, Sie erinnern sich, schwanger durch den Heiligen Geist, eher ungewöhnlich. Und zwischen Weihnachten und Ostern all die Wundertaten, all die Heilungen. Die Ge-

Man lebt anders mit Ostern unter der Haut, positiver und offener für Neues.

schichte des Jesus von Nazareth ist eine einzige grosse Provokation für die Vernunft.

Gute Theologie weiss darum, dass sie nicht mehr sagen darf als das eine Wort: Geheimnis. Ostern wird nicht verstanden, Ostern wird gefeiert. Das ist keine faule Ausrede, sondern eine von zwei ehrlichen Antworten. Die andere wäre die des Atheisten: Ostern hat nicht stattgefunden. Wirklich wissen, was geschehen ist, tun wir nicht, nicht im Sinne der historischen Forschung. Hinweise gibt es schon, aber keine Beweise, die nur schon vor einem Bezirksgericht überleben würden. Allerdings liegt das in der Natur der Sache: Wie sollte man beweisen, was übernatürlich ist? Wir sprechen schliesslich von einem Wunder. Auferstehung

wäre nicht Auferstehung, könnte man sie beweisen.

Wenigstens ein Problem hat nun aber der Atheist: die Wirkungsgeschichte. Das leere Grab elektrisiert die Menschen sofort und während zweier Jahrtausende und auch heute. Zahlreich sind die Erlebnisberichte von denen, die den Auferstandenen gesehen haben – wollen. Oder zur eindeutigen Identifikation sogar unhygienisch mit den Fingern in der Wunde des Gekreuzigten herumstochern – der später sprichwörtliche ungläubige Thomas. Jesus war darüber übrigens *not amused*. Die Botschaft geht um die Welt: Der Tod hat nicht das letzte Wort. Einer ist auferstanden von den Toten. Tod, wo ist jetzt dein Stachel? Und so geht das bis heute. Ostern begeistert.

Das Leben ist nicht fertig

Lassen Sie sich mit begeistern. Man lebt anders mit Ostern unter der Haut, positiver und offener für Neues. Wer Ostern verinnerlicht, gibt seltener auf. Was auch immer Schreckliches geschieht – es ist nie das Letzte, was geschieht. Immer kommt noch etwas Neues, etwas Schönes, etwas, das wächst und gedeiht, etwas, das gut wird. Menschen, die darauf vertrauen, leben ruhiger, gelassener, froher. Der Tod hat nicht das letzte Wort. Das gilt bis zum letzten Atemzug. Und es gilt, lieber Atheist, der du gedanklich ja in uns allen steckst, auch über den letzten Atemzug hinaus: Das Leben ist nicht fertig, wenn es fertig ist. Aber das ist wieder eine andere Geschichte.

Gottfried Locher ist Theologe und präsierte 2011–2020 den Rat der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz.

«Selbstbestimmung bedeutet den Mut haben, die Zukunft selbst zu gestalten.»

Ricarda Giebel
Head strategische
HR Projekte Schweiz

Für das selbstbestimmte Leben unserer Kundinnen und Kunden.

SwissLife

Der Weg des Einzelnen zur Strasse der Welt

Da sind wir angelangt an dem, was man einen Scheideweg nennt.

Schwer zu sagen, welchen Weg die Welt gerade einschlägt. Und wohin er führen wird. Die Handvoll noch existierender Optimisten hoffen fast schon pathologisch, dass Einsicht eine der belohnenden Blumen am Wegesrand sein werde, dass die Menschen dann endlich doch aus Fehlern lernten und so weiter, dass die Welt das Potenzial habe, ein flächendeckendes Paradies zu werden, *creatio* irgendwann fast *ex nihilo* sozusagen. Die immer grösser werdende Zahl der Pessimisten fragt sich, weshalb überhaupt einen Weg gehen, weil des Menschen Wege führen alle in den Abgrund.

Wahrscheinlich, ich vermute es, ist das so, das mit dem Abgrund. Das Artensterben wird auch an uns nicht vorbeigehen, und wir werden nicht einmal sein wie der Kapitän, der sein Schiff zuletzt verlässt. Die Faustregel beim Artensterben ist: zuerst die Pflanzen, dann die Tiere, dann der Mensch. Wohl wird es so sein, dass, wenn die Affen und Kois verschwunden sind, wir dran sind. Übrig bleiben dann Kleinstlebewesen, Bakterien sowieso, wie schon immer, Flechten und Pilze, Ameisen möglicherweise, ich weiss es nicht, ich bin kein Biologe.

Fünf grosse Massensterben hat das Leben überlebt, eines vor 444 Millionen Jahren, eines vor 372, eines vor 252, eines vor 201 und das bisher letzte vor 66 Millionen Jahren. Vom Rhythmus dieser Auslöschung her wäre jetzt das sechste dran, und im Grunde gehen alle, ausser ein paar unverbesserliche Optimisten und Ignoranten, davon aus, dass es bereits begonnen hat. Das Aussterben hatte, so kann man sagen, immer denselben Grund, einen Planeten, der aus dem Gleichgewicht fiel und ausser Rand und Band geriet. Da waren Vulkanismus, Klimawandel, kippende Ozeane,

Impaktereignisse wie Asteroiden und Kometen. Wir lebten schon immer auf dünnem Eis, und wir hatten einfach eine lange Zeit Glück, und jetzt mehren sich die Zeichen, dass wir mit unserer Unruhe und unserem gierigen Drang die Dinge schneller vermässeln, als die Welt uns aussterben lässt.

Da sind wir – ich wollte sagen: «vielleicht», aber wahrscheinlich träfe «wohl» eher zu – an-

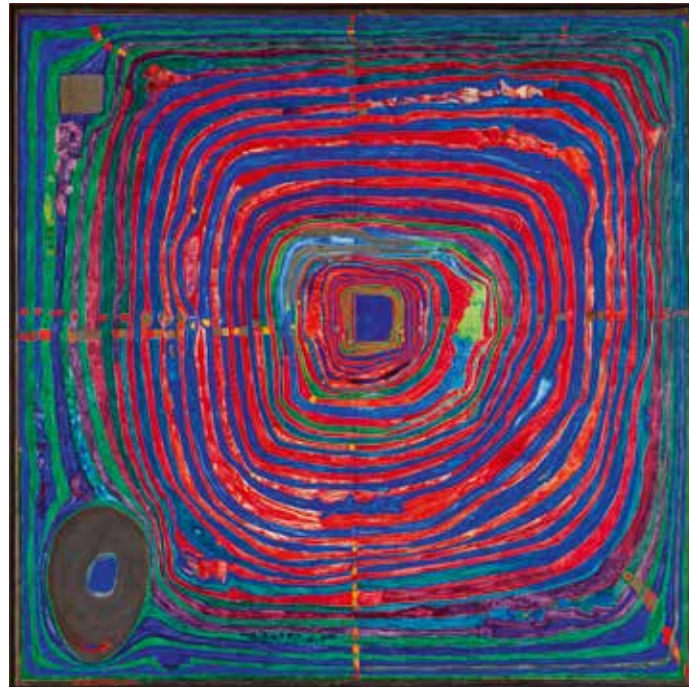
die Frage hoch, welche Welt wir eigentlich wollen; und wahrscheinlich wüssten wir es nicht. Oder doch, wir wüssten, was wir wollten, das, was alle Menschen hier für sich hoffen, etwas ganz, fast schon naiv Einfaches; eine gute Zeit haben mit diesem einzigen Leben, das wir haben.

Eine gute Zeit, das ist vermutlich eine auf einem Weg, von dem man zwar weiss, dass er einen auch, zwangsläufig, in den Abgrund führt irgendwann, aber dennoch sind die Schritte auf ihm solche, die mit einer unermüdlichen Leichtigkeit auf der Schwere gehen, Schritte, die Wind unter den Fusssohlen haben. Ein bisschen Glück, Freiheit, Empathie, einen vollen Bauch und ein volles Glas, eine gute Verdauung, Seelenbrüder und -schwestern, ein Dach über dem Kopf, gelegentlich einen Sternenhimmel, einen Vollmond über dem Meer und keine Idioten weit und breit, mehr braucht der Mensch im Grunde nicht für eine gute Zeit.

So muss jeder seinen kleinen, eigenen Weg gehen, den Blumen links und rechts mehr trauen als den leuchtenden Schildern voller Versprechungen und Verheissungen, diesen Schildern, die auf gut-asphaltierten Wegen in Sackgassen führen. Es wäre von Vorteil, wenn er schaut, dass sein Rucksack leicht bleibt, weil sein Weg immer wieder einmal schwer wird, weil Mutlosigkeit lauert und Verzweiflung

auch, und dann darf er nicht aufhören, weiterzugehen, durch all den Regen, den Sonnenschein, durch die Winde hindurch.

Und diese Milliarden von kleinen Wegen, die Billionen von Schritten jeden Tag werden zum grossen Weg der Welt, zur Hauptstrasse allen Daseins, auf die all die Wege münden. Es ist nicht der einzige Weg, den wir gehen können, aber vielleicht einer, der uns weniger ins Straucheln bringt.



Weitergehen, durch all den Regen, den Sonnenschein, durch die Winde hindurch.

gelangt an dem, was man einen Scheideweg nennt; weitermarschieren auf der ausgebauten Strasse dieses komfortablen und gepampernten Wahnsinns, die in einer Sackgasse mündet wahrscheinlich. Oder umkehren bis zur Wegmündung, an der ein anderer Weg noch gangbar schien.

Dort würden wir dann stehen, an diesem Punkt, an dem wir uns noch entscheiden könnten, weil es noch nicht zu spät ist, und dann käme

PERSONENKONTROLLE

Bortoluzzi, Rickli, Stöckli, Lüscher, Lewinsky, Kunz, Tami, Kilchsperger, Achund, Hofreiter



«Riesengaudi»: Aktrice Tami.

Toni Bortoluzzi, Abweichler, war während vieler Jahre der unbestrittene Gesundheitspolitiker in der SVP. Böse Zungen behaupteten sogar, dass er in der Rechtspartei der Einzige sei, der etwas von diesem Dossier verstehe. Als Zürcher Nationalrat setzte er sich dafür ein, dass die Kosten nicht weiter explodierten. Sein Rezept: Nicht der Staat, sondern der Markt solle den Gesundheitsmarkt regeln, erklärte er immer und immer wieder. Doch so ernst war es dem Volksvertreter dann eben doch nicht mit seinen Sonntagsreden. Das zeigt sich jetzt, wenn Bortoluzzi an vorderster Front dagegen ankämpft, dass seine Parteikollegin und Gesundheitsdirektorin **Natalie Rickli** ihre Pläne umsetzt und das Spital Affoltern in seiner Heimatregion von der Spitalliste streicht. Typisch Politiker halt: Was kümmert mich mein Geschwätz von gestern. (*odm*)

Hans Stöckli, Polit-Urgestein, hat genug. Der Berner SP-Ständerat kündigte am Dienstag, an seinem 70. Geburtstag, im *Bieler Tagblatt* seinen Rücktritt an. Stöckli wird bei den eidgenössischen Wahlen im Oktober 2023 nicht mehr kandidieren. Der Berner gehört seit elf Jahren der Kleinen Kammer an, die er 2020 als Präsident leitete. Davor war er Nationalrat und zwanzig Jahre lang Stadtpräsident von Biel. (*hmo*)

Christian Lüscher, Scooter-Aktivist, hat in Genf eine Busse kassiert, weil er seinen Roller auf einem Trottoir in Genf abstellte, was verboten ist. Der FDP-Nationalrat bezahlte die Busse, reichte aber in Bern einen Vorstoss ein, in dem er eine Gesetzesänderung verlangt. Motorroller sollen auf Trottoirs parkiert werden können, wenn daneben genug Platz für Fussgänger bleibt. Der Genfer Anwalt sieht seinen Vorstoss



Falschparker: FDP-Nationalrat Lüscher.

im Interesse der Öffentlichkeit, weil die Scooter-Fahrer die Städte vom Autoverkehr entlasten würden. Ehrlich gesagt, hört sich dieses Argument aber etwas *louche* und Lüscher an. (*hmo*)

Charles Lewinsky, Erfolgsgarant, bringt das legendäre Trio Eugster wieder zurück auf die Bühne. Im Zürcher Theater 11 erlebt die erste Schweizer Boygroup dank dem vom Starautor geschriebenen Stück «Oh läck du mir!» im September ein Revival. Zwei Fernsehgrössen machen ebenfalls mit: **Susanne Kunz** übernimmt die Hauptrolle der Wirtin Trudi. Und **Viola Tami** verkörpert die attraktive Büroassistentin des Immobilienhais Heinrich. «Das wird ein Riesengaudi für uns alle – und ganz bestimmt auch fürs Publikum», so die Ehefrau von Fernsehstar **Roman Kilchsperger**. Getreu dem Motto: Was gut und lustig war, bleibt weiter gut. (*ah*)

Mullah Hassan Achund, Polit-Neuling, hat zum Schaden noch den Spott. Die Regierung des afghanischen Taliban-Premierministers hat ihre Gegner finanziert. Irrtümlich überwies Kabul 800 000 Dollar an die afghanische Botschaft in Tadschikistan, die der gestürzten Regierung die Treue hält. Eine Bitte der Taliban um Rücksendung des Geldes lehnte der Botschafter ab. (*ky*)

Anton Hofreiter, Passionsspiel-Kandidat, hat die endgültige Definition eines Politikers gefunden: Dieser müsse menschliche Schwächen haben. «Wenn wir nur noch Heilige in der Politik haben, dann haben wir bald nur unfähige Politiker», erklärte der führende deutsche Grüne zu Rücktrittsforderungen an eine Parteifreundin. Gut, dass wir das geklärt haben. (*ky*)



INSIDE WASHINGTON

Micky Maus und die Menschenrechte

Die Walt Disney Company entdeckt gerade, dass politische Elefanten keine Angst vor Mäusen haben. [Der Elefant ist das Symbol der Republikanischen Partei, Anm. d. Red.] Letzten Monat mischte sich das Unternehmen in den Streit um Floridas Gesetz «Elternrechte bei der Erziehung» ein. Dieses, von Gegnern rasch in «Sag nicht <schwul>»-Gesetz umbenannt, will verbieten, dass an Floridas öffentlichen Schulen vom Kindergarten bis in die dritte Klasse über sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität informiert wird. Es schreibt auch vor, dass für die Sexualkunde nur altersgerechtes, vom Staat festgelegtes Unterrichtsmaterial verwendet werden darf. Zunächst verhielt sich die Maus neutral. Doch auf öffentlichen Druck hin machte sie eine Kehrtwende und erklärte, die neue Regelung stelle einen empörenden Verstoß gegen die Menschenrechte dar.

Floridas Gouverneur Ron DeSantis sagte zu Fox News: «Man fragt sich, warum wollen die uns Verrecken, dass Transgenderismus in Kindergärten oder woke Genderideologie in zweite Klassen injiziert wird?» Zusammen mit anderen Republikanern Floridas überlegt sich der potenzielle Präsidentschaftskandidat für 2024, Disneys Magic Kingdom den besonderen Selbstverwaltungsstatus zu entziehen. Floridas Senator Marco Rubio sagte der *National Review*: «Disney ist am Schwimmen, weil seine Unternehmensführung so linksradikal ist.» Und, auch er ein möglicher Präsidentschaftskandidat, fügte hinzu: «Die haben sich zum Gesicht von Bemühungen gemacht, Fünfjährige in Sachen Geschlechtsidentität zu indoktrinieren.»

In zwei Jahren muss der Kongress darüber befinden, ob das Copyright des originalen Micky Maus verlängert wird. Aufgepasst, Maus!

Amy Holmes

MÖRGELI

Politische Dimension, mal so, mal anders

Mittels einer mysteriösen Entführungsaffäre hielt ein 38-jähriger deutscher Staatsbürger aus Wallisellen den Präsidenten der Eidgenössischen Impfkommision eine Stunde lang fest. Um von ihm Geld zu erpressen. Der Entführer soll den Entführten auch bedroht haben. Die *NZZ am Sonntag* schreibt: «Die Redaktion hat sich für die Nennung des Namens entschieden, weil nur so die politische Dimension des Falles verständlich wird.»

Dieser Satz hat es in sich. Dem Kriminalfall mit dem tragischen Ausgang, zwei Erschossenen, soll also ein politischer Dreh verliehen werden. Nur bedürfte dies handfester Belege. Doch die *NZZ am Sonntag* begnügt sich mit einem Blindflug ins Blaue. Sie raunt über die Gefährdung von Corona-Exponenten und spekuliert, der nationale Impfchef Christoph Berger sei «von einem mutmasslichen Gegner der Corona-Massnahmen» entführt worden. Das Blatt zitiert einen anonymen Zeugen, gemäss dem die Impffrage in den letzten zwei Jahren wohl am meisten Hass gegenüber Politikern und Experten ausgelöst habe.

Dumm nur, dass das betroffene Entführungsoffer Christoph Berger gleichentags der Deutung entgegentrat, die Entführung stehe in einem Zusammenhang mit seiner Rolle als Impfchef während der Covid-Pandemie. Wie Berger schreibt, widerspricht «dieses Narrativ meinem persönlichen Erleben während der Entführung». Jedenfalls will Berger die Affäre nicht politisieren und seinen Namen in diesem Zusammenhang nicht in den Medien sehen.

Doch die *NZZ am Sonntag* nennt den Namen, «weil nur so die politische Dimension des Falles verständlich wird». Bei der Erpressungsaffäre eines gewissen Bundesrats Alain Berset unternahm die gleiche *NZZ am Sonntag* nach einem ersten Artikel alles, um die politische Dimension des Falles abzustreiten. Obwohl Berset seinen Staatsapparat einsetzte, um die Affäre niederzuschlagen. Weiterführende Artikel durften in diesem Fall in der *NZZ am Sonntag* nicht mehr erscheinen. Diese Je-nachdem-Politisierung ist unglaublich. Ohne Journalisten gäbe es zwar weniger Artikel. Dafür mehr Fakten.

Christoph Mörgeli

Lob der «Arena»

Das journalistische Potenzial am Leutschenbach ist gross, wie der unerschrockene Moderator Mario Grossniklaus zeigt.

Marcel Odermatt

Nach der letzten SRF-«Arena» zur Lex Netflix am Freitagabend kam es zum Eklat: Ein wütender Kulturminister Alain Berset verlangte nach der Sendung eine Aussprache mit Ersatzmoderator Mario Grossniklaus. Was war passiert?

Grund für den Ärger des SP-Bundesrats war eine Recherche von SRF. Die Journalisten aus der Redaktion der Politik-Show fanden heraus, dass eine Darstellung im Abstimmungsbüchlein nicht korrekt ist. Diese erweckt den Eindruck, dass fast alle europäischen Staaten bereits eine Abgabe für Streaming-Dienste eingeführt haben, um dieses Geld in die heimische Filmproduktion zu investieren.

Die Schweiz sei folglich eine Insel und ziehe mit dem neuen Filmgesetz (Lex Netflix) nur nach, was längst Standard ist. Nur: Das stimmt nicht, wie die SRF-Journalisten in der Sendung publik machten: So kennt beispielsweise Schweden keine Investitions- oder Abgabepflicht – anders als auf der Karte im Abstimmungsbüchlein eingezeichnet. Dasselbe gilt für die Niederlande.

Grossniklaus konfrontierte Berset mit diesen Ergebnissen. Der SP-Magistrat – bei SRF seit Jahren an einen Schmusekurs gewöhnt – kam ins Schlingern. Nach der Sendung verlor er vollends die Contenance. Er stellte die Fernsehmacher richtiggehend in den Senkel, wie andere Teilnehmer des Talks beobachten konnten.

Gezänk und Rechthaberei

Die Recherche hat jetzt Konsequenzen. Das Komitee «Filmgesetz nein!» bestätigt diese Woche gegenüber *20 Minuten*, dass gegen die Vorlage des Filmgesetzes eine Abstimmungsbeschwerde erhoben werde. «Wir verlangen vom Bundesrat, dass er auf diesen eklatanten Fehler hinweist und die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger über den wahren Sachverhalt aufklärt», sagt Matthias Müller, Präsident der Jungfreisinnigen Schweiz und Gegner der Vorlage.

Ausser Frankreich, Italien und Spanien hätten alle anderen Länder in Europa keine oder nur eine viel tiefere Filmsteuer. «Die Grafik

im Abstimmungsbüchlein suggeriert aber das Gegenteil», erklärt Müller. Dieser Umstand trage möglicherweise dazu bei, dass der Urnengang am 15. Mai beeinflusst werde.

Mit ihren Nachforschungen lieferte SRF einen wichtigen Beitrag im Abstimmungskampf. Weil es bei dieser Vorlage gemäss Umfragen eng zu- und hergeht, können solche Enthüllungen eine wichtige Rolle spielen, ob das Filmgesetz angenommen oder abgelehnt wird. Für die Zuschauer war es die beste «Arena» seit langem: Es zeigt sich, wie gross das journalistische Potenzial am Leutschenbach ist.

Nach dem Beitrag am Freitagabend wünscht man sich eigentlich nur eines: dass der unerschrockene Grossniklaus die «Arena» nicht nur sporadisch, sondern fix moderieren darf. Das peinliche Gezänk und die Rechthaberei im Umgang mit einer unliebsamen Partei, die die «Arena»-Macher jüngst veranstaltet haben, schienen plötzlich ganz weit weg.

Liebe ist...



... zu prüfen, ob es nicht doch bloß ein Traum war.

Uri: Beide Marinas futsch und fertig

Samih Sawiris konnte – wenn wir ihm glauben wollen – wegen Andermatt nicht mehr schlafen. Bis er die Bergbahnen an die Amerikaner verkaufte.



Kaum ausgeschlafen, stehen neue Gespenster in der Haustüre des sympathischen Ägypters. Erstes Opfer: Die Marina von Flüelen ist schon tot. Zweites Opfer: Die Marina von Iselten liegt auf der Intensivstation. Wenn sie eine minime Überlebenschance haben will, muss Samih Sawiris diese Marina amputieren.

Andermatt ist ein Wind- und Schattenloch. Ich weiss, worüber ich schreibe. Während insgesamt vier Wochen habe ich als Schweizer Soldat die Pisten am Nätschen für Armeemeisterschaften rauf und runter geknetet.

Das Skigebiet ist auch nach fünfzehn Jahren Sawiris und dreizehn neuen Bahnen bestenfalls mittelmässig. Und es fehlt sowohl im Winter wie im Sommer an einer attraktiven Ausflugsbahn für Nichtskifahrende. An einem Urner Gornergrat oder Jungfrauoch.

Wer Andermatt 2.0 verstehen will, muss wissen, wie der neue Hauptaktionär der Bergbahnen funktioniert. Vail Resorts betreibt – der Name sagt es – erfolgreich Resorts: Die Investoren kaufen den Boden. Sie lassen Ferienwohnungen, Skianlagen und Nebenbetriebe erstellen. Die Hälfte der Wohnungen wird für viel Geld an Superreiche und Stinkreiche verkauft, die in der Regel nicht vermieten. Die andere Hälfte wird bewirtschaftet und sorgt für Umsatz bei den Bahnen und den Nebenbetrieben.

Die Tageskarten sind sackteuer. Umgekehrt ist der «Epic Pass», der bisher weniger als 800 Franken pro Jahr kostet, ein Erfolg. Mit ihm kann man in allen Vail Resorts die Pisten benutzen.

Die Löhne sind so tief, dass in diesem Winter einige Bahnen geschlossen blieben. Wegen des

Biden-Booms fand sich nicht genügend Personal. Im nächsten Winter steigen die Löhne um mehr als 7 Prozent des Umsatzes. Immerhin.

2007 drückten Bundesrat Christoph Blocher und, neben anderen, die Urner Regierungsrätin Heidi Z'graggen Samih Sawiris gemeinsam eine Gelddruckmaschine in die Hand: Der Bund verschenkte sein Land. Und

Amerikanische Kapitalisten sind keine Samariter. Sie werden in Andermatt kein Geld verlieren.

Sawiris durfte alle von ihm erstellten Wohnungen bis 2022 an Ausländerinnen und Ausländer verkaufen.

Stationen wie St. Moritz, Davos, Laax, Riederalp, Saas-Fee, Zermatt, Verbier und Co. wären bei solchen Rahmenbedingungen erst recht aus allen Nähten geplatzt.

Nicht so Andermatt. In fünfzehn Jahren wurde nur ein Drittel der bewilligten Wohnungen erstellt und verkauft. Deshalb lässt der Bund die bisher nicht funktionierende Gelddruckmaschine einfach weiterlaufen. Dies – wie man aus Bern berichtet – auf Druck von Heidi Z'graggen. Die Folge: Wer die noch nicht überbauten Bauparzellen besitzt, kann bis 2040 alles an Ausländerinnen und Ausländer verkaufen.

Die Andermatt Bergbahnen machten bisher nur zwanzig Millionen Franken Umsatz. Sie müssten dreissig Millionen Umsatz schaffen, um mit den heutigen Anlagen keine roten

Zahlen zu schreiben. Und sechzig Millionen, wenn investiert wird, was neu versprochen wird. Geht gar nicht, weil in Andermatt verfügbare Betten fehlen: Die reichen Besitzer von Appartements vermieten ihre Betongoldbunker nicht. Und nicht rentable Luxushotels wie das «Chedi» haben zu wenig Betten und zu hohe Preise.

Amerikanische Kapitalisten sind keine Samariter. Sie wollen und werden in Andermatt kein Geld verlieren. Die Fortsetzung der Geschichte sieht deshalb – wenn ich mich nicht täusche – so aus: Die Yankees werden das Skigebiet stilllegen. Genauer, sie werden mit der Stilllegung drohen, wenn ihnen Samih Sawiris nicht die noch unüberbauten Parzellen günstig weiterverkauft. Um im zweiten Anlauf so endlich ein funktionierendes, amerikanisches Resort zu erstellen. Es wird nächstens um die Teilung der Blocher-Beute gehen. Nach dem Deal ist vor dem Deal.

Wird Uri in diesem Umgang seine Interessen wahrnehmen und durchsetzen können? Erstens muss endlich günstiger gemeinnütziger Wohnraum in und für Andermatt erstellt werden. Zweitens braucht es bezahlbare Tageskarten für die Einheimischen. Und drittens den Verzicht auf Einsprachen gegen bifaziale Freiflächenanlagen. Denn hier liegt die Zukunft Uris. Vorausgesetzt, die angebliche Umweltschützerin Heidi Z'graggen kann gestoppt werden.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Rettet die Alpen vor den Grünen

Umweltbewegte Linke kämpften einst gegen jegliche Eingriffe in die Bergwelt. Heute wollen sie die letzten unberührten Flächen in eisigen Höhen mit Solarpanels zapflastern.

Hubert Mooser



Hochsensibles Naturparadies.

Monte-Rosa-Hütte, 2883 Meter über Meer, am Fuss des gleichnamigen Massivs, aus dem auch die Dufourspitze emporragt: Der Weg dorthin ist schwierig und nur Wanderern zu empfehlen, die sich in hochalpinen und vergletscherten Regionen auskennen. Die Hütte, die aufgrund ihrer Aluminiumverkleidung in der Sonne funkelt wie ein Bergkristall, ist das Gemeinschaftswerk der ETH Zürich und des Schweizer Alpen-Clubs und, recht besehen, ein kleines Kraftwerk: Hundert Solarpanels auf der Südfassade versorgen das Haus mit Strom aus Sonnenlicht. Alles hängt an dieser Anlage: Wasseraufbereitung, Heizung, Beleuchtung.

Die Hütte ist ein Symbol dafür, wie man mit moderner Solartechnik das Überleben in unwirtschaftlichen Regionen sicherstellen kann. Doch als der Bergkristall 2009 gebaut wurde, dachten wohl nur wenige daran, dass man hochalpine Solarkraftwerke nicht bloss zur Alimentierung

abgelegener Berghütten, sondern auch zur Versorgung ganzer Täler mit elektrischer Energie aus eisigen Höhen erstellen könnte – natürlich in einem viel grösseren Massstab.

Bodenmanns «Alpengold»

Einer, der seit Jahren in jeder zweiten Kolumne, die er für die *Weltwoche* und den *Walliser Boten* schreibt, den Bau solcher Anlagen als Lösung künftiger Energieprobleme anpreist, ist der frühere SP-Präsident Peter Bodenmann. Er rühmt die sogenannten bifazialen Solarzellen in hochalpinen Regionen, also beidseitig aktive Panels, als wahres «Alpengold».

Unbestritten ist, dass das sonnenreiche Wallis hier brachliegendes Potenzial hat. Das haben das Schweizerische Institut für Schnee- und Lawinenforschung und die ETH Lausanne schon vor Jahren in einer Studie aufgezeigt. Die Solarmodule in grosser Höhe produzieren nicht nur pro Quadratmeter Strom in grösseren Men-

gen, sondern liefern diesen sogar bei Bedarf und vor allem auch in den Wintermonaten, wenn das Mittelland unter einer Nebeldecke liegt und der eigene Saft knapp ist.

Bodenmann als lautester Lobbyist in dieser Sache ist allerdings überzeugt, dass die Bergkantone Bern, Tessin, Uri, Graubünden und Wallis mit hochalpinen Solarkraftwerken sogar mehr Winterstrom produzieren könnten, als die Schweiz braucht. Längst ist er nicht mehr allein. Auch die Präsidentin von Swissolar, die Aargauer SP-Nationalrätin Gabriela Suter, weilt inzwischen für die Installation solcher Anlagen. Aufgeschlossen zeigen sich zudem die zuständigen Walliser Staatsräte Franz Ruppen (SVP) und Roberto Schmidt (Mitte) sowie der Fraktionschef der Mitte im Bundeshaus, Nationalrat Philipp Matthias Bregy.

Das reicht Bodenmann noch lange nicht. Unermüdlich prügelt er in seinen Kolumnen auf all jene ein, die seine hochfliegende Vision

nicht teilen, wie etwa die Urner Ständerätin Heidi Z'graggen (Mitte), die ein Moratorium für Freiflächen-Solaranlagen fordert. Sie will zuerst einen gesetzlichen Rahmen schaffen.

Die Alpenwelt steht kopf. Leute wie Z'graggen, die die bautouristische Entwicklung vorangetrieben haben, wollen weitere Eingriffe in die Natur bremsen. Linke und Grüne, die einst Sturm liefen gegen den Bautourismus, möchten nun noch die letzten unberührten Regionen mit Solarpanels zupflastern.

Gegen Skitourismus

Die Alpen sind ein hochsensibles Naturparadies, das sich von Nizza am Mittelmeer bis nach Slowenien und nach Ungarn ausdehnt. Die meisten Viertausender dieser 1200 Kilometer langen Bergkette stehen in der Schweiz, vor allem im Wallis. Grüne Wiesen, schneebedeckte Gipfel, würzige Luft und ein angeblich unverdorbenes Leben – das lockt immer noch Millionen Menschen mit romantischen Vorstellungen über das Bergleben an.

Mit dem aufkommenden Massen- und Skitourismus ab den 1960er Jahren ging man in den Berggebieten dazu über, Wälder für Ski-

Die Alpen sind ja nicht bloss ein Naturreiservat für Wölfe, sondern der Lebensraum vieler Menschen.

pisten zu roden, Hänge zu planieren und jeden Hügel mit Skiliften zu erschliessen. Chalets und Ferienhaussiedlungen schossen wie Pilze aus dem Boden. Etwa zeitgleich entstanden grosse Staumauern wie die Grande Dixence im Val d'Hérémence oder jene von Mauvoisin im Val de Bagnes und andere. Kehrseite der Medaille: All diese Bauwerke stellten einen massiven Eingriff in die Natur dar. Das wurde jahrzehntelang breit akzeptiert, weil es der Bergbevölkerung Jobs und Einkommen brachte. Die Alpen sind ja nicht bloss ein Naturreiservat für Wölfe, sondern auch der Lebensraum vieler Menschen.

Doch ab den 1970er Jahren wurde besonders der weitere skitouristische Ausbau im Wallis zunehmend kritischer beurteilt. Der Schriftsteller Maurice Chappaz prangerte in einer Streitschrift die Tourismuspromotoren als Zuhälter des ewigen Schnees an. In seinem Fahrwasser segelte auch die Linke im Ober- und Unterwallis. Sie rannten gegen neue Skilifte und Ferienhaussiedlungen an, gegen das Trockenlegen von Bergbächen durch die Stromlobby, gegen zusätzliche Transitachsen durch die Alpen, gegen Militärübungen in den Bergen, also gegen alles, was den Bergfrieden beeinträchtigte.

Der Widerstand sei bitter nötig gewesen, erinnert sich ein rot-grüner Aktivist. Damals habe man fast jeden Hang mit einer Neigung von über zehn Grad als potenzielles Skigebiet gesehen. In-



zwischen gilt jeder Hang im Hochgebirge und in Südlage mit hoher Sonneneinstrahlung als idealer Standort für ein Freiflächen-Solkraftwerk. Nur dass heute rot-grüne Kreise für solche Installationen trommeln, die in der Vergangenheit jeden Eingriff in die Natur bekämpften. Darauf verweisen Oberwalliser, die sich in den vergangenen Jahren über den Widerstand der Linken und Grünen gegen touristische Projekte ärgerten.

Tatsächlich sind es SP-Vertreter aus dem Oberwallis, die im Walliser Parlament am meisten Druck für Freiflächenanlagen machen. Das SP-Trio Doris Schmidhalter-Näfen, Marc Kalbermatter und Christine Seipelt Weber hat schon mehrere Interpellationen zum Thema eingereicht. Darin wird vorgerechnet, dass man auf 2 Prozent der Walliser Kantonsfläche (5224 Quadratkilometer) weit mehr als 10 Milliarden Kilowattstunden Solarstrom produzieren könnte. Grossrätin Schmidhalter-Näfen, im Oberwallis nebst Bodenmann lauteste Wortführerin für die alpine Solaroffensive, sagt: «Wir haben ein Winterloch von 25 Milliarden Kilowattstunden. Wir müssen dieses stopfen. Das geht schnell und kostengünstig mit solaren Freiflächenanlagen.»

Hunderte Anlagen wären nötig

Ein Muster könnte das Projekt liefern, das in den vergangenen Wochen schweizweit für Furore sorgte. Oberhalb des Grenzdörfchens Gondo, auf einer einsamen Alp in 2200 Metern Höhe, soll die grösste alpine Fotovoltaik-Anlage der Schweiz entstehen. Es ist ein Gemeinschaftsprojekt der Gemeinde Gondo-Zwischbergen, der lokalen Kraftwerks- und Netzbetreiberin und des Projektinitianten Renato Jordan. Aufgrund der Höhenlage könnte hier pro Quadratmeter rund doppelt so viel Strom wie bei einer vergleichbaren Anlage im Mittelland produziert werden. Der Winteranteil liegt bei 55 Prozent. Die Anlage soll einst über 23 Millionen Kilowattstunden Strom pro Jahr liefern.

Allerdings bräuchte es ein paar Hundert solcher Anlagen, wenn man AKW, Öl und Gas mit der Kraft der Sonne ersetzen will. Ein paar Schuhnummern grösser ist das Projekt im Safischtal, lanciert von der *Roten Anneliese*, dem

Kampfbild der Oberwalliser Linken. An den Hängen zwischen Bättli- und Breithorn, auf einer Fläche von 5,6 Quadratkilometern, gebe es ein gewaltiges Potenzial für Sonnenenergie. Über zwei Milliarden Kilowattstunden könnten hier produziert werden. Das Kraftwerk käme allerdings entlang einer beliebten Wanderroute zu stehen, die vom Rosswald oberhalb von Brig ins Binntal führt. Der Präsident der Territorialgemeinde Grengiols, Armin Zeiter, bestätigt nur, dass man sich darüber Gedanken mache. Andere machen auf die schwierige Geologie in diesem Gebiet aufmerksam, die es nicht erlaube, die Panels im Boden zu verankern. Sie verweisen ausserdem auf regelmässige Lawinneneidgänge in dieser Zone.

Sommarugas Prioritäten

Illusionen darf man sich sowieso keine machen, denn im Wallis steht der Ausbau der Wasserkraft im Vordergrund. Staatsrat Schmidt, der 2011 als Nationalrat die Weichen dafür gestellt hatte, dass man auf den Bau neuer Atomkraftwerke verzichtete, würde aber gerne die Solaranlage hoch über Gondo als «Pilotprojekt» realisieren, wie er sagt. Der Hemmschuh sei der Bund, der sich gegen solche Projekte sträube. Tatsächlich priorisiert Energieministerin Simonetta Sommaruga (SP) Solaranlagen auf Dächern und an Fassaden, was letztlich ebenfalls zu einer Verschandelung führt.

Schliesslich gilt es zu bedenken, dass diese Hightech-Solkraftwerke in eisigen Höhen auf dem Papier oft besser aussehen, als sie es in Wirklichkeit sind. Der Bergkristall am Fuss des Monte Rosa wurde zuerst bejubelt, später mit Häme übergossen, als es mit dem Abwasser Probleme gab. Es brauchte erhebliche Nachbesserungen, bis die energieautarke Hütte in der hochalpinen Region gut funktionierte.

VALUES WORTH SHARING

«Mich treibt an,
was meine
Kunden bewegt.»

Lydia Lum, LGT Mitarbeiterin seit 2015



Private
Banking

lgt.ch/values

Plötzlich waren es Ägypter

Ein Vermieter im Solothurnischen überliess ukrainischen Flüchtlingen zwei Wohnungen. Trotz entsprechendem Mietvertrag wollte das Sozialamt andere Asylbewerber schicken.

Christoph Mörgeli

Eigentlich war alles sehr gut gemeint. Ein privater Liegenschaftsbesitzer und dessen Immobilienverwaltung einigten sich darauf, zwei leerstehende Wohnungen ukrainischen Flüchtlingen zur Verfügung zu stellen. Das Sechsfamilienhaus im solothurnischen Wasseramt soll in eineinhalb Jahren einem Neubau weichen, weshalb für die Wohnungen keine Dauermieter mehr in Frage kommen. Angesichts vieler Schlagzeilen über die Probleme beim Unterbringen ukrainischer Flüchtlingsfamilien bot die mit der Vermietung beauftragte Firma dem Regionalen Sozialdienst von Biberist, Bucheggberg und Lohn-Ammannsegg (BBL) je eine Fünfeinhalb- und eine Viereinhalbzimmerwohnung an. Der Nettomietzins war mit 1200 beziehungsweise 1100 Franken äusserst bescheiden.

Der kontaktierte Sozialdienst zögerte angesichts solch kulanter Bedingungen nicht lange und unterschrieb am 30. März die entsprechenden Mietverträge mit einmonatiger Kündigungsfrist. Ausdrücklich wurde darin festgehalten, dass eine Verlängerung oder Erstickung des Mietverhältnisses ausgeschlossen sei, da das Mietobjekt per 30. September 2023 abgebrochen werde. Weiter stand wörtlich: «Die Mieter verpflichten sich, das Mietobjekt nur ukrainischen Flüchtlingen zur Verfügung zu stellen.» Auch im Übernahmeprotokoll wurde als Mieter glasklar definiert: «Regionaler Sozialdienst BBL für ukrainische Flüchtlinge».

Befremden und Empörung

Was dann geschah, sorgte bei den Vermietern für Befremden, ja für Empörung. Der Biberister Sozialdienst besichtigte die Wohnungen, befand sie für geeignet und organisierte einen Transport, um die beiden Wohnungen zu möblieren. Während einer Zigarettenpause unterhielten sich die Umzugs-Mitarbeiter darüber, dass keineswegs nur ukrainische Flüchtlinge für die zwei Wohnungen vorgesehen seien. Eine Mieterin bekam bei offenem Fenster mit, dass die grössere Wohnung durch eine siebenköpfige ägyptische Familie, die andere durch sechs Männer unbekannter Herkunft bezogen werde. Die Vermieterschaft – von der Mieterin hierüber in-

formiert – wandte sich an den Sozialdienst, es sei doch vertraglich nur die Unterbringung von Ukrainern vereinbart worden, was die langjährigen Mieter auch gerne akzeptiert hätten. Ein Ersatz durch andere Asylbewerber war indessen auch nicht im Sinne der vier übrigen Mietparteien.

Nun wandte sich die vermietende Firma direkt an die Spitze der Gemeindeverwaltung von Biberist und wollte wissen, warum hier vertragswidrig gehandelt werde. Sie kam beim vollamtlich tätigen Biberister Gemeindepräsidenten

Der Chef der Einwohnergemeinde hielt fest: Wer genau die Wohnungen beziehe, gehe die Vermieter nichts an.

Stefan Hug-Portmann (SP), der den Mietvertrag unterschrieben hatte, ausgesprochen schlecht an. Der Chef der Einwohnergemeinde hielt fest, schliesslich sei der Regionale Sozialdienst Mieter; wer genau die Wohnungen beziehe, gehe die Vermieter nichts an. Schon gar nicht hätten sie ein Recht auf Einsicht in die einzelnen Pässe. Von Seiten des Gemeindepräsidenten soll sogar der Vorwurf des Rassismus gefallen sein.

Hierauf forderte die Vermieterschaft am 5. April den Regionalen Sozialdienst BBL auf, schriftlich zu bestätigen, «dass in beiden Wohnungen nur Flüchtlinge mit ukrainischem Pass wohnen werden». Genauso war es vorgängig in den Mietverträgen beidseitig festgehalten worden. Ausserdem hielt das Schreiben fest: «Gemäss Mietrecht sind Sie zudem verpflichtet, uns

die Personen (Name/Vorname/Geburtsdatum) der Wohnungsbewohner vorgängig schriftlich mitzuteilen.» Schliesslich äusserten die Vermieter auch ihr Bedauern, dass es bereits zu Beginn wegen mangelnder Kooperation seitens der Mieterschaft zu Unstimmigkeiten komme.

«Wir suchen unter Hochdruck»

Hierauf erhielt die Vermieterschaft aus dem Gemeindehaus Biberist einen Anruf des Regionalen Sozialdienstes, unter diesen Umständen verzichte man auf das Mietverhältnis. Dies ist ein klares Indiz dafür, dass entgegen dem erst Ende März abgeschlossenen Mietvertrag für die beiden Wohnungen nicht nur ukrainische Flüchtlinge vorgesehen waren. Es stellt sich die Frage, ob hier die gute humanitäre Absicht von Vermietern von Anfang an durch die Einquartierung anderer Asylbewerber hintergangen wurde. Im weiteren liess der Sozialdienst die Vermieterschaft wissen, man werde die Wohnungen jetzt räumen und sich mit allfälligen Schadenersatzforderungen wieder melden. Worauf sich prompt auch die Vermieter mögliche Schadenersatzforderungen vorbehielten.

Gemeindepräsident Hug-Portmann kann sich nicht mehr genau daran erinnern, dass er den Nachtrag zum Mietvertrag zugunsten ausschliesslich ukrainischer Flüchtlinge separat unterschrieben hat. Er ging vielmehr von Mietverträgen ohne Einschränkung aus. Es seien bei den fraglichen Wohnungen durchaus Menschen mit ukrainischen Pässen vorgesehen gewesen, auch wenn sie ursprünglich von anderswo stammten: «Wir bekommen die Flüchtenden vieler Nationalitäten vom Kanton zugewiesen und müssen für sie unter Hochdruck Wohnungen suchen. Alle für die Wohnungen vorgesehenen Personen haben nach Prüfung durch das Staatssekretariat für Migration den Schutzstatus S erhalten. Die Unterteilung in Flüchtlinge erster und zweiter Klasse ist problematisch.» Dabei lobt der Biberister Gemeindepräsident die erfreuliche Solidarität mit den Ukrainern: «Gerade am Samstag haben wir an einem Sammeltag von Möbeln für ukrainische Flüchtende von der Bevölkerung enorme Hilfsbereitschaft erfahren.»



«Willigt in einen Kompromiss ein!»

Griechenland, Zypern, Nordirland: Der frühere griechische Finanzminister Yanis Varoufakis über die Lösung blutiger Konflikte und sein Rat an den ukrainischen Präsidenten.

Pierre Heumann

Weltwoche: Herr Varoufakis, viele halten Sie, den linken Radikalen, für einen Handlanger des russischen Präsidenten Wladimir Putin. Wie kommt das?

Yanis Varoufakis: Als Grieche weiss ich: Der einzige Grund, dass wir heute einen eigenen Staat haben, ist ein Kompromiss.

Weltwoche: Weil Griechenland gegenüber dem Osmanischen Reich nachgegeben hat?

Varoufakis: Der Kompromiss war zu Beginn des 19. Jahrhunderts von unseren Verbündeten mit den Osmanen ausgehandelt worden, und wir akzeptierten ihn.

Weltwoche: Die europäischen Grossmächte waren bis zum Ersten Weltkrieg Garanten Griechenlands. Unabhängigkeit sieht anders aus.

Varoufakis: Nach dem Abkommen lebten zwar die meisten Griechen auf der falschen Seite der Grenze – aber wenigstens hatten wir unseren eigenen Staat. *(Lacht)*

Weltwoche: Empfehlen Sie diesen Pragmatismus heute auch den Ukrainern?

Varoufakis: Ich gebe Ihnen ein Beispiel aus unserer Geschichte. 1827, in der Schlacht von Navarino, befreiten wir den Peloponnes und Athen. Das war ein grossartiger militärischer

«Will Putin überhaupt Frieden?» – «Ja. Davon bin ich fest überzeugt.»

Erfolg. Das Osmanische Reich hatten wir damit zwar nicht besiegt. Aber es gelang uns, den Sieg in einen Frieden zu verwandeln, ihn zu kapitalisieren. Und genau das ist mein Rat an die Ukrainer: Willigt in einen Kompromiss ein!

Weltwoche: Was Ihnen viele vorwerfen, vor allem auch in der Ukraine.

Varoufakis: Ich verstehe wirklich nicht, wober sich meine Kritiker aufregen. Sollen wir etwa die Ukrainer anstacheln, einen mehrjährigen Guerillakrieg gegen Russland zu führen, bis nichts mehr von der Ukraine übrig bleibt?



«Nur Joe Biden kann vermitteln»:
Yanis Varoufakis.

Weltwoche: Sie glauben trotz des bisherigen Kriegsverlaufs nicht, dass die Ukraine Russland besiegen kann?

Varoufakis: Die Chancen sind gleich null.

Weltwoche: Wie stellen Sie sich denn ein Ende der Kampfhandlungen vor?

Varoufakis: Das Ziel sollte natürlich sein, dass sich die Russen auf die Linien vor dem Kriegsbeginn zurückziehen. Darüber darf es keine Verhandlungen geben, das müsste Putin akzeptieren.

Weltwoche: Die Ukraine müsste auf die Krim verzichten?

Varoufakis: Die Krim-Krise müsste während mehrerer Jahre eingefroren bleiben, weil der Konflikt derzeit nicht lösbar ist. Die Geschichte liefert auch da ein Beispiel dafür, dass pragmatische Ansätze eine friedliche Lösung begünstigen.

Weltwoche: Woran denken Sie?

Varoufakis: An den Konflikt auf Zypern. 1974 haben türkische Streitkräfte ein Drittel des

Gebietes der Republik Zypern besetzt und dort eine türkische Marionettenregierung eingesetzt. Der Konflikt ist seither eingefroren. Irgendwann wird er sich mit Diplomatie friedlich lösen lassen. Bis dann aber sage ich: Der Schutz menschlichen Lebens steht für mich zuoberst.

Weltwoche: Im Donbass-Konflikt war in den Jahren 2014 und 2015 ein dauerhafter Waffenstillstand vereinbart worden. Der wurde allerdings nicht eingehalten.

Varoufakis: Wie wir wissen, kam es auf beiden Seiten zu Massakern. Was mich an den Nordirland-Konflikt erinnert. Er wurde mit dem sogenannten Good Friday Agreement beigelegt. Es sah unter anderem vor, dass Irland auf eine Wiedervereinigung mit Nordirland verzichtet und dass keine «harte» Grenze zwischen Irland und Nordirland verläuft. Das Abkommen wurde von den USA überwacht, die EU gab den Nordiren Geld, und vor allem: Katholiken und Reformierte, die sich zuvor bis aufs Blut bekämpft hatten, erhielten Kontroll- und Überwachungssysteme. Im Donbass sollte man ebenfalls versuchen, auf Grundlage dieser Lösung die Spannungen abzubauen.

Weltwoche: Will Putin überhaupt Frieden?

Varoufakis: Ja. Davon bin ich fest überzeugt.

Weltwoche: Haben Sie ihn je getroffen, dass Sie sich da so sicher sind?

Varoufakis: Zum Glück nicht. *(Lacht)* Er würde mich vermutlich in eine Gefängniszelle stecken. Denn ich mache kein Geheimnis daraus, dass ich von ihm die schlechtestmögliche Meinung habe. Er ist zwar nicht dumm, aber er ist ein böser Mensch.

Weltwoche: Wer könnte eine Waffenruhe oder einen Frieden vermitteln?

Varoufakis: Das kann nur eine Person. Sein Name ist Joe Biden, Präsident der USA. Es braucht ein Abkommen zwischen Supermächten. Als zentraler Bestandteil müsste Putin in die Lage versetzt werden, den Russen und der Welt einen diplomatischen Erfolg verkünden zu können.

Weltwoche: Was wäre seine Botschaft?

Varoufakis: Dass er mit dem Krieg die weitere Osterweiterung der Nato beendet habe.

Frühstück mit Amigos in Papa Joes Büro

Einblicke in Hunter Bidens Laptop fördern immer mehr Belege zutage, wie stark Joe Biden seinem Sohn zu Millionen-Deals verholfen hat. Etwa mit den reichsten Tycoons Lateinamerikas.

Urs Gehriger

Bis auf den heutigen Tag schweigt US-Präsident Joe Biden. Er streitet hartnäckig ab, dass er je mit seinem Sohn Hunter über dessen globales Geschäftsnetzwerk gesprochen hat – ein Netzwerk, mit dem Hunter und sein Team Dutzende Millionen Dollar geschaffelt haben. Die *Weltwoche* verfügt über eine Kopie von Hunter Bidens Laptop (siehe Box). Erste Recherchen geben eine Vorstellung davon, wie stark Hunter von der Macht seines Vaters während der Amtszeit als US-Vizepräsident (2009–2017) profitiert hat. In Hunters Terminkalender finden sich über hundert Treffen im «NavObs». Das Akronym steht für «U.S. Naval Observatory», die Residenz des Vizepräsidenten in Washington, D.C. Die auffällig häufige Teilnahme von Hunter bei Treffen mit internationalen Gästen erstaunt umso mehr, als er nie eine offizielle Funktion in der US-Regierung bekleidet hat.

Ein für Hunters Business nahrhaftes Meeting figuriert in seiner Agenda für den 19. November 2015, um 8.30 Uhr unter dem knappen Vermerk «Frühstück mit Dad – NavObs». Sechs Fotografien im Laptop-Bildarchiv dokumentieren den Event. Ein strahlender Vizepräsident Joe Biden und dessen Sohn Hunter stehen im Salon der Vize-Residenz, umringt von drei der mächtigsten Männer Südamerikas. Zu Bidens Linken stehen der mexikanische Milliardär Miguel Alemán Velasco und dessen gleichnamiger Sohn, Gründer der Billigfluglinie Interjet. Hunter legt seinen Arm leger um Valesco Juniors Schulter. Hunter und dessen damalige Frau Kathleen hatten wenige Monate zuvor in Miguels Villa in Acapulco residiert.

Zu Joe Bidens Rechten grinst Carlos Slim in die Kamera. Slim war von 2010 bis 2013 der reichste Mann der Welt. Zum Zeitpunkt dieses Treffens steigt er zum grössten Aktionär der *New York Times* auf. Hunters Beziehung zu Slim reicht bis in die Anfänge von Joe Bidens Vizepräsident-

schaft, wie die *New York Post* schreibt, die als Erste Originaldokumente über das Amigos-Frühstück veröffentlicht hat. Eine erste Annäherung erfolgte bei einem Staatsbankett 2010, gerichtet von Vater Joe zu Ehren des mexikanischen Präsidenten Felipe Calderón im illustren Kreis von Schauspielerin Eva Longoria, Sängerin Beyoncé sowie dem spanischen Tenor Plácido Domín-



Von Mexico City bis Feuerland: Joe Biden (3. v. l.) und Sohn Hunter (2. v. r.) beim Business-Meeting im Salon der Vize-Residenz.

go. Über die folgenden Jahre entwickelt sich ein enges Verhältnis, wie Einträge in Hunters Agenda bezeugen. So begibt sich Hunter im Mai 2011 auf eine Privattour «auf Einladung von Carlos Slim» durch dessen Soumaya-Museum in Mexiko-Stadt. Später wird er mit Vater Biden an Bord der «Air Force 2» auf Visite zum Tycoon reisen.

Beliebtes Terrain für Geldwäscher

Bei den Geschäften der beiden geht es um Deals in der Energiebranche und um einen zwielichtigen Zeitvertreib: Glücksspiel. Südlich des Rio Grande steckt Online-Gambling noch in den Kinderschuhen, als Joe Biden 2009 mit Barack Obama ins Weisse Haus einzieht. Einer der Ersten, der das Potenzial für das Bildschirm-Zocken wittert, ist Jeff Cooper, langjähriger Gönner der Biden-Familie. Im rasch wachsenden Geflecht der Geschäfts-

beziehungen Hunter Bidens nimmt der Anwalt eine herausragende Stellung ein. Cooper hatte eine der grössten Kanzleien für Asbestklagen in den USA geleitet. Er machte Kasse durch die Einreichung von millionenschweren Klagen in Delaware, dem Heimatstaat der Bidens. Als Vorsitzender des mächtigen Justizausschusses im US-Senat machte sich Joe Biden für lange Klagefristen stark. Nun war die Zeit gekommen, dass sich Cooper dem Biden-Clan dienlich zeigte und Hunter half, die Taschen füllen.

Cooper setzt sich das ambitionöse Ziel, südlich des Rio Grande ein Online-Gambling-Imperium aufzubauen. «Ocho Gaming» soll von Mexico City bis Feuerland reichen. «Unser Unternehmen bietet ein umfangreiches Angebot an Casinospiele, Tischspielen, Poker, Bingo und vielem mehr – alles, was sich ein anspruchsvoller Kunde für sein Unterhaltungserlebnis wünschen kann», heisst es auf der Homepage der peruanischen Tochtergesellschaft, Juega Ocho. Was hier als neues Eldorado für den gediegenen Glücksritter ange-

gesehen wird, ist unter Kriminalexperthen bekannt als beliebtes Terrain für Geldwäscher.

Hunter und seine Geschäftspartner sind von Beginn weg mit von der Partie. Am 6. Mai 2011 schickt Jeff Cooper Hunter und dessen Business-Buddy Eric Schwerin einen Überblick über das Geschäft. «Guys, in der Anlage findet ihr eine kurze Business-Zusammenfassung für Ocho Gaming.» Bereits im folgenden Jahr herrscht Goldgräberstimmung. «Wir sind in Peru voll funktionsfähig. [...] Wir übertreffen unsere Prognosen», frohlockt Cooper am 8. November 2012 in einer Mail an Hunter und dessen Partner Schwerin und Rob Walker.

Auch im benachbarten Uruguay hört Cooper die Kassen klingeln. «Gestern haben wir von der uruguayischen Glücksspielkommission (UGC) die Genehmigung erhalten, mit soforti-

ger Wirkung in diesen Markt einzutreten.» Er wähnt sich und Hunter bereits als Matadoren: «Das ist ein grossartiges Geschäft, weil es uns erlaubt, in den ersten 12 bis 24 Monaten unter nahezu monopolistischen Bedingungen in den Markt einzutreten.» Und er drängt: «Lasst uns bald über die Märkte sprechen, die wir ins Visier genommen haben. Es ist Zeit, unsere Projekte auf die Startrampe zu fahren.» – «Grossartige News», schreibt Hunter zurück. Sein Team arrangiert umgehend eine Planungskonferenz.

Auch Cooper ist bei dem ominösen Amigos-Frühstück in Joe Bidens Privatresidenz dabei. Auf dem Gruppenfoto steht er mit Schnauzer und Kinnbart dicht an Carlos Slims Seite. Er hat es auf den mexikanischen Tycoon abgesehen. Bereits im April 2012 hatte Slim seinen Einstieg ins Gambling-Geschäft bekanntgegeben. Jetzt hoffen Hunter und «Coop» auf das Geld der Slim-Familie für ihr eigenes Business und die digitale Geldbörse E-Plata, an der Cooper Hunter mit 5 Prozent beteiligt.

Erfolg mit dem Papa-Joker

Wenige Monate vor dem Frühstück in Joes Residenz schreibt Hunter an Cooper: «Offensichtlich bieten sich Slims Leute an, wenn wir ihnen die Idee tatsächlich verkaufen könnten und sie sie nicht einfach selbständig übernehmen und ihre eigene kreieren.» In der Folge lässt Hunter die Beziehungen zum Vater spielen. Obwohl Joe Biden behauptet, er habe nie mit seinem Sohn über dessen Geschäfte gesprochen, befindet sich auf dem Laptop eine Textnachricht vom 24. Juli 2018, die das Gegenteil belegt: «Ich habe mit meinem Vater über die <Slim-Sache> gesprochen», schrieb Hunter an Cooper. Cooper ist aus dem Häuschen: «Oh, das klingt SO F'ING GOOD.»

Das Muster, bei Geschäften den Papa-Joker zu spielen, wiederholt sich, wie ein Beispiel aus der Dominikanischen Republik zeigt. Das Online-Gambling breitet sich rasch über Lateinamerika aus. Beratend zur Seite steht Hunter eine weitere «Geldmaschine» der Demokraten: Gabriel Zinny von der demokratischen Lobbying-Firma Blue Star Strategies. Zinny amtiert als Mandat eines illustren lateinamerikanischen Partners von Hunter, Manuel Estrella, Eigentümer des Baukonsortiums Grupo Estrella, und ist laut *Forbes* einer der zwanzig reichsten Unternehmer der Dominikanischen Republik.

In einer E-Mail im Dezember 2012 präsentierte Hunter Estrella Cooper als «den perfekten Partner für die Einführung von Online-Glücksspielen in der Dominikanischen Republik». Wieder spielt Hunter den Papa-Trumpf und arrangiert für Estrella ein Treffen mit dem US-Vizepräsidenten. Estrella ist begeistert. «Ich habe gerade deinen Vater getroffen!», schreibt er an Hunter am 19. Juni 2014 in einer E-Mail. «So aufregend.» Zinny bedankt sich bei Hunter für den Einsatz bei seinem Vater: «Thank you so much, boss! Ich habe gerade mit Manuel [Estrella] ge-

sprochen, er ist so was von aus dem Häuschen. Du bist so grosszügig mit deinen Latino-Fans!!»

Am 24. Februar 2016 hebt US-Vize Joe Biden in der «Air Force 2» zum Staatsbesuch nach Mexico City ab. Mit an Bord: Sohn Hunter und dessen Business-Buddy Jeff Cooper. Das Duo hat hohe Ziele, es will mit Alemán Magnani ins Erdölgeschäft einsteigen. Hunter textet über den abhörsicheren, ultraschnellen Satelliten-Bordkanal an Magnani: «Ich nehme an einem Treffen mit Präsident N (Peña Nieto) und Dad teil [...] Würde dich gerne sehen, aber du antwortest nie.» Hunter ist genervt. Seit sieben Jahren ist er mit Magnani im Geschäft. Er hat dem nach Expansion strebenden Fluglinienbesitzer wiederholt Zugang zum US-Verkehrsminister organisiert. Und: Er hat Magnani und dessen Entourage zahllose Male das wichtigste Gut verschafft, das sich ein Geschäftsmann erträumen kann: direkten Zugang zur poli-



tischen Macht. «Ich habe jede einzelne Person, um die Sie mich je gebeten haben, ins Weisse Haus gebracht ... und dann tauchen Sie einfach ab.»

Vier Jahre später steht Joe Biden wieder im Rennen um die Macht, diesmal will er ganz nach oben, ins Weisse Haus. Wenige Tage vor der Wahl kommt es im Oktober 2020 zu einem unangenehmen Zwischenfall. Ein wütender Wähler konfrontiert Kandidat Biden mit den Deals seines Sohnes und beschuldigt Joe Biden der Beihilfe. «Du bist ein gottverdammter Lügner», klatscht Biden den Wähler an die Wand. Die meisten Menschen in den USA wissen nicht, wovon hier die Rede ist. Die Massenmedien schweigen über die Laptop-Story, mit der in jenen Tagen einzig die *New York Post* Schlagzeilen macht. Kurz darauf wird Joe Biden zum 46. US-Präsidenten gewählt.

RECHERCHE

Hunter Bidens Laptop aus der Hölle

Die *Weltwoche* ist im Besitz einer Kopie der Festplatte von Hunter Bidens ominösem Laptop. Eine laufende Recherche belegt, dass US-Präsident Joe Biden von den teils korrupten Geschäften seines Sohnes wissen musste, dass er in seiner Amtszeit als US-Vizepräsident beim Abschluss der Deals behilflich war und in einigen Fällen möglicherweise selbst finanziell profitierte. Das Netzwerk von Hunter Bidens Geschäftsbeziehungen reichte von China über Russland und die Ukraine bis nach Südamerika. Zu den Geschäftspartnern gehörten Autokraten, Milliardäre und korrupte Firmenbosse. Der Cocktail aus Nepotismus, Machtmissbrauch und Hunter Bidens Drogenkonsum und Sexsucht birgt politischen Sprengstoff für den Biden-Clan und die Demokratische Partei.

Die Laptop-Saga erinnert an eine Story aus einem drittklassigen Thriller. Im April 2019 gab Hunter Biden seinen Laptop in die Reparatur, hat ihn aber nie abgeholt. Nach amerikanischem Recht gingen die Rechte an dem Laptop damit an den Reparatteur über. Kurz vor der Präsidentschaftswahl 2020 tauchten brisante Dokumente aus dem Laptop in einer Artikelserie der *New York Post* auf. Die Story hätte die Wahl entscheiden können, doch die Massenmedien schwiegen die Sache tot und ebneten so Joe Biden den Einzug ins Weisse Haus. Achtzehn Monate später bestätigten die *New York Times* und die *Washington Post* nun die Echtheit des «Laptops aus der Hölle».

Die Kopie der Festplatte, welche die *Weltwoche* besitzt, stammt von Whistleblower Jack Maxey, der bereits der *Washington Post*, der *Daily Mail* sowie US-Politikern eine ebensolche Kopie ausgehändigt hat. Sie umfasst 217 Gigabyte an Firmendokumenten, E-Mails und privaten Aufnahmen, viele davon pornografischen Inhalts. Maxey befindet sich zurzeit in der Schweiz. Sein hier stationiertes Tech-Team hat 450 Gigabyte gelöschtes Material wiederhergestellt. Bald will er den gesamten E-Mail-Verkehr aus dem Laptop – inklusive gelöschter und wiederhergestellter E-Mails – über einen eigenen Server öffentlich machen. Unter dessen berichten wir auf *Weltwoche.ch* laufend über den Fall.

Urs Gehrig

Ihr Immobilienraum?



3 ½ Zi. Terrassenwohnung
8355 **Cetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'002'000.-, Bezug ab Winter 2022/23
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
in 8404 **Winterthur**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Dach-Maisonette-Eigentumswohnung
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'554'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.rebweg.ch



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8170 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 907'000.-, Bezug ab Sommer 2022
www.birch-seuzach.ch



4 ½ Zi. Dach-Mietwohnungen
8332 **Rumlikon**, Dennis Trigili Tel. 044 316 13 15
Miete ab 3'000.- p/Mt., inkl. NK, Bezug ab sofort
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'145'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistacasa.ch



2 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8458 **Dorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.trottenacker.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen u. Büroflächen
8152 **Glattbrugg**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser, REFH
8904 **Aesch ZH**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 715'000.-, Bezug ab Herbst 2023
www.schmiedgass.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, 3 REFH
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8370 **Sirnach**, Paul Späni. 052 338 07 09
Preis ab CHF 623'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistadelsole.ch



6 ½ Zi. Reihen-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. REFH-DEFH
8127 **Aesch-Maur**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8310 **Grafstal**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8910 **Affoltern a. A.**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 2'121'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.solevista.ch



2 ½ - 6 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8904 **Aesch**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info

Alle Objekte im Überblick:
www.immobilientraum.info



You Tube
Zürcherstrasse 124 Postfach
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00



Wir nehmen an der folgenden Immobilienmesse teil:
EIGENHEIM MESSE SCHWEIZ Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
8. - 11. Sept. 2022, Messe Zürich

Exklusive Enten

Heute eine Warnung. Wenn Sie von einer «exklusiven Recherche» hören, werden Sie misstrauisch.



Im Journalismus gibt es zwei Wörter mit einem magischen Klang. Es sind das Wort «Recherche» und das Wort «exklusiv».

«Recherche» meint, dass eine Zeitung etwas herausgefunden hat. Ein Beispiel von letzter Woche: «Wie eine Recherche unserer Zeitung zeigt», verkündet dann stolz die *Luzerner Zeitung*. Es ist eine Story darüber, dass der Fachkräftemangel die Spitäler mehr Geld kostet.

«Exklusiv» meint, dass eine Zeitung etwas herausgefunden hat, was andere Zeitungen nicht herausgefunden haben. Ein Beispiel von letzter Woche: «Eine Liste, die dieser Zeitung exklusiv vorliegt», verkündet dann stolz die *Basler Zeitung*. Es ist eine Story darüber, welche Sportler aus der Ukraine in die Schweiz geflüchtet sind.

Das Wort Recherche war ursprünglich dafür reserviert, mit hartnäckigen Ermittlungen unangenehme Tatsachen ans Licht zu rücken. Bekannte Fälle waren etwa Bundesrätin Elisabeth Kopp oder Nationalbankpräsident Philipp Hildebrand.

Inzwischen wird das Wort Recherche verwendet, wenn eine Redaktion ihrer ganz normalen Arbeit nachgeht. Als investigative Recherche gilt mittlerweile schon, wenn ein Journalist den lokalen Feuerwehrhauptmann anruft und ihn fragt, welche Wassermenge er gestern beim Scheunenbrand verspritzte.

Das Wort exklusiv hat ebenfalls einen Wertzerfall hinter sich. Früher musste man mit dem Etikett vorsichtig sein, wenn man nicht die Peinlichkeit riskieren wollte, dass die vermeintliche Exklusivität am nächsten Morgen auch in anderen Blättern stand. Durch die Zeitnähe des Internets wurde dieses Problem gelöst. Man kann

nun im Netz bedenkenlos «Exklusiv!» posauen, auch wenn man vielleicht nur ein paar Minuten schneller ist als die Konkurrenz.

Nun gibt es, wie immer in den Medien, auch die absolute Steigerungsform. Das wäre in unserem Fall die Kombination der zwei Wörter mit magischem Klang. Das ist dann die «exklusive Recherche».

«Exklusive Recherche zum Fall Wallisellen», konnte beispielsweise die Tages-Anzeiger-Gruppe vergangene Woche trompeten. Der Zeitungsverband hatte als erster erfahren, dass

Als investigative Recherche gilt mittlerweile, wenn ein Journalist der lokalen Feuerwehr anruft.

im Zürcher Vorort ein Entführungsversuch des helvetischen Impfchefs Christoph Berger stattgefunden hatte. Die Konkurrenz war um die entscheidenden Minuten zu spät.

Die exklusive Recherche wusste auch, warum es zu der Entführung kam. Ein verblendeter Impfgegner steckte dahinter, erfuhr das Publikum, der von Fanatikern aus den Reihen der Corona-Skeptiker dazu angestachelt worden sei.

Tages-Anzeiger-Chefredaktor Arthur Rutishauser hieb dazu eigenhändig in die Tasten und donnerte: «Kommentar zur Entführung: Die radikalen Impfgegner haben Gewalt gesät.» Der Grund für die Entführung seien, so Rutishauser, die «Exponenten der Impf- und Massnahmen-skeptiker mit ihren Verschwörungstheorien.»

Es war reiner, exklusiver Blödsinn.

Entführungsoffer Christoph Berger erklärte kurz darauf, was die wirklichen Motive seines Entführers waren. Keine Corona-Verschwörung weit und breit. Der Mann hatte Finanzprobleme und war, so Berger, ausschliesslich an Barem interessiert. Berger: «Der Täter wollte Geld.»

Die grössten Spezialisten im exklusiven Fach waren bisher die Kollegen von der «Rundschau». Im letzten Jahr präsentierten sie ihre «exklusive Ruag-Recherche». Beim Schweizer Rüstungskonzern sollten demnach Hacker ins Sicherheitssystem eingedrungen sein. Eine nachfolgende Untersuchung fand von Hackern keine Spur.

In diesem Jahr legte die «Rundschau» nach und pries erneut eine «exklusive Recherche» an. Die Sendung enthüllte eine «geheime» Offensivstrategie der Schweizer Fliegertruppen, bei der Bombardements der helvetischen Kampffjets in Tschechien vorbereitet würden. Wörtlich: «Bomben auf Tschechien: die Kriegsszenarien der Luftwaffe».

Es war reiner, exklusiver Blödsinn.

Die Kriegsrealität der «Rundschau» erwies sich als Erfindung der Redaktion. Die Ombudsstelle des Fernsehens hielt letzten Monat fest, die «Rundschau» habe «den Sachverhalt in verfälschender Weise dargestellt» und auch «die Meinungsbildung des Publikums verfälscht».

Unser Ratschlag darum. Seien Sie vorsichtig, wenn man Ihnen eine «exklusive Recherche» in Ihrem TV oder Ihrer Zeitung schmackhaft machen will. Vielleicht ist es nur eine exklusive Ente.

Held von Uri

Samih Sawiris hat aus Andermatt ein Juwel gemacht.

Sein Erfolgsrezept: «10 Prozent Mut, je 15 Prozent Arbeit und Intelligenz, 60 Prozent Glück.»

Karl Wild

Samih Sawiris traf ich erstmals vor über zwölf Jahren. Vor dem Zürcher Hotel «Storchen», in dessen Nähe er eine prächtige Dachwohnung besitzt, wartete eine dunkle Limousine. Am Steuer war Franz Egle, Ex-Bundesratsberater, PR-Berater und bis heute enger Vertrauter von Sawiris. Gemeinsam fuhr ich nach Andermatt, um ein paar Musterzimmer im «Chedi», das gerade im Bau war, zu besichtigen. «Ich habe der einheimischen Bevölkerung viel versprochen und bin emotional entsprechend engagiert», sagte Sawiris. «Alles andere als ein Erfolg des Projekts Andermatt ist undenkbar.»

Das letzte von vielen Treffen mit Sawiris war ein fast dreistündiger Lunch im «Chedi» Ende März dieses Jahres. Entspannt wirkt er zwar so gut wie immer, aber so locker hatte ich ihn kaum je erlebt. Er kam gerade von einem Trip durch die Wüste Saudi-Arabiens. «Es ist immer wieder faszinierend, in Gegenden zu sein, wo noch nie ein Mensch war», weiss er. Wüstentrips haben bei ihm Tradition. Schon lange fährt er zweimal im Jahr je eine Woche durch Oman oder Saudi-Arabien von Oase zu Oase. Zwei bis drei Monate im Jahr lebt er irgendwo auf seinem Boot. Er könnte sich nie vorstellen, zehn Tage in New York zu verbringen. «Ferien auf einem Boot aber sind wunderbar, und gerät man in einen Hurrikan, wird's auch noch extrem spannend.»

Neider und Nörgler

Sawiris' Lockerheit hat Gründe. Soeben sind die Zahlen der Andermatt Swiss Alps Group für 2021 veröffentlicht worden, und die sind hervorragend. Die Auslastung der Hotels «The Chedi» und «Radisson Blu» sind auf Rekordniveau, die Immobilienverkäufe nahmen um 58 Prozent auf 122 Millionen Franken zu. Seit dem Start 2007 hat Sawiris in Andermatt 1,3 Milliarden investiert, mit dem Erreichten ist er mehr als zufrieden. Überrascht ist er, dass er mit dem «Chedi» Geld verdient. «Das Hotel habe ich gebaut, um Andermatt bekannt zu machen», sagt er. 300 Millionen Franken hat es ihn gekostet. Allein mit dem Verkauf von Immobilien hat er bislang das Doppelte davon eingenommen.



«Wie machst du dir heute am besten einen schönen Tag?»: Unternehmer Sawiris.

Das unabhängige Immobilienberatungsunternehmen Savills zählt Andermatt neu weltweit zu den Top Five Prime Ski Resorts, *Times Travel* hat die Destination zum führenden Schweizer Skigebiet gekürt. Bei den Nörglern, die dem Projekt Andermatt von Beginn weg nie eine Chance gaben, sorgen solche Meldungen noch immer für rote Köpfe. Dieselben Leute motzten auch, als die Andermatt-Sedrun Sport AG jüngst eine strategische Partnerschaft mit dem weltweit führenden Skigebietsbetreiber Vail Resorts einging.

Die Amerikaner beteiligten sich mit 55 Prozent an der Andermatt-Sedrun Sport AG.

Der gesamte Transaktionsbetrag von 149 Millionen Franken wird vollständig in die Weiterentwicklung der Destination investiert. Dass die Neider Sawiris unterstellten, er wolle sich mit einem Teilverkauf bereichern, löst bei diesem nur Kopfschütteln aus. Schliesslich sieht er von diesem Betrag keinen Franken. Er wollte nur schneller bauen, und das ist jetzt möglich. «Hätte ich Geld gewollt, hätte ich das «Chedi»

und das «Radisson Blu»-Hotel verkaufen können», sagt er. «Dazu noch die Skipisten, viel Land und das Immobiliengeschäft. Das hätte mir eine Milliarde eingebracht.»

Interessant wird es jetzt auch wieder auf der Halbinsel Isleten am Urnersee, wo Sawiris 180 000 Quadratmeter Land besitzt. Das heute kaum mehr genutzte Areal einer ehemaligen Sprengstofffabrik will er unter Wasser setzen. In der entstehenden Bucht sind Bootsanlegeplätze, ein Hotel im Drei- oder Vier-Sterne-Bereich mit fünfzig Zimmern, Restaurants, Läden und hundert Wohnungen mit freiwilligem Hotel-service geplant. Auch fünfzig neue Stellen sollen geschaffen werden. Die Urner Regierung, die Sawiris für seine Verdienste um Andermatt zum Ehrenbürger ernannt hat, steht dem Projekt positiv gegenüber. Doch was ist, wenn aus allem nichts wird? «Dann verkaufe ich das Land meiner Tochter, und sie lässt sich eine Villa darauf bauen.»

Wie kommt man auf 100 Millionen?

Dass er es immer wieder schafft, zeitig die Politik ins Boot zu holen und auf die Forderungen und Einwände von Umwelt- und Landschaftsschützern einzugehen, ist eine von Sawiris' Stärken. Ein anderes Prinzip ist, Land zu kaufen, das keiner will. Das Paradebeispiel ist El Gouna. Als er vor bald dreissig Jahren in der ägyptischen Wüste am Roten Meer für einen Pappenstiel Land erwarb und eine Stadt zu bauen begann, erklärte ihn sogar sein Vater für verrückt. Heute ist El Gouna ein Vorzeigeprojekt und war gar zur Corona-Zeit meist ausgebucht.

So lief das in allen neun Ländern, in denen Sawiris heute mit seinem Imperium Orascom tätig ist. Auch in Andermatt kaufte er dem Militär ein riesiges Stück Land zu einem äusserst günstigen Preis ab. «Wenn ich dort baue, wo kein anderer baut, habe ich meine Ruhe», sagt Sawiris. «Ich brauche keine Kompromisse einzugehen und muss mich nicht mit Konkurrenten herum-schlagen.» Vor allem hat er Zeit. «Wenn ein Projekt nicht gleich Geld abwirft, kann ich geduldig warten. Andere Investoren wollen Geld sehen und reagieren panisch, wenn's nicht läuft.» Das sei ein Teufelskreis. «Dann tauchen Leute auf, die Einfluss nehmen wollen. Diesen ist man ausgeliefert. Man ist gezwungen, Entscheide zu treffen, die man sonst nie treffen würde.»

Sein Business ist für Sawiris sowieso mehr als eine Beschäftigung, mit der man Geld verdienen kann. Es ist eine Leidenschaft. «Ich könnte nie etwas machen, ohne meinen Spass daran zu haben», sagt er. «Wer von Geldgier getrieben ist, verliert die innere Ruhe und ist erledigt. Ab einem gewissen Punkt sollte man zur Besinnung kommen.» Der Punkt ist für ihn bei 100 Millionen Franken erreicht. «Wer dann noch immer dem Geld hinterherrennt, hat ein Problem. Er sollte nicht mehr an seinem Vermögen arbeiten, sondern an seinem Verstand.» Sein Rezept, um

auf die 100 Millionen zu kommen: «60 Prozent Glück, 15 Prozent Intelligenz, 15 Prozent Arbeit und 10 Prozent Mut.

Mit dem, was man gemeinhin unter Arbeit versteht, ist es bei Sawiris so eine Sache. Was er überhaupt nicht mag, ist Stress. «Ich liebe das Leben und habe an keinem Tag mehr als fünf oder sechs Stunden in einem Büro verbracht», sagt er. Wer weitsichtig und langfristig arbeite, soll nicht zu lange in einem Zimmer sitzen. So bleibe genügend Zeit für anderes. Sawiris ist überzeugt, dass es mehr bringt, draussen in der Welt zu sein. Sein Vertrauter Franz Egle hat ihm einmal geraten, das in der Schweiz nicht so zu sagen, es käme kaum gut an. Als Antwort erhielt er das bekannte milde Lächeln. Seine engsten Freunde freilich wissen, dass Sawiris gerade in seinen Mussestunden die genialsten Ideen hat.

Er ist gut gefahren mit seiner Philosophie. Entscheidend geholfen hat ihm in allen möglichen Situationen seine vielleicht eindrucklichste

besuchte Partys, fuhr zum Fasching nach Köln und konnte mir für meine damaligen Begriffe alles leisten.» Er hat die Studentenzeit als «ungemein lustige Jahre» in Erinnerung. «Sauer war eigentlich nur mein Vater, dem es gar nicht passte, dass ich so viel Geld hatte.»

Sawiris hatte sich schon zuvor zu helfen gewusst. Etwa, wenn er ein Konzert der Berliner Philharmoniker besuchen wollte. Es war

«Sauer war eigentlich nur mein Vater, dem es gar nicht passte, dass ich so viel Geld hatte.»

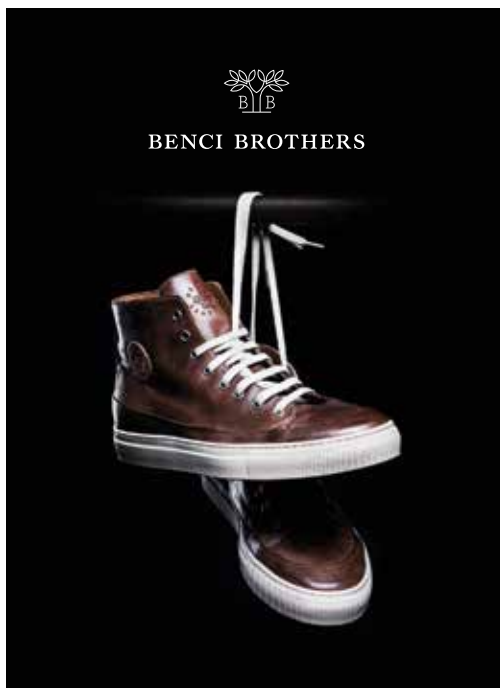
die Zeit von Stardirigent Herbert von Karajan, und weil die Vorstellungen immer ausverkauft waren, stellte Sawiris sich eine Viertelstunde vor Konzertbeginn mit einer Tafel mit der Aufschrift «Hast du ein Ticket?» vor den Eingang. «Ich bin immer, aber auch immer reingekommen», strahlt er noch heute. Einmal forderte ihn eine ältere Dame auf, mitzukommen. Sie führte den jungen Studenten zu einem der besten Plätze überhaupt im Saal und sagte ihm nach dem Konzert, ihr Mann sei vor vier Tagen verstorben. Die Faszination für die Berliner Philharmoniker ist geblieben: Sawiris hat das Sinfonieorchester mehrmals ans Lucerne Festival geholt.

Boots- und Weinbauer

Nach dem Studienabschluss als Ingenieur an der TU Berlin gründete Sawiris mit der National Marine Boat Factory in Kairo sein erstes Unternehmen und wurde zum ersten Bootsbauer Ägyptens. Später wurde er auch der erste Weinbauer des Landes, ehe er 1996 mit der Orascom in den Bau und Betrieb von Feriendestinationen einstieg und selbst zum Milliardär wurde. Ende 2021 hat er seinen erstgeborenen Sohn Naguib als Thronfolger eingesetzt. Der Dreissigjährige hat sich mit seiner Online-Firma im Silicon Valley einen Namen gemacht. *Forbes* wählte ihn vor zwei Jahren gar unter die dreissig besten Unternehmer unter dreissig Jahren.

Der Vater hat dem Sohn nicht bloss die Funktionen übergeben, sondern ihn gleich zum Besitzer des Imperiums gemacht. Etwas anderes kam für ihn nicht in Frage. «Für die Beziehung zwischen Vater und Sohn wie auch für das Unternehmen ist es das Beste, wenn die Eigentumsfrage geklärt ist», ist Sawiris überzeugt. Die Leute kämen zwar noch immer regelmässig zu ihm, wenn sie Wichtiges besprechen möchten, «doch ich schicke sie alle regelmässig weg».

Was sich seit der Stabsübergabe sonst noch für ihn geändert hat? «Ich habe beim Einschlafen kein schlechtes Gewissen mehr, weil mich das Gefühl plagt, zu wenig gearbeitet zu haben», sagt er. Am Morgen freilich sei alles genauso, wie es schon immer war. Er schaue in den Spiegel und frage sich: «Junge, wie machst du dir heute am besten einen schönen Tag?»



Eigenschaft: das gewinnende, freundliche, smarte Wesen. Sawiris ist selbstsicher, aber nie besserwischerisch oder arrogant. Er kommt an, weil er so ist, wie er ist. Eigentlich war das schon immer so. Als er von 1976 bis 1980 in Berlin Wirtschaftsingenieurwesen studierte, erhielt er von seinem Vater Onsi, einem milliardenschweren ägyptischen Unternehmer, kein Geld. Papa befand, fürs Studium müsse er selber aufkommen. Der Sohn wusste sich zu helfen. Er arbeitete als Kellner in den Berliner Hotels «Hilton» und «Intercontinental», dann hatte er die zündende Idee: Er begann, Texte aus dem Arabischen ins Deutsche zu übersetzen.

«Plötzlich verdiente ich 3000 Mark im Monat und lebte wie ein Fürst», erinnert er sich. «Ich

Selbstbestimmung à la carte

Grosse Staaten haben die Frage der Souveränität stets als Machtfrage behandelt. Neu ist, dass auch Schweizer die Souveränität selbstgefällig auslegen.

Oliver Zimmer

Ende 1847 sassen die bundeswilligen Eidgenossen in der Tinte. Zum einen befand sich Europa im Griff autokratischer Mächte, die nichts mehr fürchteten als das Virus der Demokratie. Zum andern stand ein revolutionärer staatspolitischer Umbau ins Haus. Die liberal-radikalen Kantone waren fest entschlossen, einen Bundesstaat zu gründen – gegen den Willen des Sonderbunds der konservativen Kantone.

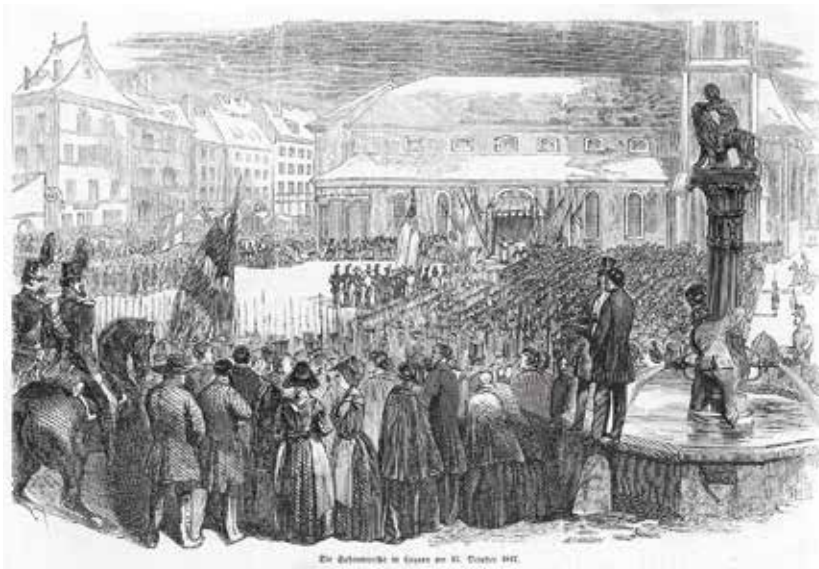
Was die Gründung eines Nationalstaats zu einem gefährlichen Unternehmen machte, war aber nicht interner Widerstand: Wirtschaftlich und militärisch ge-

sehen, war der ländlich geprägte Sonderbund keine Konkurrenz für die bundeswilligen Kantone. Die grösste Gefahr ging vielmehr von den Mächten der europäischen Reaktion aus.

Zur Crème dieser Reaktion gehörte neben dem autokratischen Russland sowie Preussen und Österreich auch Frankreich. Die im Sommer 1830 errichtete konstitutionelle Monarchie war dank François Guizot sehr konservativ unterwegs. Die grösste Bedrohung Europas sah der tonangebende Minister unter Louis-Philippe I. in den demokratischen Bewegungen. Gegen sie mobilisierte er mit seiner imperialen Vision von Ordnung, Stabilität und Fortschritt.

Erinnerung an die Breschnew-Doktrin

Guizots Einschätzung der Schweiz war realistisch. In den 1840er Jahren war sie zum Zentrum der republikanischen Bewegung in Europa geworden. Oder aus der Sicht ihrer Feinde: zu einem politischen Unruheherd mit unkontrollierbarer Strahlkraft. Bereits im Oktober 1846 empfahl Guizot den konservativen Kabinetten, «die Angelegenheiten der Schweiz zusammen zu regeln».



Den Willen der Minderheiten respektieren:
Fahnenweihe in Luzern, 15. Oktober 1847.

Doch da gab es im 19. Jahrhundert bekanntlich noch eine andere Macht. Der liberale britische Premier Lord Palmerston verweigerte Guizot die Unterstützung. Der Tagsatzung legte er nahe, ihren Konflikt doch bitte friedlich wie «unter Freunden üblich» zu lösen. Und am 9. November, eine Woche nach Kriegsausbruch, sprach er dann Klartext: «Ich halte es für höchst unwahrscheinlich, dass wir ein Unternehmen unterstützen, das offenbar darauf abzielt, die Schweiz zu polonisieren».

Klemens Wenzel Lothar von Metternich sah das Problem naturgemäss anders. Nach der Niederlage des Sonderbunds forderte der österreichische Fürst die Intervention der Mächte. Wer Europa vor der Revolution bewahren wolle, müsse die unbotmässigen Schweizer zur Vernunft bringen. Doch am 9. Dezember beendigte Palmerston jegliche Hoffnung, Grossbritannien doch noch ins reaktionäre Boot zu holen: Der Sieg der liberalen Kantone entledigte die Mächte nicht von der Pflicht, die Souveränität der Schweiz zu respektieren. Im Gegenteil: Diese habe nun das Recht, ihre Verfassung frei zu bestimmen.

Auch wenn es schon eine Weile her ist, dass europäische Mächte gegen die Nationalbewegungen der Schweiz, Italiens, Polens oder der Tschechen vorgehen: Wer sich die französische und insbesondere die deutsche Politik gegenüber Russland in den letzten dreissig Jahren vergegenwärtigt, fühlt sich an den Spruch des französischen Literaten Jean-Baptiste Alphonse Karr erinnert: *Plus ça change, plus c'est la même chose*.

Bei europäischen Ländern wie Deutschland oder Frankreich ist dies noch irgendwie nachvollziehbar.

Grosse Staaten haben die

Frage der Souveränität stets als Machtfrage behandelt, nicht als Frage demokratischer Rechte. Wenn es den eigenen Interessen nützt, pocht man auf die Souveränität eines Staates; ansonsten ignoriert man sie – oder gefährdet sie gar durch eine verantwortungslose Aussenpolitik (siehe Nord Stream 1 und 2). Das bekamen Länder wie Polen, Griechenland oder die Ukraine in den letzten Jahrzehnten zu spüren.

Kommt dazu, dass Grossstaaten es mit Grossmächten oft ausgezeichnet können, während sie kleine Staaten gern verächtlich behandeln. Sogar dann, wenn es sich bei den Grossmächten um korrupte Kriegstreiber handelt. Man könnte es das Schröder-Steinmeier-Syndrom nennen.

Man fühlt sich an die Breschnew-Doktrin erinnert. Diese verlangt bekanntlich, dass die nationale Souveränität der Einheit der sozialistischen Staaten unterzuordnen sei. Damit rechtfertigte die Nomenklatura – unter anderem – die brutale Niederschlagung der Aufstände in Ungarn und der Tschechoslowakei. Putins Regierung geht insofern noch einen Schritt weiter, als sie eigenwilligen Staaten im russischen-imperialen Einflussbereich die An-

erkennung verweigert. Bei der Breschnew- wie bei der Putin-Doktrin hat der Grosse, hat das angeblich zu Höherem auserwählte Imperium stets mehr Rechte als der Kleine.

Mythos oder Heiligtum

Bei der Betrachtung der Reaktionen zum Krieg in der Ukraine beschleicht mich manchmal das Gefühl, eine gewisse Spielart dieser Doktrin stosse auch hierzulande auf Sympathie. Bei den Sympathisanten – die Putin-Trolle einmal ausgenommen – handelt es sich nur selten um Fans von Breschnew oder Putin. Schweizer mögen keine Diktatoren. Doch Leute mit einer Schwäche für grossräumige Ordnungsvisionen, die gibt es durchaus. Mein Eindruck: Je ausgeprägter die Schwäche, desto widersprüchlicher ihr Verhältnis zur Souveränität.

Da sind erstens jene, denen das Ideal der Souveränität schon lange missfällt. Obschon sie vom Konzept der Souveränität und seiner Geschichte recht wenig verstehen, halten sie die Selbstbestimmung für einen Mythos. Aber offenbar nur, wenn es dabei um die Schweiz geht. Während sie ihr Herz momentan laut für die Ukraine schlagen lassen, erkennen sie im raumgreifenden Supranationalismus der

Schweizer mögen keine Diktatoren. Aber es gibt Leute mit einer Schwäche für grossräumige Ordnungsvisionen.

Europäischen Union schon lange den Fortschritt schlechthin. Genuine Souveränität, so behaupten diese Kreise, existiere heute nur noch im supranationalen Rahmen. Als ob den dominanten Staaten der EU die demokratische Selbstbestimmung viel bedeutete.

Auf der anderen Seite stehen jene, die das Selbstbestimmungsrecht der Schweiz hochhalten wie ein Heiligtum. Auch das ist legitim. Manche von ihnen neigen allerdings dazu, dieses Recht im Sinne eines Schweizer Reservatrechts auszulegen. Das Selbstbestimmungsrecht der Ukraine hinterfragen sie mit dem Hinweis, dass es sich dabei um einen korrupten Staat handle; dass eine unabhängige Ukraine das Sicherheitsbedürfnis Russlands bedrohe; oder dass die Ukraine ein Satellit der USA oder der EU sei. Als ob die Mehrheit der Ukrainer ihren Wunsch nach Unabhängigkeit nicht längst bewiesen hätte.

Der finale Beweis, dass die ukrainische Regierung sich der Selbstbestimmung verpflichtet fühlt, steht noch aus. Er ist geliefert, wenn sie den Willen der Minderheiten im Land nach einer Volksabstimmung respektiert. Dass Putins Krieg diese demokratische Entscheidung zu verunmöglichen droht, ist offensichtlich.

Oliver Zimmer ist Historiker und Forschungsdirektor beim Center for Research in Economics, Management and the Arts (Crema) in Zürich.

Im Zweifel gegen Juden

Die *Weltwoche* würdigte jüngst das Rote Kreuz. Doch das Hilfswerk ist nicht so neutral, wie es sein sollte.

David Klein

Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK), das während des Zweiten Weltkriegs die todgeweihten Juden in den deutschen Nazi-Vernichtungslagern ihrem Schicksal überliess, spielte nach Kriegsende eine zentrale Rolle bei der Flucht von Nazis nach Südamerika. Historiker Gerald Steinacher bezeichnet in seiner Habilitationsschrift «Nazis auf der Flucht» die vom IKRK durch gefälschte Papiere unterstützte Nazi-Fluchtroute via Italien nach Übersee als «Reichsautobahn für Kriegsverbrecher».

Die prominentesten Nutzniesser dieser Gefälligkeiten des IKRK waren Josef Mengele, der «Todesengel von Auschwitz», der an KZ-Kindern tödliche Experimente vollzog, und Adolf Eichmann, Hitlers Architekt der «Endlösung der Judenfrage». Laut Steinacher wusste die IKRK-Zentrale in Genf von der Kollaboration mit den Nazis, verschleppte aber griffige Massnahmen. Grund dafür war die «deutschfreundliche» Haltung des damaligen IKRK-Präsidenten Carl Jacob Burckhardt, der nach zwei Treffen mit Adolf Hitler von dessen Vernichtungsplänen wusste und unzählige Menschenleben hätte retten können.

Burckhardt war überzeugt, die «Juden der ganzen Welt» treffe an der Verfolgung durch die Nazis eine «Schuld». Ein «bestimmter Aspekt des Judentums» sei «unsittlich und verderbt» und müsse von einem «gesunden Volk bekämpft werden». Damit nicht genug: Burckhardt trat als Zeuge der Verteidigung für Naziverbrecher bei den Nürnberger Prozessen auf. Auf Worte

des Bedauerns wartete man nach dem Krieg vergebens. Der renommierte Basler Historiker fälschte sogar Dokumente, um seine unrühmliche Rolle während des Krieges zu vertuschen.

War das IKRK nach dem Zweiten Weltkrieg hochrangigen Nazis zu Diensten, schleust das Schweizer Hilfswerk heutzutage illegale Migranten in Spanien mit Gratistickets und anderen Annehmlichkeiten zur französischen Grenze und unterläuft so die Asylregeln der EU (ZDF-«Frontal 21»: «Fluchtweg Spanien – und das Rote Kreuz hilft»).

Diffamierung und Parteinahme

Der beschämende IKRK-Schulterschluss mit den Nazis hielt IKRK-Präsident Peter Maurer nicht davon ab, in der *International Review of the Red Cross* das zwingende Neutralitätsprinzip des IKRK – einer der Grundpfeiler der Organisation – zu verletzen, indem er «mit deutlichen Worten» und «in absolut ungewohnter Schärfe» gegen Israel polemisierte. Das Twitter-Profil des IKRK strotzt vor einseitiger Parteinahme und moralischen Gleichsetzungen des demokratischen Rechtsstaats Israel und der Terroristen der Hamas.

Auch Pierre Krähenbühl, Ex-Direktor des Uno-Hilfswerks für Palästina-Flüchtlinge (UNRWA), kommt vom IKRK, wo er Berater des damaligen IKRK-Präsidenten Jakob Kellenberger war. Als UNRWA-Direktor duldete er den mehrfach belegten Antisemitismus innerhalb der international scharf kritisierten Organisation. Mohammad Assaf, «Jugendbotschafter» des UNRWA, veröffentlichte regelmässig Videos, die Gewalt gegen Juden verherrlichen. Krähenbühl twitterte: «Assaf preist die Wichtigkeit, sich auf die Jugend und deren Bildung zu fokussieren. Dankbar für seinen Einsatz.»

Seit er nicht mehr als Uno-Diplomat tätig ist, hat Krähenbühl seine Maske als objektiver Protagonist fallenlassen und diffamiert Israel auf seinem Twitter-Profil unverhohlen als Apartheidstaat. Nach seinem unehrenhaften Abgang bei der Uno, inmitten von Vetternwirtschafts- und Machtmissbrauchsvorwürfen, hat er seit 2021 einen neuen Job – beim IKRK.



Russlands bestgehütetes Geheimnis

Putins angebliche Geliebte Alina Kabajewa soll mit den gemeinsamen Kindern im Tessin leben. Netflix will daraus eine Serie machen und hat eine Ermittlerin nach Lugano geschickt.

Tom Kummer

Lugano

Es ist vormittags, halb acht, und Miss Eisenberg sieht aus, als läge der Arbeitstag schon hinter ihr.

Sie ist blass, Schatten liegen um ihre Augen. Es war eine lange Nacht im Tessin, mit endlosem Warten. Die 43-Jährige war mal Reporterin für die *New York Times*, jetzt arbeitet sie nach eigenen Worten als «Ermittlerin».

Jahrelang berichtete sie aus in ihrer Lieblingsstadt Sankt Petersburg, «wo sogar der Staub singt». Ja, sie hatte einen regelrechten «Russenfimmel». Bis sie sich wie eine «defekte Maschine im Medienzirkus» gefühlt habe. Ihre journalistischen Träume wurden zu Alpträumen. Sie kündigte bei der *Times* und arbeitet seither als «Stoffentwicklerin für Hollywood», was immer das bedeutet.

Schock, Angst, Häme

Seit zwei Uhr früh ist sie an diesem Tag im Einsatz. Ein halbes Dutzend Tweets und drei Seiten Notizen hat sie schon geschrieben. Sie nennt es später «Ermittlungen».

Als ich mich ihrer Limousine nähere, weichen ihre Augen nicht vom Smartphone. Eisenberg sitzt im Fond. Der Fahrer kontrolliert meine Erscheinung. Sein Wagen steht in einer verlassenem Strasse in einem Villenviertel von Brione sopra Minusio, oberhalb von Locarno.

Eisenberg schreibt und redet gleichzeitig. Ihr Arbeitstag als Filmstoff-Ermittlerin hat oft zwanzig Stunden. Und momentan nur ein Ziel: die tiefere Wahrheit! Was ist dran an Alina Kabajewa, 38, der mutmasslichen Geliebten von Wladimir Putin, 69?

Dafür ist die New Yorkerin in unserem Süden gelandet. In dieser seltsamen Landschaft namens Tessin, die von den Reiseführern fälschlicherweise als ein von der Sonne geküsstes Amalgam aus mediterranen Palmen und schneebedeckten Alpengipfeln beschrieben wird, als ein Schmelztiegel aus Sprachen, Kulturen und Mentalitäten – eine einzigartige Mischung sei das, wird behauptet.

Ja, Miss Eisenberg gibt es gerne zu, es ist wirklich leicht, diese Region auf den ersten Blick zu

lieben. Und nach zwei Wochen Recherche noch leichter, das Tessin zu hassen – wenn man spürt, was für Menschen hier leben.

«Die Kabajewa ist die Geschichte der Stunde, und wir sind alle auf ihren Fersen und sehr erschöpft», sagt sie jetzt, nachdem ich mich wie vereinbart in den Fond ihrer Limousine

Ein Putin ohne Fleischkonsum wäre niemals in der Ukraine einmarschiert? Das ist nicht Ihr Ernst, Miss Eisenberg!

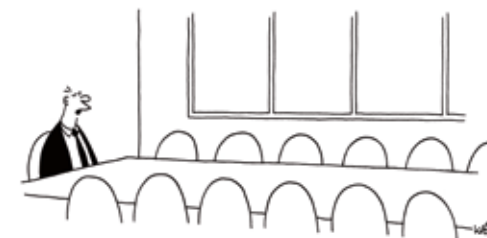
gesetzt habe, um über ihren Job als Netflix-Stoffentwicklerin zu sprechen.

Was genau meinen Sie mit «wir», Miss Eisenberg?

«Einige der berüchtigtsten Spürhunde der Boulevardpresse sind nach Lugano gereist. *New York Post*, *Daily Mail*, *Bild*, *Paris Match*, sogar ein Typ der *Gazetta dello Sport* ist auf die Kabajewa-Story angesetzt worden. Die meisten suchten nach Vulgär-Kino und sind von niedrigen Instinkten getrieben. Weil sie alle glauben, das sei immer noch die Stärke der Boulevardpresse: Hetze, Schleim, Schock, Angst, Häme. Die Russen sollen geteert und gefedert werden.»

Aber was bringt eine solche Recherche tatsächlich?

«Nichts», sagt Miss Eisenberg. «Ausser der Aufdeckung jenes Millionen-Bunkers, wo Wladimir Putin seine Freundin und die gemeinsamen Kinder versteckt hält. Und nebenbei kann man noch gegen die Schweiz nachtreten, dieses einmalige Wohlstandsparadies,



„Wie Sie vielleicht schon bemerkt haben, hat uns die Fusion einige Opfer gekostet ...“

das wir in den USA so bewundern ... und verachten, weil es reichen Despoten Unterschlupf bietet.»

Miss Eisenberg grinst zweideutig.

Aber wegen dieser Themen sind Sie nicht hier, oder?

«Uns interessiert die russische Frau ...»

Mit «uns» meint Miss Eisenberg eine britische Filmproduktionsfirma namens Left Bank Pictures, die auch schon den Netflix-Erfolg «The Crown» produziert hat.

«Die Figur einer russischen Femme fatale interessiert uns, wenn Sie es genau wissen wollen. Eine Frau, die den momentan gefährlichsten Menschen der Welt um den Finger gewickelt hat. Und in diesem Moment irgendwo hier in dieser unschuldigen Landschaft wohnen soll.»

Sie nimmt mich mit nach Lugano, wo sie ihr Hauptquartier aufgeschlagen hat. Wir gleiten vorbei an Tessiner Blumenfeldern im Sonnenschein. Wie schön es hier ist, golden, weiss und purpur.

Utopie einer alternativen Gesellschaft

«Was für ein Land!», sagt Miss Eisenberg. «Als Hermann Hesse am Monte Verità ankam, herrschten hier sogar die Utopisten. Da gab es bereits die freie Liebe, Barfuss-Pazifisten, Sonnenanbeter, Vegetarier, Feminismus, die Utopie einer alternativen Gesellschaft. Was für eine fortschrittliche Welt, die Schweiz von damals!»

Miss Eisenberg kommt ins Schwärmen, während wir vor der Villa des Oligarchen Alexei Mordaschow in Lugano vorfahren.

«Dass fleischlose Kost die Emanzipation der Frauen voranbringe, war einer der kühnsten Leitgedanken damals im progressiven Tessin. Durch pflanzliche Ernährung könne sich das Weib vom Joch des Mannes befreien und zu einem höheren Wesen entwickeln.»

Ein Putin ohne Fleischkonsum wäre niemals in der Ukraine einmarschiert? Das ist nicht Ihr Ernst, Miss Eisenberg.

Miss Eisenberg kontrolliert ihr iPhone. Meldung aus London: «Fantastischer Stoff! Give us more!»



Es herrscht das Ideal des leicht aggressiven Machos: Femme fatale Kabajewa.

Klar, Russen kommen heute nicht wegen freier Liebe und Barfuss-Pazifismus ins Tessin. Viele tragen Aktenkoffer bei sich, manche ans Handgelenk gekettet. Grosser Filmstoff!

Lugano ist einer der Hotspots für die Geschäfte russischer Oligarchen in Europa. Hier haben mehrere Firmen und Gesellschaften von Putin-treuen Multimilliardären ihren Sitz, zum Beispiel Wiktor Raschnikow und Alexei Mordaschow. Sie verdienen ihr Geld vor allem im Stahl- und Rohstoffhandel.

Der Fahrer parkt jetzt vor Mordaschows 432-Quadratmeter-Villa. Ein Bunker in traumhafter Lage, Sicht auf Monte Brè und Monte San Salvatore. Bewacher in Zivil patrouillieren den Eingang. Dort sei Alina Kabajewa kürzlich gesehen worden, behauptet jedenfalls ein Spür-

hund namens Emily Smith von der *New York Post*, «Page Six».

Was weiss Miss Eisenberg?

Plötzlich wurde ihr Instagram gelöscht

«Geboren wurde Alina Kabajewa in der ehemaligen Sowjetunion, in Taschkent, der Hauptstadt Usbekistans. Ihre Mutter Ljubow Michailowna Kabajewa war Profi-Basketballspielerin, ihr Vater Marat Kabajew war Profi-Fussballspieler in der sowjetischen Liga. Sie selbst entschied sich für die Rhythmische Sportgymnastik, wurde 2004 Olympiasiegerin in Athen, mit 21 Jahren. Sie war nun «Russia's most flexible woman». Drei Jahre später verabschiedete sie sich aus dem Sport. Von 2007 bis 2014 war sie Duma-Abgeordnete der Präsidenten-Partei «Ei-

niges Russland», danach Vorstandsvorsitzende des privaten Medienunternehmens NMG, zu dem die Zeitung *Iswestija* gehört. Dann, plötzlich, wurde ihr Instagram-Konto gelöscht. Sie verschwand von der Erdoberfläche, bis sie im Herbst 2021 auf einem Markt in Morcote gesichtet wurde, in Begleitung von zwei Kindern und zwei Bodyguards. Sie ist jetzt 38.»

Ich deute auf ein Blumenfeld. «Wie schön!», sagt Miss Eisenberg.

Wir fahren an der Villa Castagnola vorbei, sehen einen Ferrari und einen Maserati mit russischem Kennzeichen.

Lugano! Grandezza, Dolce Vita und Schweizer Präzision. Heiterkeit und Ordnung. Am drittgrössten Bankenplatz der Schweiz bunkern vor allem Italiener ihre Millionen. Aber die Russen sind mit Milliarden dabei.

Seit zwei Wochen jagt Miss Eisenberg ein russisches Phantom namens Alina. Nacht für Nacht gleitet sie mit ihrem Fahrer langsam auf dessen Kriechspur dahin und beobachtet. Sie beobachtet Russinnen in Gourmetrestaurants am See oder in feinen Piano-Klubs. In Hightech-Fitnessklubs oder Schönheitssalons.

«Ich kenne die Russinnen im Tessin. Hab sie lieb bekommen. Es gibt sehr viele starke Frauen. Für diese Frauen steht die Karriere an erster Stelle, und um Karriere zu machen, müssen sie vor allen Dingen gut aussehen. Russische Männer haben eigentlich Angst vor den neuen, unkontrollierbaren Femmes fatales, auf die Putin schon lange steht.»

Was gibt es sonst noch zu russischen Exil-Frauen im Tessin zu sagen?

«Sie sind fast alle überzeugt: Männer seien von Natur aus potenzielle Vergewaltiger!» Miss Eisenberg lächelt zweideutig. «Aber deshalb seien diese Männer noch lange nicht moralisch minderwertig. Man müsse mit ihnen gnädig sein, denn ändern liessen sie sich nicht.»

Jetzt lachen wir beide.

Bevor sie Putin begegnet ist

«Putin lasse sich nicht ändern, behaupten die Russinnen im Tessin. Ändern könne man nur das Verhalten der Frauen. Sie müssten endlich in der Lage sein, sich allfälliger männlicher Übergriffe zu erwehren.»

Wie bitte?

«Ja. Die russischen Frauen von heute – jedenfalls haben das meine Gespräche ergeben – bevorzugen die Strategien der Femme fatale. Zum Beispiel jenes Typs, den Ursula Andress im James-Bond-Film «Dr. No» verkörperte, wo sie als schaumgeborene Harpunenfischerin im schönen Bikini am Strand auftaucht und an der Taille ein Messer trägt.»

Und wenn keine unmittelbare Gefahr von den Männern droht?

«Dann dürften Russinnen auch mal aussehen wie reife Früchte, die man einfach pflücken und verzehren möchte.»

>>>

Miss Eisenberg lacht. Wir lachen.

«Kabajewa ist so eine Frucht, wenn Sie es genau wissen wollen. Jedenfalls hat sie Putin so gesehen. Ganz klar. Sie ist zwar finanziell unabhängig. Ihr Vermögen wird auf 9 Millionen Euro geschätzt. Sie ist unabhängig. Und sie hat eine Aura – das gewisse Etwas, das schon amerikanische Männer in der Femme fatale des Fünfziger-Jahre-Film-noir gefürchtet haben. Kürzlich hat ein Fotograf, der vor Jahren ein Nacktporträt von Kabajewa für das Magazin *Maxim* geschossen hatte, erklärt, dieser Typ Frau sei <full of sex>.»

Wir fahren jetzt durch die Via Nassa, hier reißen sich Nobelboutiquen der Modedesigner und Juweliere wie an einer Perlenkette auf. Der Schmuck und die edlen Uhren in den Auslagen kosten zum Teil Hunderttausende Euro. Es sind vorwiegend Russinnen, die den Schweizer Besitzern die Geschäfte versüssen.

Was wissen Sie über das Privatleben der Kabajewa, bevor sie Putin begegnet ist?

«Darüber ist wenig bekannt. Von 2002 bis 2005 soll sie mit Dawid Musseliani, einem Moskauer Polizisten, verheiratet gewesen sein. Aus dieser Ehe sind keine Kinder hervorgegangen, dennoch soll Kabajewa heute vier Kinder haben. Der Spürhund der *New York Post* spricht von zwei siebenjährigen Zwillingmädchen und zwei jüngeren Brüdern.»

Der Vater?

«Angeblich Putin. Die Zwillingmädchen sollen im Februar 2015 in der Clinica Sant'Anna in Sorengo zur Welt gebracht worden sein, dort, wo auch schon ein Enkelkind von Silvio Berlusconi geboren wurde. Berlusconi soll Putin den Tipp mit der Geburtsklinik in der Schweiz gegeben haben.»

25 Millionen Männer im Krieg

Der Fahrer setzt uns am See ab. Sicherheitsmassnahme.

«Siehst du die beiden Typen im Mercedes hinter uns? Die sind uns jetzt schon eine halbe Stunde gefolgt. Ich werde beschattet. Keine Ahnung, wer die Typen sind. Und was sie wollen. Vielleicht CIA, vielleicht KGB oder Fedpol.»

Wir spazieren durch den Stadtpark Parco Civico am Seeufer. Nach dem Abendessen strömt die feine Tessiner Gesellschaft an der beleuchteten Wasserfontäne und den altmodischen Treibooten entlang zum «Salotto».

«Hier am Ufer habe ich mit vielen Russinnen konspirativ sprechen können. Als ich ihnen von einer möglichen Netflix-Serie über Kabajewa und Putin erzählt habe, sind die alle durchgedreht. Sie sind alle so gierig auf glamouröse Nachrichten. Ihre Männer sitzen zu Hause in Russland. Sie wurden hier im Tessin geparkt, leben alleine mit ihren Kindern, Nannys, Aufpassern. Und geben durchschnittlich pro Tag



Was wissen Sie über das Privatleben?
Olympiasiegerin Kabajewa in Athen, 2004.

50 000 Schweizer Franken aus. Scheissleben! Typischer Fall von Femme fatale!»

Eisenberg lacht.

Was ist eigentlich eine Femme fatale genau? Klären Sie mich auf, Miss Eisenberg.

«Es ist eine der wichtigsten amerikanischen Frauenerfahrungen. 1944 waren 25 Millionen amerikanische Männer im Krieg. Frauen gingen in die traditionellen Männerberufe. Dieses neue Leben der Frauen bewirkte nicht nur ein neues Selbstbewusstsein und Selbstverständnis, sondern auch ihre ökonomische, politische und sexuelle Freiheit. Diese <singuläre Frau> sieht sich nicht mehr nur in Beziehung zu ihrem Mann und ihrer Familie, sondern auch als individuelles Wesen mit Sehnsüchten, Träumen und einer konkreten Erwartung an das Leben. Die heimkehrenden GI, verunsichert und gezeichnet von

«Putin lässt sich gerne mit nacktem Oberkörper und mit Messer am Gürtel fotografieren. Ganz Ursula Andress!»

der Kriegserfahrung, verstanden damals diese neue Situation nicht, fühlten sich als Fremde im eigenen Land und in der eigenen Familie. Sie hatten Angst vor diesen neuen, unkontrollierbaren Frauen, die auf einmal die Forderung nach einem neuen und besseren Leben stellten.»

Und was hat das mit Russland von heute zu tun?

«In einem Viertel aller russischen Haushalte bringt die Frau allein das Einkommen auf. Viele Männer fallen als Ernährer aus. Der Grund ist Alkohol. Gemäss Schätzungen ist jeder zweite rus-

sische Mann alkoholkrank. Deren Lebenserwartung liegt durchschnittlich bei nur 59 Jahren, russische Frauen dagegen werden 72 Jahre alt. Und russische Frauen sind hart im Nehmen. Schon zu Sowjetzeiten war es völlig normal, dass Frauen arbeiteten – auch körperlich. Sie verlegten Eisenbahnschienen, schufteten auf dem Bau, fällten Bäume. Russische Scharfschützinnen, sogenannte Flintenweiber, haben zum Beispiel allein in Stalingrad zirka 10 000 deutsche Soldaten der 6. Armee erschossen. Die Figur der Femme fatale wird im heutigen Russland zur irrationalen Angstvorstellung der Männer. Sie wird aber auch zum Sündenbock ihres Scheiterns, auch im realen Leben. Was oft folgt, sind Gewaltexzesse gegen Frauen, statistisch kaum präzise erfasst. Ein schwarzes Loch von geheimer Brutalität. Laut Schätzungen sterben jedes Jahr russlandweit 14 000 Frauen durch Gewalt ihrer Männer. Dabei wollen russische Mütter, egal, ob Typ Femme fatale oder Flintenweib, nichts anderes, als was sich auch Schweizer Mütter wünschen: den eigenen Söhnen und Enkeln viel Aufmerksamkeit schenken, damit aus ihnen anständige Männer werden.»

Anständig?

«Ja, anständig!»

Der Begriff hat in der russischen Gesellschaft immer noch eine archaische Bedeutung, oder?

«Stimmt. Es herrscht das Ideal des <Muschik>, des leicht aggressiven Machos. Ein Ideal, das nicht zuletzt vom jetzigen Staatsoberhaupt gepflegt wird. Wie wissen es: Putin lässt sich gerne mit nacktem Oberkörper, in Militärhose und mit Messer am Gürtel fotografieren. Ganz Ursula Andress!»

Russinnen wollen Frieden?

Wir stehen jetzt im Spielcasino Campione d'Italia auf der italienischen Seite des Sees. Der Laden ist voller Russinnen.

«Schau dich um, Tom. Hier hängen sie in Rudeln ab. Femmes fatales. Ihre Männer sitzen in Russland und zählen ängstlich ihr Geld. Und was machen diese Bräute? Bestimmt reden sie von Alina. Wer hat sie gesehen? Was können wir tun? Wir müssen mit Alina sprechen. Sofort! Sie soll mit ihrem Wladimir reden. Beende endlich diesen verdammten Krieg, honey!»

Das glauben Sie? Diese Russinnen wollen Frieden?

«Ja. Die sind nicht blöd. Die meisten Russinnen, mit denen ich gesprochen habe, finden Putin zwar äusserst attraktiv. Sie sind sogar alle verrückt nach ihm. Bei ihm sehe man auf den ersten Blick, dass er ein ordentlicher Mann sei. Aber einen Krieg? Und die Gefahr, aus dem schönen Tessin verbannt zu werden? No way, Wladimir!»

Schluss mit Wunschdenken

Die Unschuldsvermutung gilt nicht gegenüber einer Gruppe, die sich zum Morden verabredet hat. Wir dürfen mit ihr nicht Russlands Schuld infrage stellen.

Henryk M. Broder

Weltwoche-Chef Roger Köppel warnt vor Kollateralschäden des Ukraine-Krieges. Das «Ansehen der schweizerischen Neutralität in der Welt» sei in Gefahr, das Prinzip der «Unschuldsvermutung» gerate unter die Räder. «Die Gerichtshöfe der Moral kennen keine Prozessordnung», so Köppel, es sei nicht die Aufgabe der Medien oder der Politik, zu bestimmen, wer oder «was ein Kriegsverbrecher ist». Das sei Sache der eigens zu diesem Zweck eingerichteten Gerichte.

Da ich kein Schweizer bin, ist ein möglicher Schaden am «Ansehen der schweizerischen Neutralität in der Welt» derzeit nicht meine grösste Sorge. Angesichts der Nachrichten aus der Ukraine halte ich das für eine Petitesse, über die wir uns unterhalten können, wenn die russischen Truppen die Ukraine verlassen haben. Ausgangspunkt aller Überlegungen, wie der «Konflikt» beendet werden könnte, muss die Tatsache sein, dass Russland die Ukraine überfallen hat. Es ist nicht die Ukraine, die Russland das Existenzrecht abspricht, es ist Russland, das die Ukraine als souveränen Staat vernichten will.

Perfekte Täter-Opfer-Umkehr

Unter diesen Umständen von einer Missachtung «elementarer rechtsstaatlicher Grundsätze» wie der «Unschuldsvermutung» zu sprechen, ist eine ungeheuerliche Frivolität, die ich nicht einmal einem nahen Verwandten aufgrund irgendeiner traumatischen Erfahrung durchgehen lassen würde. Natürlich dient ein solcher Vorwurf der Entlastung des Täters und der Belastung des Opfers. Es ist die perfekte Täter-Opfer-Umkehr, wie wir sie kennen. Die Türken fühlten sich von ihren armenischen Nachbarn dermassen bedroht, dass sie anderthalb Millionen von ihnen vertreiben und umbringen mussten. Der Völkermord an den Armeniern war die Blaupause für den Holocaust an den Juden, die dem Deutschen Reich «den Krieg erklärten» hatten, wie es die letzten Altnazis noch heute behaupten.

Vom Grundsatz der «Unschuldsvermutung» war keine Rede, als russische Panzer am 24. Februar in die Ukraine einfielen. Als Grund für den Überfall wurde die Notwendigkeit einer «Ent-

nazifizierung» der Ukraine angegeben. Nehmen wir für einen Moment an, die Toten von Butscha waren alle Komparsen des Kiewer Stadttheaters, die so taten, als wären sie von den Russen massakriert worden. Was ist mit den Kulissen, den ausgebrannten Autos, den zerbombten Häusern? Waren das auch Theaterrequisiten?

Wenn für Urheber des Blutvergiessens die «Unschuldsvermutung» gelten soll, wenn man also das Urteil eines «eigens dafür erfundenen und zuständigen Kriegsverbrechertribunals»

Was ist mit den ausgebrannten Autos, den zerbombten Häusern? Waren das Theaterrequisiten?

abwarten muss, dann dürfte man auch die drei schlimmsten Massenmörder des 20. Jahrhunderts – Stalin, Hitler und Mao – nicht Massenmörder nennen, allenfalls «mutmassliche» Massenmörder. Und wer es wagen sollte, Pol Pot, Idi Amin und Kaiser Bokassa «Mörder» nachzurufen, könnte zumindest in Deutschland gemäss § 189 des Strafgesetzbuches wegen «Verunglimpfung des Andenkens Verstorbener» vor Gericht landen, eine Unbill, die den drei Blut-saugern erspart blieb.

Niemand bestreitet, dass die «Unschuldsvermutung» ein wichtiges Instrument des Rechts ist. Das Prinzip «nulla poena sine lege», keine Strafe ohne Gesetz, ist es auch. Es besagt, dass ein Verhalten nur dann als Verbrechen verfolgt werden kann, wenn es zur Tatzeit als Straf-

tat galt. Dieses sogenannte «Rückwirkungsverbot» wurde von den Alliierten nach dem Zweiten Weltkrieg ausser Kraft gesetzt, um die Nürnberger Prozesse durchführen zu können. Denn «Völkermord» und «Verbrechen gegen die Menschlichkeit» waren keine Straftaten im Sinne des Gesetzes. Die kriminelle Energie der Nazis übertraf alles bis dahin Gewesene.

Es gibt keine kollektive Unschuld

Es wird dauern, bis sich die Juristen darüber verständigt haben, ob die «Spezialoperation» der russischen Armee, die kein Krieg sein darf, den Tatbestand des Völkermords erfüllt oder «nur» als Kriegsverbrechen gewertet wird. Für die Annahme der «Unschuldsvermutung» ist diese Unterscheidung irrelevant. Die «Unschuldsvermutung» sichert jedem mutmasslichen Täter einen fairen Prozess zu. Sie gilt nicht gegenüber einem Kollektiv, das sich zum Morden verabredet hat. So wie es keine kollektive Schuld gibt, gibt es auch keine kollektive Unschuld.

Es steht jedem frei, zu glauben, woran er glauben will. Dass der Klimawandel kein Naturphänomen, sondern anthropogenen Ursprungs ist, dass die Mondlandung in der Wüste von Nevada in Szene gesetzt wurde, dass 9/11 ein Projekt der CIA in Zusammenarbeit mit dem Mossad war. Im Falle des russischen Überfalls auf die Ukraine allerdings müsste allein die Tatsache, dass jedem russischen Bürger, der die «Spezialoperation» einen «Krieg» nennt, bis zu fünfzehn Jahre Haft drohen, reichen, um eine «Unschuldsvermutung» als Wunschdenken zu entzaubern.

Wer angesichts der Bilder und der Berichte von einer «Unschuldsvermutung» fantasiert, will sagen, dass man nichts ausschliessen kann, nicht einmal, dass die Ukrainer sich selbst überfallen haben, womöglich in der Hoffnung, in den Genuss eines von der EU aufgestellten «Wiederaufbaufonds» zu kommen. Solchen Leuten ist alles zuzutrauen, auch, dass sie sich von einem Panzer überrollen lassen, um in die Nachrichten zu kommen, ohne Rücksicht auf rechtsstaatliche Grundsätze und das Ansehen der schweizerischen Neutralität in der Welt.



Freisinns Nahtod-Erfahrung

Die FDP wollte zusammen mit der SVP der Schweizer Armee wieder auf die Beine helfen. Nach den Nato-Avancen von Parteichef Thierry Burkart liegt diese Allianz in Trümmern.

Marcel Odermatt

Bern

Thierry Burkart schien wie dafür gemacht, nach dem Überfall der Russen auf die Ukraine in der Schweiz eine Führungsrolle zu übernehmen. Weil der neue FDP-Chef nach seiner obligatorischen Dienstzeit gefunden hatte, sein persönlicher Beitrag für die Landesverteidigung sei noch zu klein gewesen, meldete er sich freiwillig beim Verteidigungsdepartement (VBS), um seine Dienstzeit verlängern zu können. Heute ist Burkart hoher Milizoffizier und Präsident der von ihm mitgegründeten Allianz Sicherheit Schweiz. Als erstem Politiker seit Jahrzehnten hätte es ihm gelingen können, die einst stolze Schweizer Armee wieder zu stärken.

Spassvögel im Bundeshaus

Die Freisinnigen kamen unter ihrem Präsidenten denn auch sofort aus der Deckung. Nur vier Tage nach dem russischen Einmarsch erklärte Burkarts FDP, es müssten jetzt «Lehren aus dem Ukraine-Konflikt gezogen werden». Die Schweiz solle «in der Lage sein, sich selbst zu verteidigen». Um diese Fähigkeit zu haben, müsse das Land die Verteidigungsausgaben um 2 auf 7 Milliarden Franken pro Jahr erhöhen, die Zahl der Armeeeingehörenden auf 120 000 Personen aufstocken und möglichst rasch den F-35-Kampffjet beschaffen. Dieser Forderungskatalog deckte sich mit jenem der SVP, die gleichentags ebenfalls zusätzliche Rüstungsanstrengungen verlangte. Zusammen mit den Stimmen der Mitte schien es realistisch, die fast zu Tode gesparte Schweizer Armee wiederzubeleben.

Wenige Wochen später liegt diese sicherheitspolitische Koalition der Vernunft in Trümmern, zerschossen von Thierry Burkart höchstselbst. Ohne Not gab der Aargauer Ständerat in der NZZ und in den Tamedia-Zeitungen in einer konzertierten Hochrisikoaktion die Losung durch, die Schweiz müsse fortan viel enger mit der Nato zusammenarbeiten. Autonome Verteidigung, wie eben noch gefordert? Was kümmert ihn sein Geschwätz von gestern!



Liebeserklärungen linker Journalisten: Parteichef Burkart (r.) mit Bundesräten.

Seit Burkarts unerwarteter Ankündigung trennen FDP und SVP wieder Welten. Während der Freisinn mit der Nato üben und damit weiter von der Neutralität abrücken will, verlangt die SVP eine sofortige Rückkehr zur «umfassenden» Parteilosigkeit. Über den Keil, den Burkart in das bürgerliche Lager treibt, freut sich unterdessen der politische Gegner.

Der FDP-Chef verschießt einen Penalty, ohne dass ein Goalie im Tor steht.

Dem Rechtsfreisinnigen flatterten in den vergangenen Tagen regelrechte Liebeserklärungen linker Journalisten ins Haus. Burkart läge mit seinem Tabubruch «goldrichtig», säuselte der *Tages-Anzeiger*, der sonst mit keiner Position einverstanden ist, die Burkart im grauen Politikalltag vertritt – heisse sie nun CO₂-Vorlage, Rahmenabkommen oder Mediengesetz.

Es tut nur schon beim Zusehen weh: Der FDP-Chef verschießt einen Penalty, ohne dass ein Goalie im Tor steht. Spassvögel im Bundeshaus sprechen nach Burkarts Nato-Eruption von einer freisinnigen «Nahtod-Erfahrung». Nach ewiger Zeit wäre es möglich gewesen, die Armee dem Würgegriff der Linken zu entwinden. Stattdessen herrscht wieder business as usual. Streiten die bürgerlichen Parteien, freuen sich SP und Grüne. Das war in der Corona-Pandemie oft der Fall. Umgekehrt sind FDP und SVP für ihre linken Gegner immer dann gefährlich, wenn sie sich in einer Frage zusammenraufen können wie jüngst beim Mediengesetz.

Rückkehr des Beerli-Freisinns

Immerhin, Burkart kann sich die Sache so schönreden, dass der Flirt mit der Nato doch zum Traditionsbestand freisinniger Politik gehöre. Tatsächlich erleben wir die Rückkehr des schlechten alten Beerli-Freisinns, benannt nach der ehemaligen Fraktionschefin, der

Berner Ständerätin Christine Beerli. Denn das von ihm skizzierte angebliche «Ende der Igel-Schweiz», die «neuen Wege» durch eine «verstärkte Zusammenarbeit mit der Nato» – all das ist eigentlich alter Kaffee. Schon vor dreissig Jahren behaupteten Linksfreisinnige, die Schweiz sei nicht mehr in der Lage, sich «autonom» zu verteidigen, und darum auf eine viel engere Kooperation mit der Nato angewiesen.

In ihrer «Leitlinie» für eine Schweiz «von morgen» – auch als «Vision 2007» bekannt geworden – forderte die FDP 1999: «Eingliederung der Armee in Nato/Uno-Verbund». Im gleichzeitig verabschiedeten Wahlprogramm stand dann allerdings auch: «Neutralität bedeutet [...] das Fernbleiben von militärischen Bündnissen.» Schon damals waren viele Stimmbürger verwirrt. Die FDP verlor 1999 die Nationalratswahlen, die SVP legte um 7,7 Prozent zu und wurde stärkste Partei. Zuvor hatte Christine Beerli behauptet, ein Beitritt der Schweiz zum Militärbündnis dränge sich «längerfristig» auf. Um drei Jahre später zu bekennen: «Ich will nicht unbedingt in die Nato.» Der ehemalige Ausserrhoder Ständerat Otto Schoch ging 2001 noch weiter: «Wenn es nach mir ginge, müssten wir in den nächsten drei bis fünf Jahren der Nato beitreten.»

Schweizer Bomben in fernen Ländern?

Unklar ist bis heute, weshalb sich freisinnige Spitzenpolitiker in dieser Form positionieren. Die Überzeugung, dass sich die Schweiz nicht an gewaltsamen Auseinandersetzungen auf der Welt beteiligt und sich ausschliesslich das völkerrechtlich verbrieftete Recht herausnimmt, sich im Falle einer Attacke zu verteidigen, gehörte lange zu den selbstverständlichen Glaubenssätzen, auf die sich jeder Bürgerliche einigen konnte. Würde die Schweiz eine sicherere, die Welt eine bessere, wenn Flugzeuge mit dem Schweizerkreuz es anderen gleich tun und auch in fernen Ländern ihre Bombenlast abwerfen?

Der Berner SVP-Ständerat und Sicherheitspolitiker Werner Salzmann sagt: «Eine Annäherung an Bündnisse beziehungsweise an die Nato würde uns nicht mehr Sicherheit bringen, sondern uns verpflichten, im Falle eines Angriffs auf ein anderes Nato-Mitglied mitzumachen bei militärischen Massnahmen im Ausland. Damit würde die Neutralität klar in Frage gestellt, und

es würde uns auch vom Friedensgedanken wegführen. Wir dürfen nicht näher an ein Bündnis rücken, wenn wir nicht Krieg führen wollen, ausser wenn es um unsere eigene Verteidigung geht.» Eine engere Kooperation als jene, die die Schweiz heute praktiziere, sei deshalb ohne Aufgabe der Neutralität nicht möglich.

Burkart stösst diese Diskussion an, nachdem die Nato vor wenigen Monaten ihren historischen Tiefpunkt und das grösste Fiasko ihrer Geschichte erlebt hat. Nach den Terroranschlägen vom 11. September in den USA rief das Bündnis im Oktober 2001 erstmals den Bündnisfall aus. Mit der Operation «Enduring Freedom» begann kurz darauf die militärische Intervention in Afghanistan. Zwanzig Jahre später – nach Tausenden getöteten, verstümmelten und traumatisierten Soldaten und geschätzten Kosten von zwei Billionen Dollar –

Jetzt bekennt sich Burkart also zur Verteidigung Europas am Hindukusch oder wo auch immer.

zog die mächtigste Militärallianz der Welt Hals über Kopf wieder ab. Mit dem Resultat, dass die Taliban wieder an der Macht sind und Mädchen keine Schule besuchen können.

Jetzt bekennt sich also auch FDP-Chef Burkart zu einem Anschmiegen an dieses Militärbündnis und seine Politik. Und damit zur Verteidigung Europas am Hindukusch oder wo auch immer, zu Kriegen mit Beteiligung der Schweizer Armee und zur damit verbundenen möglichen Rückkehr von Schweizer Söhnen und Töchtern in Leichensäcken.

Burkarts Bären dienst

Die FDP und Burkart haben diese Nato-Diskussion ohne Not angestossen. Dabei hatten sie die Prioritätenliste nach dem Kriegsausbruch richtig gesetzt. Die Schweiz muss ihre Defizite in der Sicherheitspolitik lösen – sprich die Armee wieder auf Vordermann bringen. Diesen Auftrag nimmt ihr niemand ab – schon gar nicht die Nato. Werner Salzmann: «Dass man jetzt die heute sichtbaren Fähigkeitslücken der Schweizer Armee mit einer Annäherung an die Nato schliessen will, befremdet mich. Es geht bei uns jetzt darum, diese Lücken wie die fehlende Erdkampffähigkeit der Luftwaffe, die schwache Artillerie, den mangelhaften Objektschutz, die fehlenden Panzerabwehrwaffen auf grössere Reichweite, aber auch die Alimentierung und Vollausrüstung der Armee und so weiter zu schliessen. Das braucht rasch zusätzliche finanzielle Mittel für die Armee. Zuerst müssen wir jetzt unsere Hausaufgaben erfüllen.»

Mit seinem Vorpreschen hat Burkart der Armee und ihren Verfechtern einen Bären dienst erwiesen.

Neuer Klima-Bericht mit Polit-Agenda

Am 4. April stellte António Guterres, Generalsekretär der Vereinten Nationen, den dritten Teil des Weltklimaberichts 2022 vor. Natürlich mit Worten wie «jetzt oder nie» und «Es ist ein Bericht der Schande» und «Wir sind auf dem direkten Weg ins Klimadesaster». Man kennt die Floskeln.

Wie alle Klimaberichte besteht er aus einem Hauptbericht, in dem auf 2900 Seiten über 18000 wissenschaftliche Arbeiten der Klimaforschung ausgewertet wurden. Dort findet man Aufzeichnungen ausgezeichneter wissenschaftlicher Erkenntnisse. Da ist Substanz drin. Wer das nicht alles lesen will, kann sich das «Technical Summary» zu Gemüte führen, das 142 Seiten umfasst. Auch hier herrscht weitgehend wissenschaftliche Nüchternheit vor.

Problematisch, wie immer, ist das «Summary for Policymakers», die Zusammenfassung für politische Entscheidungsträger. Dieses wird von ausgewählten Wissenschaftlern geschrieben, das Sagen haben auch Vertreter von Regierungen (zum Beispiel der Malediven) und schwierig verortbarer Organisationen (zum Beispiel Germanwatch). Nur diese Zusammenfassungen gelten als *approved*, als genehmigt.

Ein Grad Celsius mehr: Problem?

Es ist schwer vorstellbar, dass sich Politiker durch die 63 Seiten Text mit überladenen Grafiken quälen. Die meisten werden sich auf die 28 Folien der Medienkonferenz beziehen. Dort überwiegt die politische Agenda: So werden nur Fotovoltaik, Windkraft und Batterien für Elektroautos als technische Lösungen hervorgehoben. Da spricht nicht die unvoreingenommene Wissenschaft. Die Forderungen bleiben natürlich die gleichen: Halbierung der Emissionen bis 2030, Netto-null-Emissionen bis 2050. Insgesamt nichts Neues.

Man mag es dem Bericht verzeihen, dass er nicht darauf eingeht, wie sehr die Menschheit seit Beginn der Industrialisierung unter der bisherigen Erwärmung um ein Grad Celsius gelitten oder vielleicht sogar profitiert hat. Darauf hätte nämlich der zweite Bericht mit dem Thema «Auswirkungen, Anpassung und Anfälligkeit» Bezug nehmen müssen. Umso unglaubwürdiger, dass gemäss António Guterres eine Erwärmung um ein weiteres Grad im Desaster enden muss.

Markus O. Häring



Christliche Analphabeten an Schweizer Schulen

Der Lehrplan 21 will christliche, humanistische und demokratische Wertvorstellungen vermitteln. In der Praxis lösen die Schulen das Versprechen nicht ein.

Stephan Lehmann-Maldonado

Ostern, Pfingsten, Weihnachten – wenn diese Festtage im Kalender erscheinen, flammt eine Diskussion auf: Inwieweit dürfen christliche Feierlichkeiten noch in der Schule stattfinden? Für Schlagzeilen sorgte vor zwei Jahren eine Wiler Schule. Sie strich bei der Adventsfeier die Lieder «Go Tell it on the Mountain», «Fröhliche Weihnacht überall» und «Sgröschte Gschänk». Begründung: Die Lieder thematisierten die Geburt Jesu, was nicht alle Kulturen ansprechen würde.

Tatsächlich leben in der Schweiz immer mehr Nichtchristen. Der Deutschschweizer Lehrplan 21 trägt diesem Umstand Rechnung. Die Schule soll demnach zum «sozialen Zusammenhalt» in einer «pluralistischen Gesellschaft» beitragen. Dazu brauche es einen «neutralen» Unterricht bezüglich Politik, Religionen und Konfessionen. Der Religionsunterricht ist ins Schulfach «Natur, Mensch, Gesellschaft» eingebettet. Er soll Grundwissen über die Weltreligionen vermitteln und ethische Fragen behandeln. Dazu gehört auch, dass Schülerinnen und Schüler die «Hauptfeste des christlichen Kirchenjahres» und «Festzeiten verschiedener Religionen kennen und vergleichen» können.

Der Lehrplan 21 anerkennt jedoch auch, dass unsere Kultur vom christlichen Glauben geprägt ist. Er geht explizit von «christlichen, humanistischen und demokratischen Wertvorstellungen» aus und orientiert sich daran. Wie die christlichen Werte im Schulalltag und im multikulturellen Kontext zur Sprache kommen, konkretisiert der kompetenz- und nicht stofforientierte Lehrplan nicht weiter. In der Praxis gibt es je nach Kanton, Region und Schule erhebliche Unterschiede.

Pädagoge Zwingli

Damit sich Kinder in unserer Gesellschaft bewegen und entfalten können, müssen sie – unabhängig von ihrem eigenen religiösen Hintergrund – unsere von christlichen Werten geformte Kultur verstehen. Das Evangelium mit seinen christlich-jüdischen Werten bildet die Wurzeln eines Baumes, an dem

Früchte gewachsen sind wie die Demokratie, die Menschenrechte und die Wissenschaft. Besonders die Ideen der Bildung für alle und der Förderung von Kindern entspringen christlichem Gedankengut. Die Reformatoren Martin Luther und Ulrich Zwingli waren treibende Kräfte der Volksschule. Denn Glaube verlangte Reflexionsfähigkeit. Das Christentum hat die Aufklärung und die Wissenschaften also nicht gebremst, wie viele es vermuten, sondern gefördert. Wenn es sich anders verhielte, müssten sich grosse Aufklärungsbewegungen auch in nicht christlich geprägten Weltgegenden beobachten lassen. Dies ist aber nicht der Fall.

Was unternimmt die Volksschule, um die Wurzeln des Baumes zu begiessen? Veleorts kommt der Eindruck auf, sie würde diese ver-

Es fällt auf, dass der Unterricht nicht überall so erfolgt, dass die christlichen Werte verstanden und vertieft werden.

kümmern lassen, ja teilweise gar abschneiden – wie das erwähnte Beispiel aus Wil zeigt. Peter Rothenbühler, Ex-Chefredaktor verschiedener Zeitungen, stellte vor wenigen Jahren die These in den Raum, dass die «jungen Leute in unserem Land zu freiwilligen Analphabeten geworden» seien, was die christlichen Werte betreffe. Ein «bisschen intelligente Sonntagsschule» würde ihnen guttun, diagnostizierte er.



Das populäre Denkmodell «The Golden Circle» des Unternehmensberaters Simon Sinek postuliert, dass die meisten Organisationen wissen, was sie machen. Viele von ihnen wissen zudem, wie sie etwas erledigen müssen. Aber nur die wenigsten wissen, warum sie etwas tun. Dabei wäre es laut Sinek wichtig, zuerst über das Warum nachzudenken und dieses in der Kommunikation zu betonen.

Nebenrolle im Bildungsauftrag

Wenn wir dieses Modell auf den Umgang des Bildungswesens mit dem Christentum übertragen, fragt es sich, ob dieses nicht das Warum, sprich: den Ursprung vieler unserer gesellschaftlichen Errungenschaften, zu stark ausblendet. Kinder mögen vor Weihnachten in der Schule Kerzen anzünden und vor Ostern Schoggi-Eier essen, aber sie erfahren nicht, weshalb die Feste gefeiert werden. Oder wieso sie an Pfingsten schulfrei haben. Nach und nach wird der Feiertagskalender bedeutungslos. Und wie sollen Schülerinnen und Schüler schliesslich Religionen «vergleichen» können – wie es der Lehrplan 21 vorgibt –, wenn sie nicht einmal jene ihres eigenen Kulturkreises kennen?

Es fällt auf, dass der Unterricht nicht überall so erfolgt, dass die christlichen Werte verstanden und vertieft werden. Auch deshalb nicht, weil im Bildungsregelwerk eine Lücke klafft, wenn es um die zentralen jüdisch-christlichen Werte und um biblische Inhalte geht. Während der Lehrplan klar ausformuliert, welche Denk- und Verhaltensweisen bezüglich Klimawandel und Sexualität erwünscht sind, lässt er weitgehend offen, was mit «christlichen Werten» gemeint ist. Die Bibel, die der Nationalrat und Chefredaktor Roger Köppel «das wichtigste und zugleich unterschätzteste Buch des Abendlandes» nannte, erhält nur eine bescheidene Nebenrolle im Bildungsauftrag – neben der Thora, dem Koran, dem Pali-Kanon und den Veden.

Stephan Lehmann-Maldonado ist diplomierter Handelslehrer.

Peter Maurer vom Roten Kreuz sollte Klaus Schwabs Thron besteigen

Wer folgt auf WEF-Gründer Klaus Schwab, 84? Wer könnte das Image seiner Institution verbessern, die zum Symbol der oligarchischen Globalisierung geworden ist?

Guy Mettan

Genf

Die grossen Manöver um die Nachfolge von Klaus Schwab an der Spitze des World Economic Forum haben begonnen. Am 30. März wurde der unumstössliche Sultan von Coligny 84 Jahre alt, und die Last der Jahre beginnt sich selbst für ihn bemerkbar zu machen.

Das Thema ist natürlich eines der heiligsten Tabus des internationalen Genf, umso mehr, als es denjenigen, die so getan haben, als würden sie sich dafür interessieren, oder jenen, die sich draufgängerisch dafür beworben haben, schon viel Unglück eingebracht hat. Alle in Aussicht gestellten Nachfolger, einschliesslich derer, die vom Grossmeister um Hilfe gebeten wurden, sind gestolpert: Sie stellten ihn zu sehr in den Schatten, oder sie taten es zu schnell. Man erinnert sich an den Chef eines grossen multinationalen Konzerns oder an einen ehemaligen Staatspräsidenten, deren Namen so schnell vom WEF-Himmel verschwanden, wie sie dort aufgetaucht waren.

Sozialdemokrat à la Tony Blair

Auch die Geschichte des 1971 gegründeten Forums wurde sorgfältig abgestaubt. Ich erinnere mich noch an die Bekenntnisse des 2016 verstorbenen Professors Henri Schwamm und anderer Mitglieder, die zum kleinen Kreis des Managementinstituts im Goms gehörten, dem Klaus Schwab nahestand. Auf der Ehrentafel wurden sie schnell vergessen. Das Genie des grossen Mannes glüht.

Der Führungsstil des WEF, das inzwischen eine internationale Organisation mit Ad-hoc-Status geworden ist, ist in der Tat problematisch für eine internationale Institution, die die überall sonst geforderten Regeln der Transparenz und der Demokratie auf sich selbst anwenden sollte. Die Gesetze der Privatwirtschaft sind dort nicht mehr ganz anwendbar. Klaus Schwab leitet das WEF seit 52 Jahren und ist damit doppelt so lange im Amt wie Putin, dessen Langlebigkeit derzeit vielfach kritisiert wird.

In Genf macht nur Kenneth Roth, der Human Rights Watch seit 29 Jahren mit ebenso eiserner Hand leitet, eine ähnlich gute Figur. Monarchi-



Das Genie des grossen Mannes glüht: Maurer (oben), Schwab.

sche Regierungsführung ist also kein russisches Exklusivrecht.

Wie dem auch sei, es könnte bald eine Änderung geben. Im September wird Peter Maurer, der derzeitige Präsident des IKRK, sein Amt an die Diplomatin Mirjana Spoljaric Egger übergeben. Der 65-Jährige ist Mitglied des WEF-Rats und hat als Bürge für die Umwandlung des WEF von einer privaten NGO in eine öffentliche IO fungiert.

Klaus Schwab leitet das WEF seit 52 Jahren und ist damit doppelt so lange im Amt wie Putin.

Es wäre daher logisch, dass er über den See reist und zumindest den Platz des Grosswesirs einnimmt, wobei zu beachten ist, dass dem scheidenden Herrscher ein Ehrenplatz reserviert werden muss. Es könnte eine konstitutionelle Monarchie entstehen.

Es gibt in der Tat viel zu tun, um das Image einer Institution zu verbessern, die zum Symbol der oligarchischen Globalisierung und der Ideologie des «Great Reset» geworden ist, die in den sozialen Netzwerken von Verschwörungswut überschwemmt wird. In dieser Hinsicht kann Peter Maurer mit seinem Stammbaum als Sozialdemokrat à la Tony Blair, der perfekt mit der Kultur der grossen multinationalen Konzerne und des «integrativen Kapitalismus», einer weiteren typischen Rahmtorte der WEF-Phraseologie, kompatibel ist, nur Wunder wirken. Er würde den Amerikanern gefallen, die er mit ihrem Gefängnis von Guantánamo und den Kriegsverbrechen im Irak und in Afghanistan nicht belästigt hat und die er mit der Amerikanisierung des IKRK, dessen Sitz immer mehr einem kalifornischen Campus ähnelt, vollends verführt hat.

Und ausserdem spricht er Deutsch, sogar Berndeutsch, so gut wie das Französisch des Genfer Privatbankenviertels. Ein idealer Kandidat! Es ist ganz einfach: Wenn es am WEF ein Stimmrecht gäbe, würde ich für ihn stimmen.

Guy Mettan ist ehemaliger Chefredaktor der *Tribune de Genève* und Grossrat des Kantons Genf.

«So sind sie, die Deutschen»

Urs Fischer ist der aktuell erfolgreichste Schweizer Klubtrainer. Ein realistisches Gespräch über Fussballer und Führung.

Roman Zeller

Berlin
Es waren zwei Welten, die am Samstag im Berliner Olympiastadion aufeinanderprallten: Hertha BSC empfing den 1. FC Union Berlin zum Hauptstadtderby. West gegen Ost. Blau-Weiss gegen Rot-Weiss. «Alte Dame» gegen «Eisern Union». Eine Frage der Ehre: Wem gehört die Stadt? Der abstiegsgefährdeten Hertha, dem über Jahre erfolgreichsten Berliner Fussballverein? Oder dem Underdog aus Köpenick, ohne Stars und Glam, dafür mit Chancen auf einen Top-Platz in der Meisterschaft und auf das Pokalfinale?

Erstmals seit zwei Jahren hatten die Behörden alle Ränge im Stadion freigegeben, und das erst noch für ein Derby: ausverkauft, Haus, grandiose Stimmung. Die 75 000 Zuschauer standen neunzig Minuten lang und sangen und feierten – zumindest die Union-Fans unter ihnen. Endresultat: 1:4. Triumph der Gäste. Rote Fackeln brannten lichterloh.

Mittendrin im Taumel: Trainer Urs Fischer, ein Schweizer, einst beinhardter Innenverteidiger des FC Zürich, wo er auch seine Trainerkarriere lancierte. Später wechselte er nach Thun und von dort nach Basel, wurde von 2015 bis 2017 zweimal Schweizer Meister und einmal Cup-sieger und trotzdem dauernd kritisiert. Der Funke sprang nicht zwischen dem glamourösen Serienmeister Basel und Urs Fischer, dem Buezer aus Zürich-Affoltern.

Besser passt's beim 1. FC Union Berlin, einem Arbeiterverein, dessen Fans das noch immer rustikale «Stadion An der Alten Försterei» einst eigenhändig renovierten. Hier, wo wir ihn zum Gespräch treffen, ist er seit 2018 schlicht «der Trainer». Ehrfurcht klingt mit in dieser Bezeichnung, denn die Zusammenarbeit ist eine Erfolgsgeschichte ohne Ende.

Gleich in Fischers erster Saison stieg Union in die 1. Bundesliga auf, etablierte sich in der Folge in der obersten Spielklasse und schnuppert jetzt am internationalen Geschäft. Köpenick träumt von der Champions League. Die *Berliner Zeitung* feiert Fischer als «besten Trainer der Bundesliga». Er selber versucht, die neuen Ansprüche, so gut es irgendwie geht, im Zaum zu halten.

Weltwoche: Herr Fischer, Glückwunsch, Sie überraschen mit dem 1. FC Union Berlin alle. Sie sind die Nummer eins in Berlin, liebäugelten zwischenzeitlich mit dem vierten Tabellenplatz und stehen zurzeit im deutschen Pokal-Halbfinale. Was machen Sie richtig? Wie erklären Sie sich diesen Erfolg?

Urs Fischer: Also, bevor wir abheben: Geschichte wird erst nach dem Ereignis geschrieben, nicht während. Und die Zielsetzung war immer der Klassenerhalt. Wir spielen ja erst im dritten Jahr in der ersten Liga.

Weltwoche: In Deutschland spricht man von der magischen Vierzig-Punkte-Grenze, um nicht abzustiegen. Sie liegen in der Tabelle auf Rang 7 in der Tabelle, mit 44 Punkten.

Fischer: Schauen Sie, wir sind nicht Bayern, nicht Dortmund, nicht Leverkusen. Wir sind Union – ohne uns kleiner zu machen, als wir sind. Aber die Grundlage für alles ist und bleibt der Ligaerhalt, nun dürfen wir uns langsam aber sicher umorientieren. Jetzt geht es darum, so viele Punkte wie möglich zu holen. Aber alles andere hätte nichts mit der Realität zu tun, zumindest nicht mit meiner.

Weltwoche: Sie begannen in Berlin 2018. Wie haben Sie Deutschland seither kennengelernt?

Fischer: Sehr direkt.

Weltwoche: Wie meinen Sie das?

Fischer: Auf jeden Fall positiv! In der Schweiz war es ein Nachteil, direkt zu sein. Das musste ich mir das eine oder andere Mal

«Ich habe mein Raclette, mein Fondue. Das Einzige, was ich in Berlin nicht habe, sind Berge.»

anhören. In der Schweiz versucht man, seinen Standpunkt immer etwas zu umschreiben, auch wenn es klar und deutlich ginge und man sagen müsste, wie's ist. Es gilt, ja niemanden zu kränken. Das ist in Deutschland anders. Hier spricht man an, was angesprochen werden muss. Und man hält etwas aus. Es war wohlthuend, aber auch überraschend, mit wel-



«Wer hätte dieses Schulterklopfen nicht gerne?»

cher Wucht die Leute hier direkt sind. Aber so sind sie, die Deutschen.

Weltwoche: Gibt es eine Schweizer Eigenheit, etwas Schweizerisches, das Sie vermissen?

Fischer: Nicht wirklich. Ich habe mein Raclette, mein Käsefondue, auch das Fondue chinoise. Das Einzige, was ich in Berlin nicht habe, sind Berge. Dafür haufenweise Wasser, und grün ist es in Köpenick. Aber damit wir uns verstehen: Ich bewege mich zwischen Wohnung, Stadion, Spiel. Mehr nicht.

Weltwoche: Und Berlin, wie haben Sie die Bundeshauptstadt kennengelernt?

Fischer: Ich sah ein bisschen etwas von der Stadt – Brandenburger Tor, Holocaust-Denkmal, die Universitäten, Museen. Aber diese Stadt ist so gross – das ist vielleicht der zweite Punkt: Ich komme von Züri. Ich hatte immer das Gefühl: «Wow, ich komme aus einer Grossstadt», bis ich nach Berlin kam. Im Verhältnis sind das 400 000 gegenüber rund 4 Millionen Einwohnern. Berlin, diese Stadt ist rie-



Bundesliga-Trainer Fischer, 56.

sig. Riesig! Ich dachte, ich kenne dieses Feeling, aber nein, kannte ich nicht. Stellen Sie sich vor, ich brauchte von mir bis zum alten Flughafen Tegel schon eine Dreiviertelstunde – für 23 Kilometer.

Weltwoche: Was schätzen Sie an den Berlinern?

Fischer: Sie sind nicht gross anders. Dieses Multikulti finde ich auch in Zürich.

Weltwoche: Wonach sehnen Sie sich, wenn Sie an Zürich denken?

Fischer: Zürich ist meine Heimat, mein Daheim, mein Wohnzimmer. Ich muss nicht umschreiben, was ich da vermisste.

Weltwoche: Sie scheinen sich hier trotzdem wohl zu fühlen, zumindest lieben Sie die Fans, Sie sind ein Publikumsliebling. Wie war es möglich, sich so schnell mit dem Klub zu identifizieren?

Fischer: Man identifiziert sich doch immer mit seinem Arbeitgeber, das ist in jedem Geschäft so. Wer das nicht kann, dem fehlt die

Leidenschaft. Sonst macht man Dienst nach Vorschrift – auch möglich, aber das entspricht nicht meinem Naturell. Wo bliebe da der Spass? Freude ist schon ein Punkt, der berücksichtigt werden muss. Und die ist da bei mir.

Weltwoche: Hängt Freude mit Erfolg zusammen?

Fischer: Nicht nur, aber Freude macht viel aus. Nicht nur im Sport. Ich habe damals das KV absolviert, eine Banklehre, als ich bereits beim FCZ spielte. In meiner Aktivzeit als Spieler arbeitete ich 50 Prozent. Ich war überall genau gleich investiert, egal, was ich tat. Nur musste ich mir irgendwann eingestehen, dass ich nicht auf allen Hochzeiten mit hundertprozentiger Leidenschaft gleichzeitig tanzen kann. Also ging es mir als Trainer gleich wie als Spieler, es bewegte sich zum Profitum.

Weltwoche: Erzählen Sie von jener Zeit, als Sie nebenberuflich Fussball spielten.

Fischer: Das war eine andere Zeit. Damals, in den Achtzigern, war das möglich, obwohl

es schon Profis gab. Als ich in die 1. Mannschaft des FCZ kam, hatte ich viel Zeit nebenbei. Ich wollte sie nutzen, als Ausgleich, um einen geordneten Tagesablauf zu haben. Hinzu kam, dass ich als junger Spieler nicht gerade viel verdiente, es war ein Zustupf. Irgendwann sah ich, dass es mir keine Vorteile mehr bringt, sondern nur Extrabelastung.

Weltwoche: Wenn Sie das mit den heutigen Primadonnen vergleichen: Haben Sie nicht das Gefühl, Fussballer sind total verwöhnt?

Fischer: Überhaupt nicht! Wieso auch? Was die Spieler leisten, ist Wahnsinn! In welchem Rhythmus, mit welcher Intensität die Spiele stattfinden. Das braucht Regeneration, Schlaf, gute Ernährung. Kein Alkohol, nicht

«Wir durften noch leben, Seich machen. Heute zückt jeder das Handy, alles steht in der Zeitung.»

rauchen – alles, was wir durften, ist heute undenkbar. Wir durften noch leben, Seich machen. Heute zückt jeder das Handy, alles steht in der Zeitung. Ich weiss nicht, ob ich heute Spieler sein wollte. Zum Glück stellt sich die Frage nicht.

Weltwoche: Also nichts mit dem Klischee der verwöhnten Fussballstars, die in der Freizeit Playstation spielen, in teuren Autos rumfahren und Markenklamotten tragen.

Fischer: Wer sagt denn so was? Haben Sie sich mal vorgestellt, einen Monat lang Fussballer zu sein? Zu verzichten? Das Argument, das dann halt immer kommt, ist das Geld ...

Weltwoche: Stimmt. Wie denken Sie darüber?

Fischer: Es geht um Angebot und Nachfrage – wie in jedem anderen Markt, ganz einfach. Ob das jetzt gut oder schlecht ist, diesen Moralapostel spiele ich nicht. Wenn jemand etwas anbietet, dann ist es doch völlig okay, wenn der andere dazu ja sagt. Das gilt für Spieler und Trainer.

Weltwoche: Was zeichnet Sie als Trainer aus?

Fischer: Für diese Frage bin ich der Falsche.

Weltwoche: Dann anders: Was braucht es, um als Trainer erfolgreich zu sein?

Fischer: Das muss jeder für sich entscheiden, ich gebe keine Ratschläge. Wichtig ist sicher, mit der Zeit zu gehen. Als Spieler erlebte ich eine Zeit, da war es so und nicht anders. Aber Fakt ist, heute ist der Fussball anders, die Spieler, die Gespräche haben sich verändert. Wenn wir ein Videostudium hatten, schob der Trainer eine richtige Videokassette rein, und wir schauten uns neunzig Minuten lang einen Match an, ohne Mucks. Heute haben wir Spielanalysen, auf einzelne Spieler zugeschnitten. Diesen Fortschritt musst du mitmachen.

Weltwoche: Um nicht den Anschluss zu verlieren.

>>>

Fischer: Gewisse Methoden kann man schon beibehalten, wenn man sie für richtig hält. *Old-school* und *new-school* heisst nicht: Das eine ist richtig, das andere falsch.

Weltwoche: Gibt es einen Coach von früher, der Sie inspirierte?

Fischer: Ich hatte Trainer, die waren *old-, old-, old-school*. Da hiess es: «Es war immer so, also ist es nach wie vor so.» Ich hatte aber auch solche, die Neues probierten. Das wäre heute eher meine Präferenz. Ich glaube, man muss aktuell sein, mehr als zu meiner Spielzeit.

Weltwoche: Welcher Trainer ist heute das Mass aller Dinge?

Fischer: Darüber mache ich mir keine Gedanken.

Weltwoche: Gibt es jemanden, den Sie gut finden?

Fischer: Klar, haufenweise.

Weltwoche: Zum Beispiel?

Fischer: Das spielt doch keinen Tango. Ich könnte Steffen Baumgart nehmen, vom 1. FC Köln. Oder jeden in der ersten Bundesliga, man kann von jedem etwas lernen. Nur beschränkt sich das auf das, was man von aussen wahrnimmt. Die tägliche Arbeit sehe ich nicht, wie er mit den Spielern umgeht. Ich war mal

«Jürgen Klopp, puh, diese Kraft, diese Energie. Der gumpst an der Seitenlinie auf und ab. Wahnsinn!»

bei Dieter Hecking, damals Trainer von Borussia Mönchengladbach. Hochinteressant, wie er seine Leute managt. Aber am Schluss darfst du nicht kopieren, sondern musst authentisch sein, nicht irgendeine Rolle spielen, die man gar nicht spielen kann. Darum ist mir egal, welcher Trainer der beste der Welt ist. Ob es jetzt Pep Guardiola ist, der akribisch arbeitet, auch im Training. Solche Typen sind alle top. Top!

Weltwoche: Wie finden Sie Jürgen Klopp, den deutschen Trainer des FC Liverpool?

Fischer: Puh, diese Kraft, diese Energie. Der *gumpst* an der Seitenlinie auf und ab. Wahnsinn! Aber ich könnte das nicht, das wäre nicht ich. Ich versuche, ruhig zu sein, das habe ich mir geschworen. Als Spieler habe ich es gehasst, wenn meine Trainer ständig rumsprangen und reinriefen. Ich sagte mir: «So wirst du nicht!» Das hat aber mehr mit meinen Erfahrungen zu tun, nicht mit «gut» oder «schlecht».

Weltwoche: Worauf gründet Klopps Erfolg? Was zeichnet ihn aus?

Fischer: Ich kann mir nicht vorstellen, dass er ständig so ist wie an der Seitenlinie – im Spiel schon. Vielleicht ist es das Entscheidende, dass es nicht gespielt ist. Er lebt, was er macht.

Weltwoche: Murat Yakin ist seit kurzem Schweizer Nationaltrainer. Viele Schweizer hätten sich aber Sie als Nachfolger von Vladi-

mir Petkovic gewünscht. Was bedeutet Ihnen dieses Bekenntnis?

Fischer: Natürlich macht mich das stolz – wer hätte dieses Schulterklopfen nicht gerne?

Weltwoche: Der Job als Nati-Trainer: Ist das ein Traum von Ihnen?

Fischer: Sag nie nie. Aber momentan gefällt mir die tägliche Arbeit mit einer Mannschaft.

Weltwoche: Wie lautet Ihr wichtigstes Prinzip im Umgang mit hochsensiblen Fussball-Millionären?

Fischer: Es gibt nicht ein Prinzip. Ich glaube, heutzutage müssen Trainer Empathie haben. Was noch lange nicht heisst, dass man dann Erfolg hat. Es liegt sicher nicht nur daran, einen Kader mit dreissig Spielern und verschiedenen Nationalitäten erfolgreich zu führen. Beim Thema Führung kommt vieles zusammen.

Weltwoche: Worauf kommt es an?

Fischer: Man sollte von der Materie eine Ahnung haben. Von Fussball, der Trainingslehre, wie man eine Übung, eine Spielsituation vermittelt. Und, und, und. Es sind so viele Punkte, die einfließen.

Weltwoche: Welches ist der wichtigste?

Fischer: Man muss den Zugang zum Menschen finden. Das gelingt nicht immer.

Weltwoche: Wie streng müssen Trainer sein?

Fischer: Wenn notwendig, streng. Ich meine, ich kann ja unmöglich lieb sein, wenn es nicht angebracht ist.

Weltwoche: Was würden Ihre Spieler sagen, wie streng ist Urs Fischer?

Fischer: Da müssen Sie meine Spieler fragen. Aber ich kann definitiv sagen, wenn mir etwas nicht passt – hoffentlich auch! Mir geht es dann nie um die Person, sondern um die Sache, um den Fussball, das wissen die Spieler.

Weltwoche: Sentimentalitäten weg. Was zählt, ist der Erfolg auf dem Platz.

Fischer: So schlimm ist es nicht. Die Methode, der Ton sind genauso entscheidend. Man kann nicht die ganze Zeit rumschreien. Mir geht es um die Kritik, wenn sie angebracht ist.



Weltwoche: Sind Sie als Teamchef eher Psychologe oder Strategie?

Fischer: Es wird ein Mix sein. Klar braucht man eine Spielstrategie. Entscheidend ist aber auch die Erfahrung, eine Situation erlebt zu haben, um mit den Spielern richtig umzugehen.

Weltwoche: Was machen Sie, wenn es intern kracht oder nicht läuft? Wie drehen Sie die negative Stimmung ins Positive?

Fischer: Habe ich dafür einen Plan? Nein, weil es den nicht gibt. Wie viele Mannschaften kämpfen im Tabellenkeller, stecken in der

«Der Job als Nati-Trainer: Ist das ein Traum von Ihnen?» – «Sag nie nie!»

Abwärtsspirale? Dagegen gibt es kein Patentrezept. Sonst würden wir es alle anwenden. Eines ist klar: Man muss mit aller Kraft versuchen, das Steuer herumzureissen. Irgendwie und immer wieder.

Weltwoche: Bevor Sie zu Union kamen, trainierten Sie den damaligen Schweizer Serienmeister FC Basel. Was ist einfacher: mit einem Topteam gewinnen zu müssen oder mit einem Underdog gewinnen zu dürfen?

Fischer: Beides hat seine Schwierigkeit, einfach ist nichts! Man hat gesehen, wie vermeintlich einfach es ist, mit Basel Meister zu werden, auch mit dem besten Kader der Liga.

Weltwoche: Viele mäkelten über und kritisierten Ihre Leistung, obwohl Sie Meister wurden. Was sind die grössten Fake News über Urs Fischer, die Sie über sich gelesen haben?

Fischer: Das habe ich doch nicht auswendig im Kopf. (Lacht)

Weltwoche: Eine Schlagzeile, die Ihnen blieb?

Fischer: Ich lese nicht viel, was über mich geschrieben wird. Man gewöhnt sich daran, es ist ein Teil des Geschäfts. Das ist auch gut so, das macht den Fussball so spannend. Von da kommen die Emotionen.

Weltwoche: Es gibt Leute, die leeren in solchen Situationen den Briefkasten nicht mehr. Wie ist das bei Ihnen?

Fischer: So schlimm ist es nicht. Aber Basel, diese zwei Jahre, das kostete Energie. Die Berichterstattung war schon sehr negativ. Das musste ich erst kennenlernen, aushalten. Daraus gewinnt man an Erfahrung, auch wenn es nicht einfach ist.

Weltwoche: Was interessiert Sie ausserhalb des Fussballs?

Fischer: Fischen! Mein grösstes Hobby, das mache ich, wenn immer ich Zeit habe, überall.

Weltwoche: Was fasziniert Sie daran?

Fischer: Das völlige Runterfahren. Es ist mein Ausgleich, in der Natur zu sein, im Wasser zu stehen. Ohne Gedanken an Fussball.

Sie verwandeln Stahl in Gold

Seit 1875 fertigt Audemars Piguet im Vallée de Joux hochwertigste Uhren. Bis heute ist das Unternehmen in Familienbesitz. Eine Erfolgsgeschichte par excellence.

Gisbert L. Brunner

Traditionsreiche Uhrenmanufakturen gibt es viele in der Schweiz. Bei den meisten von ihnen haben sich die Eigentumsverhältnisse im Laufe ihrer langen Geschichte mindestens einmal geändert. Nicht so bei Audemars Piguet. 1875 wagte der Uhrmacher Jules Louis Audemars im abgeschiedenen Vallée de Joux den Sprung in die berufliche Selbständigkeit. Ein paar Jahre später tat er sich mit seinem Kollegen Edward Auguste Piguet zusammen und begründete eine Erfolgsgeschichte par excellence. Bis 1966 lenkten ausschliesslich Familienmitglieder die Geschicke der Manufaktur, die bis heute in Familienbesitz ist. Als Verwaltungsratspräsidentin wirkt inzwischen Jasmine Audemars.

Diese Kontinuität sieht der gegenwärtige CEO des Unternehmens als Schlüssel für den Erfolg. «Schaut man sich an, was heute im Markt passiert, erkennt man, dass die erfolgreicheren Unternehmen alle unabhängig sind», sagt François Bennaïm, der seit 2012 als angestellter Manager die operative Führung innehat. «Ich kann sagen, dass ich in den 27 Jahren, die ich nun bei Audemars Piguet bin, viele Ideen eingebracht habe, die wohl in jedem grossen Konzern gestorben wären. Sie wären beim Durchlaufen der Prozesse in den verschiedenen Konzernabteilungen einfach untergegangen.»

Vergangenheit trifft Gegenwart

Blickt man zurück in die lange Geschichte von Audemars Piguet, gab es in diesem Haus nie eine solche Konzernkultur. Der am 17. Dezember 1881 unterzeichnete Gründungsvertrag nannte die «Herstellung feiner und komplizierter Uhren nach modernsten Fertigungsmethoden» als erklärtes Ziel. Dazu gehörten Zeitmesser mit Schlag- und Kalenderwerk und auch Chronografen. Jules Louis Audemars oblag die Rolle des technischen Leiters, während sich Edward Auguste Piguet um die administrativen Belange kümmerte. Auch nach dem Tod der Firmengründer bestand diese Arbeitsteilung fort: Mitglieder der Familie Audemars zeichneten primär



Zum Zehnfachen des offiziellen Preises gehandelt: neues Automatikwerk Kaliber 7121.

für die technischen, die Piguets für die kaufmännischen Belange verantwortlich.

1907 entstand ein Neubau unmittelbar neben dem Stammsitz. Dieses zwischenzeitlich mehrfach vergrösserte und modernisierte Gebäude beherbergt das Unternehmen Audemars Piguet bis in die Gegenwart. Aufschlussreich in diesem Zusammenhang ist das neue,

Nur in diesem Jahr weist der Rotor auf den runden Geburtstag hin. Danach verschwindet diese Zahl.

2020 eröffnete Firmenmuseum. Der spiralförmige Glasbau neben dem Hauptquartier setzt Vergangenheit und Gegenwart höchst attraktiv in Szene.

Dieser Erfolg war alles andere als vorgezeichnet. In der Weltwirtschaftskrise der frühen 1930er Jahre sahen sich sämtliche Uhrenbetriebe im Vallée de Joux gezwungen, entweder Kurzarbeit anzumelden, die Fabrik ganz zu schliessen oder mit neuen Eigentümern fortzufahren. Auch Audemars Piguet traf die Krise hart. 1935 baute man gerade einmal noch 116 Zeitmesser.

Streng gewahrter Familiensinn sicherte das Überleben. Der Uhrmacher Jacques Louis Audemars trat 1933 in das Unternehmen ein und brachte neuen Schwung in die darniederliegende Produktion. Ausserdem förderte er Georges Golay, der seine Karriere 1945 als Buchhalter begonnen hatte und es als erstes Nichtfamilienmitglied bis an die operative Spitze des Unternehmens bringen sollte. Dem Vollblutkaufmann verdankt Audemars Piguet seine Ikone schlechthin: die Royal Oak, lanciert 1972. Die sportlich-elegante Armbanduhr, die Stahl in den Rang von Gold erhob, trägt heute 80 Prozent zum Umsatz von geschätzten 1,6 Milliarden Euro bei. Ohne die Royal Oak stünde Audemars Piguet weiterhin im Schatten des ewigen Mitbewerbers Patek Philippe.

Uhrenmarkt spielt verrückt

2022, im Jahr des 50. Geburtstags, ist diese Armbanduhr erfolgreicher denn je. Förmlich Schlange stehen Liebhaber und Spekulanten für ein Exemplar des zwar nicht limitierten, doch nur begrenzt verfügbaren Jubiläumsmodells. In der Edelmetall-Referenz 16202 tickt zugleich auch das brandneue Automatikwerk vom Kaliber 7121. Nur in diesem Jahr weist der Rotor auf den runden Geburtstag hin. Danach verschwindet diese Zahl.

Was CEO Bennaïm nicht behagt, ist die Tatsache, dass ein Teil der ersten ausgelieferten Exemplare am Parallelmarkt schon zum Zehnfachen des offiziellen Publikumspreises von rund 30 000 Schweizer Franken gehandelt wird. Der Uhrenmarkt spielt verrückt. Das gilt allerdings nicht nur bei Modellen von Audemars Piguet. Unterdessen sucht das Familienunternehmen dem Vernehmen nach einen Nachfolger für François Bennaïm. Sonnenbeschieden möchte der erfolgreiche französische Manager demnächst ausscheiden und sich anderen Projekten widmen.

Gisbert L. Brunner zählt zu den führenden Uhrenjournalisten im deutschsprachigen Raum.

Meine Reise durch die Ukraine

Während dreissig Tagen berichtete ich aus dem Kriegsgebiet.

Eines wurde für mich glasklar: Die russische Invasion hat die Ukrainer zusammengeschweisst.

Kurt Pelda

Der sicherste Ort in der Wohnung war das fensterlose Badezimmer. Weil es zum Übernachten aber zu klein war, legte ich im Korridor eine Matratze auf den Boden. Sich in den Zimmern mit Fenstern aufzuhalten, war gefährlich, denn draussen konnten jederzeit russische Raketen einschlagen. In der Nacht und oft auch tagsüber waren die Einschläge der Artillerie unüberhörbar.

Das Haus, in dem ich im ostukrainischen Charkiw wohnte, war nicht irgendein Haus. Ende der zwanziger Jahre des letzten Jahrhunderts garantierte der sowjetische Diktator Stalin persönlich die Finanzierung des konstruktivistischen Baus im Schewtschenko-Viertel. Das Ziel: eine Kooperative für ukrainische Intellektuelle.

Zu wenig sowjetisch

Charkiw war damals die Hauptstadt der Ukrainischen Sozialistischen Sowjetrepublik und damit auch das Zentrum der ukrainischen Literatur. Im Slowo-Gebäude sollten Schriftsteller und Dichter die Ruhe finden, um Grosses zu schaffen. *Slowo* bedeutet «Wort» auf Ukrainisch, und das fünfstöckige Gebäude sieht im Grundriss aus wie der Buchstabe C, das kyrillische S am Anfang von *Slowo*.

Was die Bewohner damals noch nicht ahnten: Sie wurden zum Teil von ihren eigenen Dichterkollegen bespitzelt und denunziert. Der Geheimpolizei entging es darum nicht, dass sich manche Literaten stark von Europa inspirieren liessen. Sie galten als zu freidenkerisch und zu wenig sowjetisch.

Die Folgen waren fatal: Rund 40 Bewohner der 66 Wohnungen im «Haus des Wortes» fielen Stalins «Säuberungen» zum Opfer. Ihnen wurde unter anderem Terrorismus vorgeworfen, erfundene Geschichten, die sie aber unter Folter gestanden. Viele wanderten in den Gulag und wurden Jahre später hingerichtet.

Die Verfolgung der Intelligenz von Charkiw und das Aushungern der ukrainischen Bauern in den 1930er Jahren hatten System: Es sollte einerseits den ukrainischen Nationalismus und den Widerstand der Bauern gegen die Kollektivierung der Landwirtschaft brechen.

Andererseits konnte Stalin das bei den Bauern requirierte Getreide exportieren und mit dem Erlös die Industrialisierung und den Aufbau der sowjetischen Waffenindustrie finanzieren. In der Ukraine kamen infolge der zwangsweise eingezogenen Getreideproduktion mindestens drei Millionen Menschen um.

Der sowjetische Massenmord in der Ukraine war der Vorläufer zu Moskaus aktuellem Versuch, eine eigenständige Identität und das Nationalbewusstsein der Ukrainer zu unterdrücken. Ich bin zuvor noch nie in dem Land gewesen und kann schlecht beurteilen, wie stark

Mit ihrer Brutalität wollen die Russen Angst und Schrecken verbreiten und den Widerstandswillen brechen.

die nationale Identität früher ausgeprägt war. Wenn mir aber eines während meiner dreissigtägigen Reise bewusst wurde, dann ist es die Einheit, zu der Russlands Invasion die Menschen in der Ukraine zusammenschweisst – eine Einheit, die es vorher so wohl kaum gegeben hat.

Selbst frühere Gegner des jüdischen Präsidenten Selenskyj scharten sich nach Kriegsbeginn um ihn. Allen ist klar, dass es um einen Überlebenskampf geht.



Ähnlich wirken die Gräueltaten russischer Soldaten, von den Massakern, Vergewaltigungen und Folterungen in eroberten Städten bis hin zum Raketenangriff auf Flüchtlinge im Bahnhof von Kramatorsk im Donbass. Dabei kamen letzte Woche rund fünfzig Menschen ums Leben. Mit ihrer Brutalität wollen die russischen Truppen Angst und Schrecken verbreiten und den Widerstandswillen brechen.

Das mag ihnen manchmal gelingen, aber meistens bewirkt es das Gegenteil: Das zunehmend rücksichtslose Vorgehen der Russen stärkt den Kampfwillen der Ukrainer. Sie wissen nun, was ihnen blüht, sollten sie den Krieg verlieren. Die Bilder der gefesselten und exekutierten Zivilisten in Butscha bei Kiew brennen sich in das kollektive Gedächtnis ein. Eine Kapitulation würde für unzählige Exponenten des Staats, der Sicherheitskräfte und der Zivilgesellschaft Lagerhaft und oft sogar den Tod bedeuten.

Russischer Etappensieg?

Nach den schweren Verlusten in der Schlacht um Kiew und dem inzwischen abgeschlossenen Rückzug seiner Truppen aus dem Norden will sich Moskau nun grosse Gebiete im Osten und Süden der Ukraine einverleiben. Dafür werden auch Reservisten mobilisiert. Eine Grossoffensive im östlichen Donbass steht wohl unmittelbar bevor, also da, wo Moskau zwei «Volksrepubliken», Vasallenstaaten, auf ukrainischem Territorium anerkannt hat. Ein wichtiger Etappensieg wäre es, wenn Russlands Truppen die im Donbass kämpfenden Einheiten der ukrainischen Armee einkesseln könnten.

Die Verlagerung der russischen Anstrengungen vom Norden in den Süden und Osten hat einschneidende Folgen für die Ukrainer: Während es im Norden ausgedehnte Kiefernwälder gibt, besteht der Süden und Osten grösstenteils aus Steppe. Ausserdem sind die Böden sandhaltiger und in der nassen Jahreszeit weniger schlammig.

All dies begünstigt die Region für den Panzerkrieg. Je wärmer das Wetter wird und



Allen ist klar, dass es um einen Überlebenskampf geht: Reporter Pelda nahe Kiew, 15. März.

je trockener die Äcker werden, desto weniger sind Russlands Panzerverbände auf befestigte Strassen angewiesen. Das wird die ukrainischen Verteidiger unter Druck setzen. Ausserdem steht der Fall der seit Wochen belagerten Hafenstadt Mariupol wahrscheinlich unmittelbar bevor. Sollten die Russen dort den Sieg davontragen, würden erhebliche Truppenverbände frei für den anstehenden Grossangriff im Donbass.

Nicht überall sind die Russen allerdings in der Offensive. Nach ihrer Niederlage beim Vorstoss in Richtung der strategisch wichtigen Hafenstadt Odessa im Süden haben sie sich in der Umgebung von Cherson am Fluss Dnjepr eingegraben. Seit Wochen versuchen die Ukrainer nun schon, diese Stellungen zu stürmen, doch gestaltet sich das schwierig – wegen des flachen Terrains mit wenig Deckungsmöglichkeiten und des Mangels an Offensivwaffen. Allerdings

verdichten sich Hinweise, dass westliche Staaten nun auch schwere Waffen liefern werden. Ob diese noch rechtzeitig eintreffen, bleibt eine offene Frage.

Wenn Russland aus seinen Fehlern im Norden gelernt hat, wird es diesmal seine Offensive mit langanhaltendem Artilleriebeschuss und Luftangriffen vorbereiten. Ziel ist es, vor dem Beginn der Bodenoffensive möglichst viele Verteidiger zu töten und die westlichen

Mit der amerikanischen Kamikaze-Drohne könnte sich die Kriegführung der Ukrainer revolutionieren.

Panzerabwehrwaffen zu zerstören, damit der nachfolgende Panzerangriff nicht ernsthaft gefährdet wird.

Vierzig Kilometer Reichweite

Mit der Auslieferung der amerikanischen Kamikaze-Drohne Switchblade 600 könnte sich die Kriegführung der Ukrainer allerdings revolutionieren. Die Switchblade wird mit Rohren in die Luft katapultiert, ähnlich wie Mörsergeschosse, und ist somit nicht auf Startbahnen angewiesen wie die bisher von der Ukraine verwendeten Bayraktar-Drohnen aus der Türkei.

Die Switchblade kann rund vierzig Kilometer weit fliegen. Sie kann also ausserhalb der Reichweite der meisten russischen Artilleriegeschütze abgefeuert werden. Gesteuert wird sie mit Hilfe eines Tablet-Computers. Rund vierzig Minuten kann sich das kleine, mit einem panzerbrechenden Gefechtskopf ausgerüstete Fluggerät über dem Kampfgebiet aufhalten, bevor der Pilot sein Ziel auswählen muss. Damit bleibt genügend Zeit, um wichtige Kommandofahrzeuge, Brückenpanzer oder Flugabwehrsysteme auszusuchen, deren Verlust den Russen am meisten Schaden verursachen würde.

Während die kleine Schwester der Switchblade 600 schon in Afghanistan zum Einsatz kam, wird die neue panzerbrechende Kamikaze-Drohne erstmals in der Ukraine unter Kriegsbedingungen getestet. Infanterieverbände werden durch die kleine Drohne unabhängiger von Luftunterstützung durch konventionelle Drohnen oder Kampfflugzeuge. Diese müssen zum Teil von weitentfernten und ihrerseits leicht verwundbaren Flugplätzen starten, und das dauert jeweils und benötigt viel Koordination zwischen den Boden- und Luftstreitkräften. Sowohl die USA als auch Russland benützen die Ukraine als Testgelände für neuentwickelte Waffensysteme. Auch Grossbritannien liefert mit der noch aus den neunziger Jahren stammenden Starstreak eine Flugabwehrlenkwaffe in die Ukraine, die noch nie im Ernstfall eingesetzt wurde.

Schweizer, helft der Ukraine, Bundesrat, schütze die Neutralität

Kleine diplomatische Hilfestellung für konfuse Zeiten.

Paul Widmer

Bern

Der Krieg in der Ukraine ist eine Katastrophe, das Gerangel um unsere Neutralität ein Trauerspiel. So unbedarft wie in dieser Krise hat sich der Bundesrat noch selten benommen. Zuerst reagierte er, als ob ihn der Blitz aus heiterem Himmel getroffen hätte. Dabei wissen wir seit mehr als 200 Jahren, weshalb wir neutral sind: zum Schutz unserer Unabhängigkeit.

Dann betrieb er eine Hüst-und-hott-Politik, die links und rechts animierte, ihm in die Zügel zu greifen. FDP-Präsident Thierry Burkart plädiert für eine engere Zusammenarbeit mit der Nato – mit einem militärischen Bündnis, das ein US-Präsident unlängst als obsolet und der französische Präsident als hirntot bezeichnete. Durchdachte Politik sieht anders aus.

Schweden, Österreich, Finnland

Die Schweiz verfolgt seit Jahrhunderten eine neutrale Aussenpolitik. Auf dem Wiener Kongress (1815) löschten die Grossmächte Staaten mit einem Federstrich aus. Der Schweiz gelang es, ihre dauernde und militärische Neutralität international anerkennen zu lassen. Selbstgewählt und international anerkannt: Eine solche Neutralität hat kein anderer europäischer Staat. Schweden verfügt zwar über eine bündnisfreie Tradition, aber die ist nicht international anerkannt. Österreichs Neutralität ist auferlegt. Das Land musste sich, ehe es 1955 seine Souveränität wiedererlangte, verpflichten, eine Neutralität nach Schweizer Muster zu befolgen – was auch ein Kompliment für die Praxis der Schweiz war. Finnland musste nach dem Zweiten Weltkrieg alles unterlassen, was den sowjetischen Nachbarn hätte reizen können. Es war, wie man sagte, finnlandisiert.

Die Schweizer Neutralität hat bekanntlich zwei Seiten: eine rechtliche und eine politische. Die Rechte und Pflichten des Neutralen sind in den Haager Abkommen von 1907 festgehalten. Der neutrale Staat darf sich an keinem Krieg beteiligen, noch darf er eine Kriegspartei begünstigen. Die Kriegsparteien ihrerseits sind verpflichtet, sich jeder Verletzung neutralen Hoheitsgebiets zu enthalten.

Das Neutralitätsrecht hat an einem kleinen Ort Platz. Deshalb gerät ein Neutraler selten in Konflikt mit dem Recht. Aber es kann vorkommen. So liefert Schweden Waffen aus staatlichen Beständen an die Ukraine. Das ist einem Neutralen verboten. Bisher hat die Schweiz nichts dergleichen getan. Sie hat kein Neutralitätsrecht verletzt. Aber wer die Neutralität auf die rechtlichen Aspekte reduziert, macht es sich zu leicht. Sie umfasst auch die Neutralitätspolitik. Deren

tärischen, sondern auch mit wirtschaftlichen Mitteln geführt. Der Glaube, man könne in der Neutralitätspolitik zwischen militärischen und wirtschaftlichen Massnahmen unterscheiden, ist illusorisch. Die Schweiz sollte das wissen, denn sie hat dafür schon einmal einen Preis bezahlt. Als sie 1920 dem Völkerbund beitrug, hatte sie sich ausbedungen, nur die wirtschaftlichen, nicht aber die militärischen Sanktionsmassnahmen mitzutragen. Sie wählte eine differenzielle Neutralität. Als Mussolini Abessinien überfiel, geriet diese Unterscheidung ins Wanken. Es wurde ungemütlich. Unter unwürdigen Umständen musste die Schweiz froh sein, dass sie sich wieder unter den Schutz der integralen Neutralität begeben konnte.

Warum haben wir diese Probleme? Weil das Neutralitätsrecht an einem Geburtsfehler leidet. Es wurde zu früh kodifiziert, schon vor dem Ersten Weltkrieg. Damals waren Wirtschaftssanktionen noch kein grosses Thema. Das sollte sich im Ersten Weltkrieg, der grossenteils ein Wirtschaftskrieg war, radikal ändern. Die Schweiz war bisher der Ansicht, sie müsse die rechtlichen Lücken, welche die Haager Abkommen aufweisen, mit neutralitätspolitischen Massnahmen überbrücken.

Der Interpretationsraum ist nur die eine Hälfte des Problems. Die andere besteht darin, dass die kriegführenden Parteien unsere Neutralität als glaubwürdig erachten müssen. Haben sie kein Vertrauen in unsere Neutralität, schlittern wir mit unserer selbstgebastelten Auslegeordnung in den Abgrund. Neutralität, die nicht auf das Vertrauen der Konfliktparteien stösst, ist Selbsttäuschung. Vertrauen erwirbt man nur mit einer konstanten Neutralitätspolitik.

Wo stehen wir heute? Unsere Glaubwürdigkeit hat gelitten. Dass Russland die Schweiz auf die Liste «unfreundlicher Staaten» setzt, ist das eine. Dass die *New York Times* und mit ihr die halbe Welt den Eindruck bekommen, die Schweiz hätte im Ukraine-Krieg ihre traditionelle Neutralität über Bord geworfen, sollte uns noch mehr zu denken geben. Das hätte nicht passieren dürfen.

Der Bundesrat hat den neutralitätspolitischen Interpretationsraum nach einem ersten Zögern



Wo stehen wir heute?

Gebote sind weniger griffig. Es handelt sich um Vorwirkungen, die der Neutrale im Frieden leistet, um später nicht in einen bewaffneten Konflikt hineingezogen zu werden. Worin diese Vorwirkungen bestehen, steht nirgends. Die Schweiz hat immer die Auffassung vertreten, es sei an ihr selbst, deren Umfang zu bestimmen. So gesehen darf sich die neutrale Schweiz alles erlauben, solange sie kein Neutralitätsrecht verletzt. So kann man auch die Übernahme der EU-Sanktionen gegen Russland rechtfertigen.

Dabei übersieht man etwas Wesentliches: Internationale Konflikte werden nicht nur mit mili-

sehr grosszügig zugunsten der Schweiz aus-
gelegt. Gewiss stand er unter enormem Druck
von Seiten der EU und der USA. Aber warum hat
er in der Kommunikation so versagt? Warum hat
er nie den *courant normal*, der im Ausland wenig
bekannt ist, erklärt? Dieser ist nicht eine billige
Ausrede für das Nichtstun. Vielmehr will
man mit diesem Instrument gerade verhindern,
dass von anderen Staaten verhängte Sanktionen
unterlaufen werden. Alle Ausweichgeschäfte
über die Schweiz werden unterbunden. Statt-
dessen beteuerte der Bundesrat, die Übernahme
der EU-Sanktionen bedeute keinen Präzedenz-
fall. Meine Erfahrungen in der Diplomatie lehr-
ten mich, dass man das exakt dann sagt, wenn
man einen neuen schafft. Es ist dringend nötig,
dass sich der Bundesrat erklärt.

Heisst das, dass die Schweiz die russische Ag-
gression gegen die Ukraine untätig zur Kenntnis
nehmen sollte? Nein. Aber wir müssen schärfer
zwischen Staat und Gesellschaft unterscheiden.
Nach wie vor richtet sich das Recht des inter-
nationalen bewaffneten Konflikts vornehmlich
an Staaten und nicht an Individuen. Die oberste
Landesbehörde muss sich neutralitätskonform
verhalten. Die Gesellschaft ist freier. Wir kennen
keine Gesinnungsneutralität. Die Schweizer dür-
fen der Ukraine helfen, was sie mit der mächtigen
Sympathiewelle für die Flüchtlinge auch tun.

Vorbild Ungarn-Aufstand

Man könnte noch weitergehen. Russland finan-
ziert seinen Krieg mit seinen Öl- und Gasexporten
nach Westeuropa. Ein westlicher Boykott wäre
das wirksamste Mittel, um den Geldhahn zuzu-
drehen. Aber das hätte schwerwiegende Konse-
quenzen für uns selbst. Wir müssten bereit sein,
diese in Kauf zu nehmen. Die Zivilgesellschaft
könnte diesen Boykott selber an die Hand neh-
men. Die meisten Gaswerke befinden sich im
Besitz von Gemeinden. Die politischen Parteien
könnten sich dafür einsetzen, dass die Werke ihre
russischen Bezüge einstellen. Der Staat bräuchte
gar nicht mit Sanktionen einzugreifen.

So verfahren wir schon 1956, als die Sowjet-
union den Aufstand in Ungarn niederschlug.
Die ganze Schweiz war empört. Doch der Bundes-
rat reagierte zurückhaltend. Er gab zwar seiner
Empörung auch Ausdruck, aber die Sowjetunion
nannte er nicht beim Namen. Die Bevölkerung
indes rief zum Boykott des Osthandels auf – und
viele Firmen folgten. Dass die Schweiz deswegen
nicht mehr neutral sei, hatte damals niemand
behauptet. Im Gegenteil. Sie galt als Modell für
einen neutralen Staat.

Man wusste besser zwischen Staat und Gesell-
schaft zu unterscheiden. Ein solches Vorgehen
wäre für eine Demokratie, die von unten her auf-
gebaut ist, auch heute angemessen.

Paul Widmer, langjähriger Diplomat und Dozent
für Internationale Beziehungen an der HSG, ist Autor von
«Diplomatie. Ein Handbuch» und «Schweizer Aussenpolitik»,
beide bei NZZ Libro erschienen. www.paulwidmer.com

Russlands Retourkutsche

Die Razzia bei Audemars Piguet in Moskau sollte geheim bleiben.
Man spürt, dass es Bern nicht wohl ist mit dem Neutralitätsbruch.

Christoph Blocher

Herrliberg

In der NZZ am Sonntag
lese ich auf der Front-
seite: «Vergeltung für
Sanktionen: Russland be-
schlagnahmt Schweizer
Luxusuhren». Der Kreml
drangsalieri die Schweizer
Firma Audemars Piguet
und habe in Moskau Uhren
im Wert von mehreren Mil-
lionen Franken konfisziert.

Auf den Einwand, das sei
doch rechtswidrig, antwor-
ten Russen: «Ja, und die
Sanktionen der Schweiz?»

Man sieht: Der «Wirtschaftskrieg zwischen
dem Westen und Russland» lässt sich nicht
mehr verheimlichen.

Und weil die Schweiz im Ukrainekrieg ihre
bewährte, dauernde, bewaffnete, umfassende
Neutralität preisgegeben hat, steht sie mitten
im Kriegsgetümmel. Jetzt folgt die Retour-
kutsche. Der «Feind» schlägt zurück.

Macht und Atomwaffen

Warum hat der russische Geheimdienst aus-
gerechnet die Räumlichkeiten einer schwei-
zerischen Uhrenfirma durchsucht?

Weil die Schweiz ein Kleinstaat ist. Russ-
land weiss, dass sich ein Kleinstaat nicht auf
die Macht, sondern nur auf das Recht berufen

*Hätte Russland auch Produkte
amerikanischer Firmen rechtswidrig
«sichergestellt»? Wohl kaum.*

kann. Hätte Russland auch Produkte ameri-
kanischer Firmen rechtswidrig «sicher-
gestellt»? Wohl kaum. Die USA braucht nicht
neutral zu sein, sie hat die Macht und die
Atomwaffen. Die Schweiz nicht.

Hoffentlich erkennen wir wieder den Wert
unserer traditionellen Neutralität, die eben
nicht von Fall zu Fall gehandhabt werden
darf. Diese muss dauernd und umfassend sein,



«Der «Feind» schlägt zurück»:
Autor Blocher.

damit sie jederzeit – gerade
in Zeiten von Konflikten
und Kriegen – glaubwürdig
in Erscheinung treten kann.

Das Departement des Äusseren (EDA) wollte den Raub-
zug auf die Uhrenfabrik ver-
traulich behandeln.

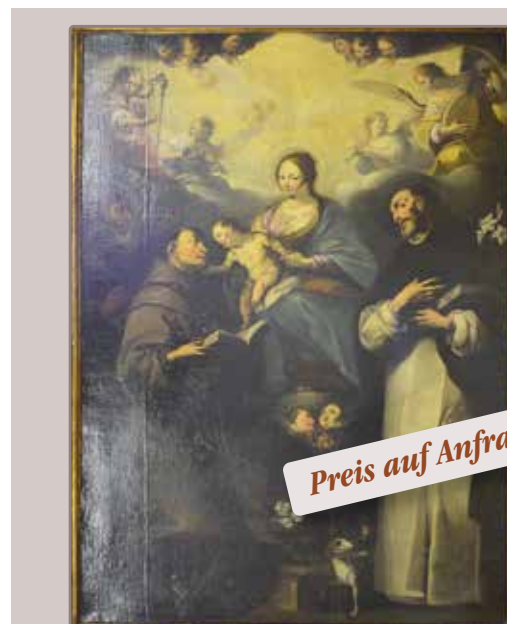
Warum?

Die Nachricht ist doch
wichtig für die schweize-
rische Öffentlichkeit. Man
spürt, dass es der Bundes-
verwaltung und ihren Dip-
lomaten nicht wohl ist. Das
Schweizer Publikum soll-

te nicht erfahren, dass der Neutralitätsbruch
ganz konkrete Folgen hat.

Dies ist im Krieg so.

Christoph Blocher, promovierter Jurist
und Unternehmer, war von 2004 bis 2007
als Bundesrat Vorsteher des Eidgenössischen
Justiz- und Polizeidepartements.



Preis auf Anfrage

Altarbild 270 x 170 cm mit Expertise

Francesco del Cairo 1598–1674

Tel. 091 966 56 65 oder 076 559 69 24

Royals der Arbeiterklasse

Die neue Aristokratie ist auch nicht besser als die alte. Sie sieht nur besser aus, wie das Beispiel der Beckhams zeigt.

Julie Burchill

Wenn je eine Frau dazu geboren war, Brautmutter oder, in diesem Fall, Mutter des Bräutigams zu sein, dann Victoria Beckham: Dass ihr Details, Stil und Oberfläche schon ihr ganzes Leben lang wichtiger als alles andere gewesen waren, wurde nun dadurch gerechtfertigt, dass die Hochzeitsfeier ihres ältesten Kinds, Brooklyn, perfekt ausfallen sollte. Auf dem Foto, das letzte Woche von ihr geschossen wurde, als sie von Bord der fünf Millionen Pfund schweren Superjacht der Beckhams ging, schaute sie allerdings so grimmig drein, dass man eher vermutet hätte, sie sei unterwegs zum Schafott als zur Hochzeit ihres Erstgeborenen mit einer schönen Erbin. (Hiess es von dieser Hochzeit zunächst, sie werde drei Millionen Pfund kosten, wird unterdessen von fünfzehn Millionen gemunkelt.) Aber vielleicht war Victoria einfach sauer, dass ihr Liebhaber einen Ehevertrag unterschreiben musste: Die Familie der Braut verfügt über ein Vermögen von 1,4 Milliarden Dollar im Gegensatz zu derjenigen des Bräutigams mit schlappen 494 Millionen Pfund. Wir erinnern uns: Als Spice Girl hatte sie den Beinamen «Posh», also «vornehm, nobel» – und jetzt sollte sie plötzlich zur armen Verwandtschaft gehören!

Exklusivrechte für Hochzeitsfotos

Wie bei den meisten Promi-Anlässen, deren Fotos an den Meistbietenden verschertelt werden, war auch hier die Gästeliste von grösster Wichtigkeit: Zu den Anwesenden gehörten Eva Longoria, Serena Williams und zwei Spice Girls



(Sporty und Scary); Brooklyns Pate Elton John war allerdings abwesend, weil er seine transplantierten Haare pflegen, Pardon: «weil er seine <Yellow Brick Road>-Tournee umorganisieren musste». Die *Vogue*, die die Exklusivrechte an den Hochzeitsfotos ergattert hatte, hudelte voll Besitzerstolz: «Es ist der Stoff, aus dem moderne Märchen sind: Ein wunderschöner blonder Filmstar trifft den gutaussehenden Sprössling einer von Grossbritanniens berühmtesten und angesagtesten Familien, der Funke springt über, und eine Romanze, die des 21. Jahrhunderts würdig ist, nimmt ihren Lauf.» Die Mutter des Bräutigams trug «ein metallisches Trägerkleid, das das Studio 54 grüssen liess» (Letzteres war ein Nachtclub, berüchtigt für orgiastischen Sex mit Fremden und für Drogenexzesse, das Grüssen hielt sich also hoffentlich in Grenzen); zum Valentino-Hochzeitskleid der Braut gehörte ein Malocchio, das böse Blicke abwenden sollte; doch um sicherzugehen, wurden an die Partygäste elektronisch verschliessbare Beu-

Wir erinnern uns: Als Spice Girl hatte sie den Beinamen «Posh», also «vornehm, nobel».

tel verteilt, die verhindern sollten, dass in den als kamerafrei bezeichneten Bereichen Smartphones zum Einsatz kämen. Das mag etwas habgierig anmuten, als wollte die *Vogue* mit allen Mitteln ihre Investitionen schützen, weshalb uns eiligst versichert wurde: «Im Bewusstsein dessen, was auf der anderen Seite der Welt geschah, während sie Hochzeit feierten, taten sich Brooklyn und Nicola mit der humanitären Hilfsorganisation Care zusammen und forderten ihre Gäste auf, in ihrem Namen Geld zu spenden zur Unterstützung von Frauen und Mädchen, Familien und älteren Leuten in der Ukraine.»

Es ist interessant, dass die *Vogue*, die einst so vernobelt war, dass sie den Starfotografen David Bailey dafür zusammenstauchte, dass er die Bauerntochter Jean Shrimpton als sein Lieblingsmodell bezeichnet hatte, nun so scharf darauf war, dieses junge Paar zu feiern: Denn der



Sohn und Tochter von Coiffeusen:

Vater des Bräutigams ist Sohn einer Coiffeuse und eines Küchenmonteurs, die Mutter des Bräutigams Tochter einer Coiffeuse und eines Elektrikers. (Naomi Campbell fragte Victoria denn auch einmal: «Wieso nennst du dich Posh?»)

Bei näherem Hinschauen ist es aber absolut einleuchtend: Snobs lieben Dynastien, fürchten und hassen jedoch Meritokratien. Wir haben es hier mit einem Pärchen zu tun, das «für den Anfang» in einem Häuschen in Beverly Hills leben wird, das bloss zwölf Millionen Pfund gekostet hat. Dies haben die beiden nicht ihren eigenen Leistungen zu verdanken, sondern denjenigen ihrer Eltern, und insofern verkörpern sie eine neue Aristokratie, die so uninteressant und mittelmässig wie die alte ist. Sie haben einfach bessere Frisuren, dank den Coiffeusen in der Familie.

Die überaus teure Hochzeit zweier verwöhnter Bälger wirkt umso geschmackloser, als die soziale Mobilität zum Stillstand gekommen ist. Mit ihr war es nie besonders weit her in Grossbritannien – aber in den USA, dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten? Dort boten die Unterhaltungs- und die Medienindustrie einst Kindern aus der Arbeiterklasse ohne gesellschaftliche Verbindungen die Möglichkeit,



Brooklyn, Cruz, Harper, David, Victoria, Romeo (v. l.).

interessante und gutbezahlte Karrieren zu ergreifen. Jetzt aber ist da alles zu, grassiert die für das 21. Jahrhundert so typische Vetternwirtschaft.

Ob Journalisten oder Models, glückliche Sprösslinge zielen sich früher wenigstens ein bisschen wegen ihrer unverdient günstigen Ausgangslage. Heute hingegen preisen sie sich glücklich. Bonos Tochter, die Schauspielerin Eve Hewson, sagte über ihren rasanten Aufstieg: «Ich habe Schauspielerkolleginnen und -kollegen, die unglaublich talentiert sind, aber Mühe haben, irgendwo vorsprechen zu dürfen. Für mich war das nie ein Problem wegen meiner Familie. So sollte es natürlich nicht funktionieren, doch wenn eine Tür offen steht, sollt man die Gelegenheit auch benutzen.»

Als Brooklyn beschloss, Fernsehkoch zu werden, brauchte es ein Team von 62 Leuten und ein Budget von 70 000 Pfund, um ein Fischstäbchensandwich zu produzieren. Dies nach seiner früheren Karriere als Fotograf, die ihm als Siebzehnjährigem einen Buchvertrag einbrachte: «Elefanten in Kenia – So schwierig zu fotografieren, aber unglaublich zu sehen». Im Jahr 2019 machte er ein Volontariat beim Fotografen Rankin, worauf ein Insider der *Sun* er-

zählte: «Alle wussten, dass an Brooklyns Arbeiten noch gefeilt werden müsste, aber niemand wusste, dass er auch von den simpelsten Grundbegriffen keinen Schimmer hatte, und zwar in den meisten Bereichen. Er versucht das jedoch durch Begeisterung wettzumachen.»

Den Kindern selbst kann man das natürlich nicht vorwerfen: Wer würde einen Superauftrag ablehnen, wenn er ihm auf dem Präsentierteller angeboten wird? Aber es sieht schon übel aus, wenn jeder Sprössling einer Familie einfach so ein Kreativer werden kann. Schauen wir uns Stings Brut an: zwei Musiker, drei Schauspielerinnen und Schauspieler und ein Postbote. Nein, natürlich nicht: Er ist Model. Sind das wirklich alles geborene Performerinnen und Performer?

Nachkommen der Beatles

Und es sieht ganz so aus, als werde die Beckham-Brut einen ähnlich glanzvollen Weg gehen. Immerhin macht es den Anschein, als heirate Brooklyn eine Frau, die er tatsächlich liebt. Das könnte ihm die Scherereien ersparen, die andere Söhne und Töchter von Promis so oft haben. Man denke nur an die Faxen von Gene Gallagher, dem Sohn von Liam, dem eine Richterin,

ebenso wie Ringo Starrs Enkel Sonny Starkey, vorwarf, er halte sich «wohl für etwas Besseres». Als Oasis sich damals rühmten, den Beatles ähnlich zu sein, war damit wohl kaum gemeint, dass beider Nachkommen Verkäufer in Warenhäusern piesacken würden.

Die Beckhams haben eindeutig an Glanz eingebüßt. 2017 beschwerte sich David, der bereits einen OBE hatte, darüber, dass er nicht zum Ritter geschlagen worden sei: «Es ist eine Schande. Wäre ich Amerikaner, hätte ich so was schon vor zehn Jahren bekommen. Macht mich also zum Ritter, oder verpisst euch.» Davor hatte der Name Beckham immer etwas Nettes, wenn auch Seichtes an sich gehabt. Das «Goldene Paar» schien ebenso für «Cool Britannia» zu stehen

Heute kommt einem diese Ehe eher wie die Fusion zweier Unternehmen vor.

wie Liam Gallagher und seine damalige Frau Patsy Kensit oder Kate Moss. Apropos: Kates jüngere Halbschwester Lottie hat feststellen müssen, dass der Familienname zwar Türen öffnete, aber weil ihr das Talent fehlte, sich im Beruf ihrer ikonischen Schwester einen Namen zu machen, landete sie schon in jungen Jahren in der Sackgasse des Erotikwebdienstes Onlyfans.

So denkt man zurück an die Hochzeit der Beckhams im Jahr 1999: Damals posierten zwei charmante junge Leute auf goldenen Thronen und grinsten mit einer gewissen Selbstironie über ihre Extravaganz. Heute kommt einem diese Ehe eher wie die Fusion zweier Unternehmen vor, und sie hat nicht gut gealtert. Als die beiden 2018 an der Hochzeit der Sussex teilnahmen, wirkte ihre Körpersprache so, dass einem Chris Rock und Will Smith im Vergleich wie Blutsbrüder vorkommen. Gierig, wie er ist – er hat zehn Millionen Pfund dafür verlangt, als Gesicht der Weltmeisterschaft in Katar zu dienen, dem katastrophalen Zustand der Menschenrechte in dem Land zum Trotz –, und geizig, wie sie ist – sie wollte dreissig ihrer Angestellten auf Kosten der Steuerzahler beurlauben, obschon sie so reich ist, dass allein ihre Handtaschensammlung 1,5 Millionen Pfund wert ist; erst nach einem öffentlichen Aufschrei war sie bereit, die Beurlaubung selbst zu berappen –, fliegen ihnen die Herzen der britischen Bevölkerung nicht mehr so zu wie früher.

Die Vereinigung ihres wenig bemerkenswerten Sohns mit einer Frau von unvorstellbar grossem Reichtum ist die Krönung einer neuen Vetternwirtschaft, die genauso korrupt und schmarotzerhaft ist wie die alte Vetternwirtschaft, von der wir dumm genug waren zu glauben, ihr sei mit «Cool Britannia» ein Ende gesetzt worden, damals im 20. Jahrhundert.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



Bild: © Teatro alla Scala

VIP-Kulturreise nach Mailand

Bella città und Verdis «Rigoletto»

Kunst, Architektur und Lebensstil – auf dieser Reise erleben Sie die lombardische Metropole mit allen Sinnen. Geniessen Sie das einmalige Ambiente rund um den Dom und – als Krönung – die unvergessliche Inszenierung von Verdis «Rigoletto» in der Scala mit ihrer unvergleichlichen Akustik.

Mit seinen Sehenswürdigkeiten und dem internationalen Flair begeistert Milano alle, die dem Schönen zugeneigt sind. Auf unserer dreitägigen Lesereise erkunden wir die Stadt, in der Giuseppe Verdi seine berühmtesten Opern komponiert und uraufgeführt hat. Mailands Magie verzaubert uns beim Spaziergang durch die Altstadt, beim Anblick der Basilica di Santa Maria Nascente und im Museo Teatrale alla Scala, wo unter anderem handschriftliche Noten aus der Feder Verdis aufbewahrt werden.

Den ersten Reisetag lassen wir gemeinsam in einem gemütlichen Restaurant ausklingen. Sie logieren in einem 4-Sterne-Hotel ganz in der Nähe der Scala. Selbstverständlich bleibt Ihnen auch Zeit zur freien Verfügung für eigene Erkundungen.

Höhepunkt der Exkursion ist die Aufführung von Verdis «Rigoletto» am zweiten Tag in der legendären Scala. Die Oper war schon

bei der Uraufführung 1851 ein überwältigender Erfolg und wird seither weltweit gespielt. Untermalt mit einem einzigartigen Bühnenbild, wird die Oper zum unvergesslichen Erlebnis.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platin-club.



Bild: © Esatour

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Kulturreise nach Mailand

Reisetermin:
19. bis 21. Juni 2022

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Mailand–Zürich (inkl. Gebühren)
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- 2 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «Sina De La Ville» in Mailand
- Abendessen in ausgewähltem Restaurant
- Ausflug «Weltberühmte Sehenswürdigkeiten»
- Verdi-Oper «Rigoletto» in der Mailänder Scala (Kategorie 1 und 2 im Parkett bzw. Loge in 1. Kategorie)
- Qualifizierte, deutsch sprechende Reiseleitung
- Ausführliche Reiseunterlagen

Preis (pro Person im DZ):

Mit *Weltwoche*-Abo: ab Fr. 1640.–
Für Nichtabonnenten: ab Fr. 1940.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 250.–
Ausflug «Der berühmte Dom und das Museo Teatrale alla Scala», inkl. Eintritt und Mittagessen: Fr. 90.–
Ermässigung bei Eigenreise: Fr. 250.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

Pakete und Pfandflaschen

Warum Deutsche im Alter oftmals arbeiten müssen.



Als ich vergangene Woche zwei Pakete zugestellt bekam, staunte ich nicht schlecht. Das eine wurde mir von einer älteren Dame gebracht, die äusserst schlecht zu Fuss war, das andere erhielt ich einen Tag später von einem Mann, der meiner Einschätzung nach über achtzig Jahre alt gewesen sein muss. Ein Anblick, der mir das Herz zerriss.

Es hat sich etwas verändert in diesem Land. Bilder von derart alten Menschen, die selbst noch in harten Knochenjobs arbeiten, kannte ich aus den USA, aber nicht aus Deutschland mit seinem überbordenden Sozialstaat.

Womit wir bei der richtigen Frage wären: Wo ist dieser Sozialstaat hier?

Wie kann es sein, dass ein Land, dessen Kosten für sein soziales Sicherungssystem sich mittlerweile auf eine Billion Euro belaufen, offenbar nicht in der Lage ist, seinen alten Menschen eine Rente zu garantieren, von der sie leben können? Wir Deutschen zahlen mittlerweile die höchste Steuern- und Abgabenlast weltweit. Gerade einmal 47 Cent bleiben uns von jedem Euro, den wir bei der Arbeit verdient haben. Bis Mitte Juli eines jeden Jahres ackern wir ausnahmslos für den Staat. Erst danach fliesst das Geld in die eigene Tasche. Aber da, wo ich es gerne sehen würde, kommt es augenscheinlich nicht an.

Umgekehrt scheint es eine nie versiegende Quelle zu geben, wenn es um die Versorgung und Unterbringung sämtlicher Migranten und Flüchtlinge dieser Welt geht. Hier wird das ermöglicht, was für die eigenen Bürger oft in weiter Ferne ist: umgehender Zugang zum Sozialsystem, ohne gegängelt zu werden und sich finanziell völlig nackig machen zu müssen,

eine bezahlbare Wohnung und selbstverständlich zeitnah für jedes Kind ein Betreuungsplatz. Vergleiche, die man von linker Seite, in Presse und Politik, ungern hört. Populistisch sei das und hetze verschiedene gesellschaftliche Gruppen gegeneinander auf.

Dabei ist zu beachten, dass stets nur jene Gerechtigkeitsdebatte populistisch ist, die sich auf die schlechte Behandlung der eigenen Bürger bezieht. Die öffentliche Debatte der letzten

Warum dürfen die ukrainischen Flüchtlinge kostenlos Bahn fahren, aber Syrer nicht?

Wochen, in der darum gestritten wurde, welche Flüchtlingsgruppe besser behandelt wird als die andere, findet derweil grossen Anklang in der Presse.

Wer hat mehr bekommen? Wer wurde besser behandelt? Warum dürfen die ukrainischen Flüchtlinge kostenlos Bahn fahren, aber Syrer nicht? Der Deutsche und sein Steuergeld als Verhandlungsmasse zwischen Asylbewerbergruppen ist legitim und gewollt. Alles andere wäre rassistisch. Der Deutsche, der auch einmal etwas von seinem sauer verdienten Geld für sich selbst haben möchte oder zumindest den Wunsch hat, dass es auch Rentnern zugute kommt, die im Müll nach Pfandflaschen suchen, ist ein Populist und ein Rechter dazu.

In Braunschweig, wo ich wohne, sieht man flaschensammelnde Rentner jeden Tag. Für Linke sind sie eine Erfindung rechter Wutbürger.

Dabei besteht die eigentliche Frage darin, wer nun wirklich Menschen gegeneinander ausspielt: Menschen wie ich, die diese Zustände benennen, oder ein Staat, der sie schafft?

Jeder Euro kann nur einmal ausgegeben, jede Wohnung nur einmal vergeben und jeder Kita-Platz nur einmal besetzt werden. Kapazitäten sind endlich. Auch in Deutschland, das bereits nach der Flüchtlingswelle 2015/16 mehr Asylbewerber aufgenommen hatte als jedes andere Land der EU. Man kann diese Kapazitätsgrenzen eine Weile ignorieren, aber nicht die Ungerechtigkeiten und den Unfrieden, die daraus langfristig resultieren.

Natürlich geht diese Gerechtigkeitsdebatte über das Thema Zuwanderung hinaus. Steuergeld wird auch anderswo verbrannt. Beim Bau von Flughäfen etwa, als Zahlmeister der EU oder wenn mal wieder die Entwicklungshilfe für China fällig ist, das uns mittlerweile gut und gerne aufkaufen könnte.

Aber nirgends wird die Ungerechtigkeit so sichtbar wie bei Menschen, die im gleichen Land leben, aber unterschiedlich behandelt werden. Oft wird beklagt, es seien Zuwanderer, die schlechtergestellt würden. Ich behaupte, das Gegenteil ist der Fall. Denn während mir der achtzigjährige Mann meine Pakete liefert, flanieren andere tagsüber durch die Stadt oder sitzen in der Schischa-Bar.

«Für ein Land, in dem wir gut und gerne leben» lautete der Wahlkampfslogan der CDU 2017. Fünf Jahre sind mittlerweile vergangen. Und für die deutschen Bürger gilt das Motto je länger, je weniger.

Wahrheit im Spiegelkabinett

Nach sechzehn Jahren verabschiedete ich mich aus der *Weltwoche*-Redaktion. Ein Rückblick auf vier Jahrzehnte Journalismus.

Alex Baur

Ziemlich genau vierzig Jahre sind vergangen, seit meine spätere Schwiegermutter in ihrer Nachbarschaft, einem Armenviertel am Rande von Lima, ein falsches Gerücht in Umlauf setzte: Der Gringo sei ein *periodista*, ein Journalist. Tatsächlich war ich ein dahergelaufener Studienabbrecher ohne grosse Zukunftspläne, der sich mit dem Handel von Alpakapullis mehr schlecht als recht über die Runden brachte. Ich kaufte die handgestrickten Textilien bei den Indios in den peruanischen Hochanden ein und sandte sie nach Europa, wo diese in der Hippie-Szene gefragt waren.

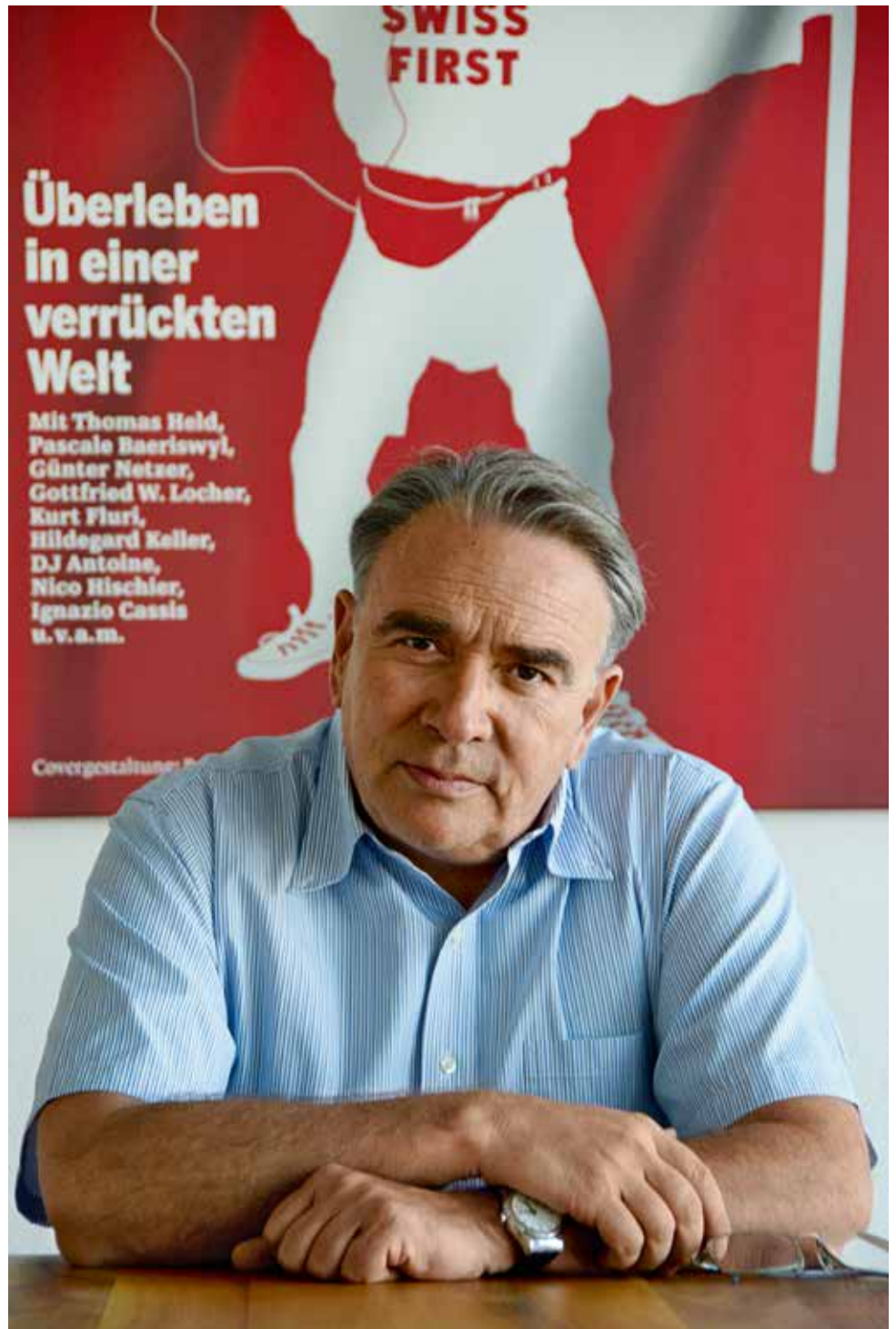
Mag sein, dass Doña Felicita ihren Nachbarn mit der Mär des Journalisten eine Erklärung dafür liefern wollte, warum der Gringo dauernd Fragen stellte über Dinge, die ihn nichts angingen. Eine indiskrete Neugierde ist mir angeboren. Oder weil ich schon damals stets eine Zeitung unter dem Arm hatte. Vielleicht fand sie auch nur, *periodista* klinge besser als *comerciante*. Sie hat es mir nie verraten.

Ohnmacht, Wut, Obsession

Tatsache ist: Am 26. Januar 1983 erhob das Massaker von Uchuraccay das falsche Gerücht unverhofft zur schicksalhaften Prophezeiung. In einer abgelegenen Indio-Kommune auf 4000 Metern über Meer waren zehn Männer regelrecht zu Tode geprügelt worden. Solche und viel schlimmere Massaker gehörten damals zur Tagesordnung in den Hochanden. Doch acht der Opfer waren Journalisten. Und das war selbst in jenen blutigen Tagen ein Ereignis, das die Nation in ihren Grundfesten erschütterte.

Noch mehr als das Massaker an sich wühlte mich dessen liederliche Aufarbeitung auf. Es gab viele Gerüchte, nichts war gewiss. Nach Darstellung der Armee hatten *comuneros* – der spanischen Sprache kaum mächtige Indio-Bauern – die *periodistas* getötet, weil sie diese für *terroristas* hielten. Eine eilends einberufene Untersuchungskommission unter der Leitung des Literaten und späteren Nobelpreisträgers Mario Vargas Llosa bestätigte diese Version.

Wie die meisten Peruaner hielt auch ich die offizielle Darstellung damals für eine plumpe



Erfahrungen am Rand der Zivilisation: *Weltwoche*-Autor Baur.

Propagandalüge. Die Terroristen (der Begriff Guerilla war in Peru nie gebräuchlich) des «Leuchtenden Pfades» waren wohl berüchtigt für ihre sektiererische Gnadenlosigkeit. Über die Dorfschulen hatten sich die Maoisten in den Indio-Kommunen systematisch eingenistet und einen Zwist gesät, der gegen 70 000 Todesopfer fordern sollte. Doch die Reaktion der Armee, welche im Kampf gegen den unsichtbaren Feind ganze Dörfer niederbrannte, mutete nicht minder blutrünstig an.

Kurz vor dem Massaker in Uchuraccay hatte das Militärkommando die Nachricht verbreitet, Indio-Bauern aus jener Gegend hätten ein Dutzend Terroristen umgebracht. Die Meldung stank förmlich nach Propaganda. Die acht getöteten Journalisten, die meisten von ihnen bekennde Linke, wollten die Story vor Ort überprüfen. Weder für die Bauern noch für die Terroristen gab es einen ersichtlichen Grund, diese Journalisten umzubringen. Da diese von einem orts- und sprachkundigen Guide begleitet waren, erschien auch ein Missverständnis wenig glaubwürdig.

Die, wie mir schien, offenkundige Lüge erfüllte mich mit einem Gefühl trostloser Ohnmacht, welche sich bald in eine heilige Wut, ja Obsession verwandelte. Dank meiner Geschäfte, aber auch über meine Frau war ich mit der Welt der Quechua einigermaßen vertraut. Ich hatte dieses Volk, das mich in seiner etwas naiven und melancholischen Eigenart mit

Ich liess mich mit einem Fotografen irgendwo auf der Welt ein paar Wochen nieder und recherchierte.

offenen Armen empfangen hatte, in mein Herz geschlossen. Vertraut war mir auch die ebenso subtile wie abgrundtiefe Verachtung der Städter gegenüber den *cholos*, der indianischen Landbevölkerung. Obwohl ich den Marxismus schon damals radikal ablehnte, bestand für mich nie der Hauch eines Zweifels, auf welcher Seite ich in diesem unerklärten Rassen- und Klassenkampf stand.

Schreiben, was ist

Uchuraccay führte mir mit einem Schlag vor Augen, wie wichtig die Wahrheit ist und wie abscheulich jede Propagandalüge, egal, für welchen Zweck. Ich wusste nun endlich, was ich wollte. Eine andere Berufsoption als Journalismus habe ich seither nie mehr ernsthaft in Betracht gezogen. Alles, was folgte, war dem einen Ziel untergeordnet: schreiben, was ist. Und wenn es keiner lesen wollte, interessierte es vielleicht spätere Generationen. Entscheidend erschien mir, dass die Wahrheit irgendwo festgehalten werden musste.



Goldene Zeiten für Reporter: Baur mit Big Mac auf dem Roten Platz in Moskau, 2005.

Mitte der 1980er Jahre zog ich, inzwischen mit Familie, in die Schweiz, wo ich das Handwerk von der Pike auf lernte: Grundausbildung, Lokalredaktion, ein paar prägende Jahre als Gerichtsreporter, Schlagzeilen-Recherchen bei der Sonntagspresse, die grossen Reportagen stets als Fernziel. Ich hatte Glück. Es waren goldene Zeiten für Reporter. Der Werbemarkt brummte, die Rückseiten der Inserate mussten gefüllt werden, an Platz und Geld mangelte es nicht.

NZZ, Tages-Anzeiger-Magazin, Stern und Geo ermöglichten mir damals Reportagen, von denen Journalisten heute nur noch träumen können. In der Regel liess ich mich mit einem Fotografen irgendwo auf der Welt für ein paar Wochen nieder, recherchierte und redete mit Menschen. Jede Geschichte war ein Abenteuer mit unabsehbarem Ausgang. Zwischendurch berichtete ich immer wieder aus Lateinamerika, wo ich mich wie ein Fisch im Wasser fühlte: Mexiko, Kuba, Santo Domingo, Guatemala, Honduras, Panama, Venezuela, Kolumbien, Brasilien, Bolivien, Paraguay, Argentinien, Chile.

Und Peru. Die Tragödie von Uchuraccay begleitete mich wie ein unauffindbares Sandkorn im Schuh. Es gab Prozesse und Untersuchungen. Ich las alles, was ich in die Finger kriegen konnte, sprach mit jedem, der etwas zu berichten hatte. Die Strafverfahren gegen die vermeintlichen Verantwortlichen stifteten mehr Verwirrung als Klärung. Sie waren politisch kontaminierte und mit himmelschreienden Widersprüchen gespickte Farcen, welche vom pitoyablen Zustand der peruanischen Justiz zeugten.

Gleichwohl gelangte ich über die Jahre zum Schluss, dass Vargas Llosa der Wahrheit am nächsten gekommen war. Dies bestätigten auch Fotos, die erst später auftauchten und die der Journalist Willy Retto kurz vor seinem Tod geknipst hatte. Die Bewohner von Uchuraccay selber klärten den Fall in erschütternden Zeugnissen: wie sie zwischen die Fronten geraten waren, wie sie sich auf die Seite der Armee stellten; wie sie an jenem 26. Januar 1983, in Erwartung eines Racheakts des «Leuchtenden Pfades», die wehrlosen Journalisten in einem kollektiven Panikrausch niedermetzelten.

Vielleicht doch ein Spion?

Es war nicht so, dass sich die Indios mit den Fremden nicht hätten verständigen können oder den Unterschied zwischen *terroristas* und *periodistas* nicht gekannt hätten. Das beweisen auch die Fotos. Aber sie glaubten an eine Falle. Und als sie ihren fürchterlichen Irrtum erkannten, erschlugen sie auch gleich noch zwei Zeugen, die ihnen hätten gefährlich werden können: den Guide der Journalisten und einen Dorfbewohner, der das Massaker zu stoppen versucht hatte. Das ist die erschütternde Wahrheit, wie sie 2003 in einer gutdokumentierten Untersuchung* festgehalten wurde.

Das tiefe Misstrauen der vom Guerillakrieg traumatisierten indianischen Landbevölkerung gegenüber jedem Fremden habe ich auf mehreren Reportagen in den Anden während der 1990er Jahre hautnah erlebt. Anders als zehn Jahre zuvor stand ich als Weisser mit einem Akzent von der Küste nun ständig unter dem Verdacht, vielleicht doch ein Spion des «Leuchtenden Pfades» zu sein. Mehr als einmal fürchtete ich um mein Leben. Dass ich stets allein oder bestenfalls mit einem lokalen Fotografen unterwegs war und damit keine Bedrohung darstellte, rettete mir vielleicht den Kopf.

Am 26. April 2004 geriet ich – zufällig und ahnungslos – auf der Durchreise nach Bolivien im Dörfchen Ilave am malerischen Titicacasee in einen Tumult, in dessen Verlauf der Bürgermeister Cirilo Robles Callomamani von einem alkoholisierten Mob gelyncht wurde. Auf einem

Der Werbemarkt brummte, die Rückseiten der Inserate mussten gefüllt werden.

Dreirad schleiften die Rebellen den Sterbenden stundenlang durchs Dorf. Die Hintergründe wurden nie überzeugend geklärt. Sicher spielten Animositäten zwischen Quechua und den von Bolivien her aufgestachelten Aymara eine Rolle, vermutlich ging es auch um Schmuggel in der Grenzregion. >>>

Der Lynchmob setzte sich aus zwei oder drei Dutzend jungen Männern zusammen, die, so versicherten mir Einheimische, nicht aus dem Dorf stammten. Hunderte schauten der Hinrichtung ihres Bürgermeisters regungslos zu, keiner wagte es, den Berserkern entgegenzutreten. Ich stand mitten in der Menge, gelähmt von Angst und Scham. Selten habe ich mich so ohnmächtig und nutzlos gefühlt. Wenige Monate später heuerte ich bei der *Weltwoche* an, für die ich seither schreibe.

Archaische Gewalten

Ich habe viel über Uchuraccay und Ilave geforscht, aber nie darüber geschrieben. Hinter den schrecklichen Ereignissen verbargen sich komplizierte Geschichten, die meinem Publikum im deutschsprachigen Raum kaum zu vermitteln waren. Doch die Erfahrungen am Rand der Zivilisation haben mein Schaffen geprägt.

Ich bin Reporter, der die gute Geschichte liebt, egal, welcher Sache sie dient, kein Missionar.

Zuoberst stand die Einsicht, dass die Dinge selten sind, wie sie scheinen. Und dass die Mehrheit nicht immer recht hat. Die Suche nach Wahrheit ist wie eine Reise durchs Spiegelkabinett, in dem das eigene Wunschdenken nicht selten unser schlimmster Feind ist.

Ob weiss, schwarz, kupferrot oder gelb – hinter der Fassade ticken die Menschen aller Hautfarben und Provenienzen nach meinen Erfahrungen verblüffend ähnlich. Gleichwohl rotten wir uns instinktiv in Gruppen zusammen, grenzen ein und aus. Familie, Klas-



sen, Rassen oder Nationen geben uns Halt, und wenn dieses Korsett fehlt, erfinden wir ein neues. Was nichts daran ändert, dass – ob im tiefsten Afrika, im Grossstadtdschungel von New York oder eben weitab in den Hochanden – Menschen am Ende alle dasselbe wollen: Sicherheit, etwas Komfort und Seelenfrieden; man nennt es Zivilisation.

Erziehung und Bildung verschaffen der industrialisierten Welt einen gewaltigen Wettbewerbsvorteil. Der Nachteil der Privilegierten besteht darin, dass für uns die Errungenschaften der Aufklärung und der Zivilisation so selbstverständlich geworden sind, dass wir deren Wesen kaum noch erkennen und wertschätzen. Das Geld kommt aus dem Bancomaten, die Milch von der Migros und der Strom aus der Steckdose. Was alles dahintersteckt, können wir uns kaum noch vorstellen. Doch die Zivilisation gleicht einer dünnen und brüchigen Eisschicht, unter der archaische Gewalten lauern.

Meine Ausflüge an den Rand des Abgrunds haben zweifellos dazu beigetragen, dass ich während meiner gut sechzehn Jahre bei der

Weltwoche den Fokus stets auf das Elementare richtete: Justiz, wirtschaftliches Wachstum, Energieversorgung, Kriminalität. Es gäbe noch vieles – Bildung, Kultur, Gesundheit, Infrastruktur, Sport, Kulinarik, Vergnügen –, was ebenso wichtig erscheint. Doch wenn die Willkür herrscht, die Kassen leer sind, die Stromversorgung flattert und die Angst regiert, wird alles andere zweitrangig, geht der Gemeinsinn sehr schnell vor die Hunde, ist sich jeder selbst am nächsten. Und ich glaube, dass wir uns in dieser Hinsicht grobfahrlässig auf Experimente eingelassen haben, die sich zu sehr an abstrakten Theorien orientieren statt an der menschlichen Realität.

Als am 15. März 2020 weltweit eine Regierung nach der andern den Lockdown kommandierte, sass ich in meiner Wohnung in Lima. Ich hatte mich nie ganz aus Peru verabschiedet. Dass das neue Virus für die älteren Semester eine Bedrohung darstellte, habe ich nie bezweifelt. Ebenso schnell wurde mir indes bewusst, dass für die Minderprivilegierten auf dem Planeten die ungewollten und unbedachten Kollateralschäden der Corona-Massnahmen eine ungleich grössere Bedrohung darstellten als das Virus. Instinktiv sträubte sich alles in mir gegen die medial befeuerte Dynamik der Panik.

Schlacht um Corona

Zurück in der Schweiz, stemmte ich mich von Anfang an mit aller Kraft gegen die aus meiner Sicht völlig irrationalen und grob verfassungswidrigen Corona-Massnahmen. Bisweilen fühlte es sich an, als wollte ich einen Tsunami mit blosser Faust stoppen. Wer recht hatte, wird die Geschichte beurteilen. Entscheidend war für mich, eine Gegenstimme in die kollektive Einfalt einzubringen. Anders als in Ilave, wo mich die Angst überwältigt hatte, brauchte es dazu keinen Mut. Die *Weltwoche* bot mir eine Plattform, auf der ich frei und unzensiert schreiben konnte, nach bestem Wissen und Gewissen. Und dafür werde ich diesem Blatt auf immer und ewig in Dank verbunden bleiben. Der ideologische Morast, in dem die Schlacht um Corona sehr früh versank, war allerdings nie meine Sache. Ich bin Reporter, der die gute Geschichte liebt, egal, welcher Sache sie dient oder schadet, kein Missionar.

Im letzten Herbst habe ich zusammen mit meiner Frau beschlossen, einen vorläufigen Schlusspunkt zu setzen. Noch diese Woche reist unsere gesamte Habe per Schiff in Richtung Südamerika. Wir gehen mit dem Flieger schon mal voraus, *one-way*. Wie es weitergeht, weiss ich nicht. Ich werde erst mal meinen Kopf ausgiebig auslüften. Irgendwas wird mir schon einfallen. Vielleicht ist es auch bloss die alte Schweizer Legionärskrankheit: In der Heimat plagt uns das Fernweh, in der Ferne das Heimweh.

* www.cverdad.org.pe/ifinal/

FOKUSKMU
Alle sind Wirtschaft.

Frauenpower in KMU: Flexibel, wertvoll und erfolgreich

Ab Montag, 18. April, täglich ab 17.30 Uhr auf






und ab Montag, 25. April, täglich ab 17.20 auf

TELE Z

www.fokus-kmu.tv



Sponsoringpartner




Nicht blind vertrauen

Man tut gut daran, zwecks Meinungsbildung eine zweite Quelle hinzuzuziehen.



Neulich spielten in der Champions League der Damen FC Barcelona gegen Real Madrid. SRF titelte auf seiner Website: «Der Frauen-Fussball zieht in Spanien Massen an». Bei dem Viertelfinal-Rückspiel sei eine Rekordkulisse von 85 000 Zuschauern zu erwarten. Rekordkulisse? Das klingt grossartig! Tatsache ist ja, dass der Frauenfussball heute mehr Leute zu begeistern vermag als, sagen wir, noch vor zehn, zwanzig Jahren. «Dieser Sommer wird ein Paradigmenwechsel für den europäischen Frauenfussball», wird die Uefa-Frauenfussball-Chefin zitiert. Unglaublich! Und weiter, mit etwas enttäuschem Unterton: In der Schweiz könne man «von so einem Interesse nur träumen». In der Women's Super League würden jeweils zwischen 200 und 300 Fans ins Stadion pilgern.

Offenbar ist das Interesse der Europäer am Frauenfussball sehr viel rasanter und dramatischer gestiegen, als ich bisher angenommen hatte, wenn gar von einem Paradigmenwechsel die Rede ist (nur halt nicht bei den Schweizern). Nahe hunderttausend Fans an den Spielen, wer hätte das gedacht? Ich gebe es zu: Ich nicht. Tatsächlich besuchten dann über 91 000 Zuschauer den Match in Barcelona – Weltrekord, wie die Deutsche Welle (DW) berichtete. Ich gönne es den Ladys von Herzen. Weiter schreibt DW: «Aber der erste Blick täuscht und ist vielleicht sogar irreführend. Diese grossen Spiele sorgen zwar für einen enormen Anstieg der Zuschauerzahlen. Doch die regelmässigen wöchentlichen Besucherzahlen in den grössten europäischen Ligen [...] weisen viel niedrigere Zahlen aus. An «normalen» Wochenenden finden jeweils lediglich ein paar hundert Fans den Weg auf die Sportplätze, um Frauenfussball zu sehen.»

Oha. Die 90 000 in Barcelona waren also lediglich ein statistischer Ausreisser, was die

Champions League der Frauen, aber auch den spanischen Frauenfussball betrifft. Ansonsten hält sich das Interesse augenscheinlich überall hartnäckig auf dem gleich tiefen Niveau. Aber DW weilt uns noch weiter ein: Ein Grund für den Zuschauerrekord sei, dass «der FC Barcelona seinen 147 000 Klubmitgliedern kostenlose Eintrittskarten zur Verfügung gestellt hat – zusätzlich einer geringen Verwaltungsgebühr». Das habe die Besucherzahlen deutlich erhöht. Ein kleines, aber wichtiges Detail, das das von SRF transportierte Traumbild etwas bröckeln lässt. Die Gratis-Tickets dürften die zentrale Erklärung für den Rekord sein, so jedenfalls meine Vermutung. Ich will wirklich nicht die Begeisterung umgrätschen, aber angesichts der regelmässigen Besucherzahlen scheint mir die Euphorie über eine Zeitenwende verfrüht. Die ganz grosse Mehrheit der Fussballerinnen spielt nicht in der Champions League und erlebt eine völlig andere Realität.

In dem SRF-News-Bericht fehlen also mit dem Ausreisser und dem Fan-Torpedo der Marketing-Maschinerie des prestigeträchtigen FC Barcelona in Form von Gratis-Tickets zwei entscheidende Informationen für die Meinungsbildung. Ohne sie entsteht ein völlig anderer Eindruck; das Bild wird verzerrt. Ich will niemandem ein absichtliches Foul unterstellen, aber müsste man hier nicht alle Aspekte beleuchten und Aussagen einordnen?

Man kann sich jetzt die ehrliche Frage stellen, warum der Frauenfussball weniger Zuschauer anlockt. Die einen sagen, es hängt von der Medienpräsenz ab; man müsse die Sportart eben mehr ins Bewusstsein bringen, mit vielen TV-Trailern und zur besten Sendezeit. Ich würde meinen, dass dafür schon ein genügend hohes Basisinteresse vorhanden

sein muss und man das auch mit hoher TV-Präsenz nicht erzwingen kann. Auch dürften Fussballbegeisterte mit dem Angebot an Männerfussball schon zufrieden sein. Ich glaube, es liegt eher daran, dass Männer aufgrund ihrer Anatomie schneller, stärker, athletischer sind, Männerfussball spektakulärer ist: höhere Sprünge, viel härtere und stärkere Schüsse, mehr Geschwindigkeit auf dem Rasen.

Das heisst überhaupt nicht, dass die Frauen die schlechteren Athletinnen wären. Aber wir tendieren nun mal dazu, uns die besten Sportler anzuschauen. Nicht die Nummer 500 der Welt, sondern die Top Ten. Nicht die Viertligisten, die Besten der Besten. (Im Übrigen gibt's auch Sportarten, bei denen die weiblichen Stärken im Vordergrund stehen, wie Kunstturnen oder Eiskunstlauf, die bei den Zuschauern auf hohes Interesse stossen.) Gender-Unterschiede haben in vielen Fällen nichts mit Diskriminierung zu tun und sind kein gesellschaftliches Problem, wie gerne angedeutet wird. Manche Dinge lösen halt einfach mehr Begeisterung aus. Punkt.

Was mich noch interessieren würde: Warum ist eigentlich in all den unterschwelligeren «Frauenfussball muss sichtbarer werden»-Artikeln nie die Rede davon, dass sich auch Frauen nur wenig für Frauenfussball interessieren? Würden sie sich genauso für ihre fussballspielenden Geschlechtsgenossinnen begeistern wie die Männer ihrerseits, gäbe es mehr Vermarktungspotenzial, ergo mehr Prestige und Geld für die Spielerinnen. Wer also wirklich helfen will, sollte sich eine Dauerkarte kaufen und die Spiele der Damen besuchen.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

Putins Sorgen

Nr. 13 – «Schreiben, was ist»
Editorial von Roger Köppel

Die politische Neutralität wird als das Nonplus-ultra erachtet, und auf die Moral wird gepfiffen. Sonderbar, gerade im rechten Lager, unter den Gutsituierten der SVP, gibt es die Putin-Versteher, sogar die Verehrer des Autokraten. Mit dem langandauernden Konflikt und der sich abzeichnenden Ausdehnung des Ukraine-Kriegs sehen sie das *business as usual* gefährdet, die Felle davonschwimmen. Die Schweiz müsste also jederzeit die Neutralität auf die Fahne schreiben, damit die neutrale Haltung primär dem Geschäft dienen kann. Die Moral – die Zerstörung der Infrastruktur und der Lebensgrundlage der Ukrainer, das Leiden, die Flucht im In- und ins Ausland, das Sterben und Morden der Zivilbevölkerung sowie die Deportation, die Verteidigung von Territorium und Unabhängigkeit gegenüber dem Aggressor Russland – scheint kaum ein Thema zu sein. Nun dämmert es sogar dem linken Lager. Die Autokratie bietet wenig Raum für die Extravaganzen des Westens wie beispielsweise Wokeness, LGBTQ und Gender.
Christian Walther, Dornach

Putin ist ein megalomanischer Psychopath, notorischer Lügner, ruchloser Mörder und skrupelloser Kriegsverbrecher. Dies die Kurzfassung von dem, was ist! Neutralität heisst nicht Herumlavieren – nach dem Motto: Jeder trägt ein bisschen Schuld, und wir wollen jetzt keine Partei ergreifen. Die Nato- und Ukraine-kritischen Artikel der *Weltwoche* bilden den falschen Fokus. Und die Wiedergabe russischer Narrative ist nicht das, was ich unter differenziertem Journalismus verstehe. Nein, Russ-

land hat keine legitimen Sicherheitsinteressen in der Ukraine. Nein, die Ukraine ist nicht annähernd so korrupt wie Russland und Belarus, und genau dies bereitet Putin grosse Sorgen, eine prosperierende Demokratie im Bruderstaat, die nach Russland überschwappen könnte. Der geschlossene, erbitterte Widerstand der gesamten ukrainischen Bevölkerung gegen die russische Invasion spricht eine andere Sprache.
Peter Baumann, Möriken

Quand même

Nr. 12 – «Lieber Pierre Naftule»
Nachruf von Peter Rothenbühler

Für den Nachruf auf Pierre Naftule bedanke ich mich bei Ihnen. Sein Motto war: «On doit rire toutes les 10 secondes», bei uns (in der Deutschschweiz) waren 25 Sekunden nötig, aber ... *quand même*. Merci, alles Gute.
Massimo Rocchi, Komiker, Basel

Entscheidet euch

Nr. 14 – «Schweizer Film-Mafia»
Marcel Odermatt über die Lex Netflix

Liebe Film-Lobby, ungefragt und unverschämt möchte ich euch einen gutgemeinten Rat geben. Netflix und Co. sind im Gegensatz zu euch keine Kunstschaffenden, sondern Firmen. Ihr macht Kunst. Nicht nur das, ihr macht Kunst für Kunstkritiker und nicht für den Konsumenten. Ihr müsst euch entscheiden – wollt ihr weiterhin Kunst betreiben und somit abhängig von Staatsmitteln und staatlichen Interventionen sein, oder wollt ihr es mit Netflix und Co. aufnehmen und ebenfalls knallhartes Business betreiben? Das würde bedeuten, ein Produkt auf den Markt zu werfen, das kundenorientiert

und massentauglich ist. Glaubt mir, wenn das Produkt und die Idee gut sind, kommen die Investitionen ganz von alleine, auch ohne Zwang und Quoten, wie es das Filmgesetz vorsieht. Das ist ja genau das Schöne an der freien Marktwirtschaft: Wenn man eine gute Idee hat, findet man immer jemanden, der freiwillig darin investiert.
Oliver Benz, Winterthur

An einem Sonntag in der zweiten Januarhälfte dieses Jahres besuchte ich auf Empfehlung eines Filmemachers eine Kinovorstellung in der Stadt. Ich war etwas spät an der Kasse und fragte, wo ich einen Platz bekommen könnte; die Antwort lautete: «Sie können sitzen, wo Sie wollen, Sie sind allein im Kino.» Ich glaubte an einen Scherz von der Kassendame. Angekommen im Saal mit über 200 Plätzen, setzte ich mich in die hinterste Reihe, und ich konnte feststellen: Ich bin allein im Saal. Ich schaute die Geschichte, die in einer Schweizer Stadt mit Schweizer Künstlern und Schweizer Filmschaffenden gedreht wurde, während etwa einer halben Stunde an und verliess sodann das Kino. Mein Eindruck: Es wurden Zeit, Geld, Talent und viel Goodwill verschwendet an eine Produktion, die einzig und allein dank der sprudelnden Subventionen hergestellt und verbreitet wurde. Es können Jahr für Jahr Millionenbeträge erfolgen, die Qualität der Filme wird dadurch nicht besser. Die jährliche Party in Solothurn und Locarno der hochsubventionierten Schweizer Filmbranche muss weitergehen, dafür sorgt ein gutgeölter Lobby-Verband.
Ernst Seiler, Zürich

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Wladimir Schirinowski (1946–2022) Mimi Reinhardt (1915–2022)



Nationalität «Jurist»: Polterer Schirinowski.

Im Westen galt er als Politclown, der mal mit Ventilatoren radioaktive Wolken ins Baltikum blasen, mal Alaska annectieren und mal Kaliningrad, das frühere Königsberg, Deutschland verkaufen wollte. Das Bild war so falsch wie so manches, was man im Westen über Russland zu wissen glaubt.

Denn einem Politclown würde man kein Staatsbegräbnis ausrichten wie jetzt Wladimir Schirinowski. Wladimir Putin selbst, der kaum noch den Kreml verlässt, verabschiedete sich am offenen Sarg von ihm. Aufgebahrt war er am selben geschichtsträchtigen Ort, wie alle Sowjetführer von Stalin über Breschnew bis Tschernenko: im Moskauer Gewerkschaftshaus.

Nur in der Öffentlichkeit gab Schirinowski den vulgären Polterer. Bei Begegnungen zeigte er sich als charmanter und gebildeter Gesprächspartner, der mit Turkologie, internationalen Beziehungen und Jura drei Studien abgeschlossen hatte und sich im byzantinischen Labyrinth russischer Politik bestens auskannte. Er sprach fließend Türkisch und Arabisch, war ein Kenner des Nahen Ostens und bis zuletzt ein Freund des irakischen Diktators Saddam Hussein gewesen.

Von seinen Ansichten – grossrussisch-nationalistisch, aggressiv und vor allem zutiefst antisemitisch – machte Schirinowski allerdings auch privat nie Abstriche. Seine Judenfeindlichkeit war umso grotesker, als sein leiblicher Vater Jude gewesen war. Erst mit achtzehn nahm er den Namen seines Stiefvaters an. Später be-

antwortete er die im Vielvölkerstaat UdSSR übliche Frage nach der Nationalität mit «Jurist».

Offiziell standen Schirinowski und die von ihm nach dem Ende des Kommunismus gegründete Liberal-Demokratische Partei in Opposition zum Kreml. Doch Regierungsgegner war sie ebenso wenig, wie sie liberal oder demokratisch war. Die LDPR war eine Führerpartei, zugeschnitten auf ihren Vorsitzenden. Seit dreissig Jahren ist sie konstant in der Duma, dem russischen Parlament, vertreten, einmal – nach den Wahlen 1993 – sogar als stärkste Fraktion.

Schirinowskis Kandidaturen fürs Präsidentenamt schlugen hingegen jedes Mal fehl. So weit wollte ihn die Machtelite nicht kommen lassen, dazu war er zu unberechenbar. Aber man duldete – und schätzte – ihn als loyale Opposition. Er sprach das offen aus, was die Machthaber vielleicht nur dachten. Und nie übte er grundsätzliche Kritik am Kreml – nicht unter Boris Jelzin, nicht unter Dmitri Medwedew und schon gar nicht unter Putin. Zum Dank erhielt er alle vier Klassen des Verdienstordens für das Vaterland, Russlands höchste Auszeichnung.

Seine vermutete Nähe zum Kreml zeigte sich das letzte Mal im Dezember vergangenen Jahres, als er den Einmarsch in die Ukraine vorherzusagen schien. In einer Rede verkündete er den Beginn kriegerischer Handlungen «um vier Uhr morgens am 22. Februar». Beim Datum lag er nur zwei Tage daneben. Die Uhrzeit traf er punktgenau. *Wolfgang Koydl*

Zu den wenigen praktischen Dingen, die sie in ihrem Leben gelernt habe, gehöre die Stenografie, sagte Mimi Reinhardt vor fünfzehn Jahren in einem Interview. Sie arbeitete während des Kriegs zwar als «Schreibkraft», wie sie sagte. Aber die Schreibmaschine konnte sie mit lediglich zwei Fingern bedienen. Doch mit diesen zwei Fingern rettete sie während des Holocaust rund 1200 Juden das Leben. Mimi Reinhardt tippte damit jene Liste, die als «Schindlers Liste» in die Geschichte einging. Wer es auf diese Liste schaffte, entging dem sicheren Tod.

Mimi Reinhardt war Gefangene in einem Konzentrationslager unweit von Krakau. Weil die gebürtige Wienerin ein tadelloses Deutsch sprach und die Schnellschrift beherrschte, wurde sie Schindlers Sekretärin. Der deutsche Unternehmer Oskar Schindler, der sie dazu eingesetzt hatte, beschäftigte Juden in seinen Fabriken, um sie vor dem Transport in die Gaskammern des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau zu retten. Er war zwar Mitglied der NSDAP, der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei. Aber er überzeugte Nazioffiziere davon, jüdische Zwangsarbeiter, die in seiner Emaillewarenfabrik malochten, in ein anderes KZ zu verlegen, wo sie für die Produktion von Waffen benötigt wurden. Unter den Juden, die auf diese Weise vor der Ermordung in Auschwitz gerettet wurden, war auch Mimi Reinhardt. Sie hatte ihren Namen auf die Liste setzen dürfen, die zwar nicht Freiheit, aber Überleben bedeutete.

Viele Jahre später, als sie mit ihrer Tante ihre Geburtsstadt Wien besuchte, hörte sie plötzlich auf der Strasse, wie ihr jemand hinterherrief. Es war Oskar Schindler, der sie erkannt hatte.

Reinhardt starb in der vergangenen Woche in Israel, im Alter von 107 Jahren. *Pierre Heumann*



«Schindlers Liste»: Retterin Reinhardt.

Berset spielt mit den Krankenkassen

Die Prämienchwankungen der Krankenversicherer passen zu politischen Kampagnen.



Es ist fast unglaublich, was im Gesundheitswesen abläuft. Prämien runter, Prämien rauf, ein Jo-Jo, ohne dass die Beziehung zu den Kosten klar ist. Es scheint eher nach der Laune des Bundesrats zu laufen. Klar: Dass die Steigerungen der Gesundheitskosten im langfristigen Durchschnitt weit über dem Wirtschaftswachstum liegen, mag noch erklärbar sein. Seit Beginn der obligatorischen Krankenpflegeversicherung 1996 betrug die jährliche Prämiensteigerung im Durchschnitt etwas unter 4 Prozent pro Jahr.

Denn Gesundheit ist ein begehrtes Gut, und mit zunehmendem Wohlstand nimmt auch die Neigung der auf Popularität bedachten Politiker zu, immer mehr Behandlungen ins normale Sortiment der Allgemeinversorgung, auf Kosten der Grundprämien, aufzunehmen. Zudem hat das Versicherungsobligatorium ein Stück weit die Wirkung eines Jahresabonnements. Und es wächst auch die Zahlungsbereitschaft für die Behebung kleinerer Beschwerden, vor allem in der Zusatzversicherung.

Aber es ist stossend, wie der Bundesrat mit Prämien und Kosten spielt. Als ob er den Glauben der Bürger in Marktkräfte zersetzen möchte. Vergangenen September stellte Gesundheitsminister Alain Berset an einer Medienkonferenz im Bundeshaus die Krankenkassenprämien für 2022 vor und pries die gute Nachricht an, dass die mittlere Prämie gar leicht sinken werde. Das erste Mal seit 2008, dass es im Durchschnitt einen Rückgang gebe.

Wie kommt das zustande, wenn doch Corona den einen Spitälern Spitzenbelegungen mit Extrakosten aufgebürdet hat und die anderen

Krankenhäuser dadurch belastet wurden, dass sie zwangsmässig Kapazitäten leer halten und verlustbringende Betten dulden mussten?

Die Prämienenkung kam eben zustande, weil Berset und das Bundesamt für Gesundheit (BAG) den Krankenkassen befahlen, Reserven abzubauen, gegen 400 Millionen Franken. Die Kassen wurden quasi dazu gezwungen, ein Stück weit von der Substanz zu leben, statt Prämien zu verlangen, die sie als kostendeckend einschätzten.

Die Reserven der Krankenversicherungen seien viel zu stark angestiegen, sagte Berset. Zwölf Milliarden Franken seien einfach zu viel. Im BAG rechnete man den Versicherten vor, wie sie zu kalkulieren hätten. Und man gestand ein, dass die Krankenkassenprämien gestiegen wären, hätten die Versicherer die Reserven nicht reduziert. Auf den ersten Blick ist es ein geniales Resultat: Win-win-win, das heisst: Das Publikum liebt Berset, es liebt auch die Kassen, und es freut sich auch selber.

Aber das wurde offenbar erkaufte auf Kosten der Zukunft. Jetzt kommt die Retourkutsche: «Gesundheitskosten könnten nächstes Jahr durch die Decke gehen», steht nun in den Medien. Nach den Worten von Verena Nold, Direktorin des Krankenkassenverbands Santésuisse, drohten Prämien erhöhungen im zweistelligen Bereich, wenn man nichts unternahme. Das gab es vor zwanzig Jahren letztmals.

Die Kosten der Corona-Pandemie seien noch unklar, sagt Berset, die Folgen für die Prämien auch. Aber dass jetzt starke Erhöhungen drohen, heisst, dass er die Gesundheitskosten der Pandemiejahre zu tief angesetzt hat und des-

halb Reservenabbau verordnete, so dass er den Prämienrückgang als Erfolg feiern konnte. Mit dem Herumdrehen an den Reserven bringt der Bundesrat immer wieder ein Auf und Ab in die Prämienentwicklung. Vielleicht hat Berset die jetzige Bewegung speziell geplant: In den nächsten Monaten kommen zwei Kostensenkungsinitiativen mit Gegenvorschlägen ins Parlament, eine stammt von der SP («Prämienentlastungs-Initiative»). Wenn die Krankenkassen da gerade vor einer starken Prämien-erhöhung stehen, erhöht dies die Chancen für mehr staatliches Eingreifen und Umverteilen.

Inflation in der Landwirtschaft

Die Preise steigen auf breiter Front, wenn auch sehr unterschiedlich stark nach den verschiedenen Branchen und Handelsstufen. Oft beginnen die Preissteigerungen bei den Lieferanten von Energie, Rohmaterial oder Grosshandelsware und pflanzen sich dann fort über die Handelskette, bis sie bei den Konsumenten eintreffen. Von Stufe zu Stufe versucht jeder, je nach Marktmacht, möglichst viel von der Teuerung an den Abnehmer weiterzugeben.

Jetzt ist in der Landwirtschaft Spezielles zu beobachten: Die Vereinigung Schweizerischer Futtermittelfabrikanten meldet stark steigende Futtermittelpreise, das seien Mehrkosten für die Bauern und mache deren Milch, Eier (2 Rp. pro Stück) oder Schweinefleisch (50 Rp. pro kg) teurer. Diese Aufschläge seien an die Konsumenten weiterzugeben, sollen nicht die Bauern belasten. Der Landwirtschaftssektor soll also über alle Handelsstufen zusammenhalten, als Inflations-Weitergabe-Gemeinschaft.

HARALAMPI G. OROSCHAKOFF



Letzter Ritter der Geistes-Aristokratie? Haralampi G. Oroschakoff, Gattin Diana.

Haralampi G. Oroschakoff – der Name sagt Ihnen nichts? Das könnte ein Versäumnis sein. Der 1955 in Sofia geborene, in Wien aufgewachsene, lange in München ansässige und heute zwischen Berlin und der Côte d’Azur pendelnde Maler, Autor und Polyhistor war seit den achtziger Jahren auf allen wichtigen Messen vertreten, aber verschwand auch einmal, um sich fünf Jahre lang in die Geschichte des Balkans zu versenken.

Sein Markenzeichen als Maler ist, dass er keines hat; was im heutigen Kunstbetrieb einen merkantilen Nachteil bedeutet. Wenn es doch eines gäbe, wäre es Oroschakoffs Drang, das Jüngere mit dem Älteren zu befruchten: «West-östlicher Divan» auch in der Malerei. Byzanz und Factory. Ikone und Beuys. Sein inzwischen selbst ikonisches «Doppelkreuz» ist der symbol- und bildgewordene Ausdruck dieses Synthese-Experiments.

Flirren des Zeitgeists

Jetzt hat Oroschakoff seine Erinnerungen vorgelegt, «Das Lächeln des Emigranten». Es ist ein Zeitroman und Lebensbuch, das viele Generationen und Milieus überspannt, mit unvergesslichen Szenen und Einblicken in die tiefe Geschichte und das Flirren des Zeitgeists, ein Roman über den Vater, über die kleinen und grossen Fluchten und das ewige innere Exil. Kein Talkshow-Gast, kein Marktschreier. Ein Autor, der mit Worten malt und, vielleicht donquichottesk, gegen den Zeitgeist ficht. Ein letzter Ritter der Geistesaristokratie? Ein tragisch-fröhlicher Dandy, ein durch den Dunst der Moden sich kämpfender Lebenskünstler? Jedenfalls ein Solitär.

Der deutsche Literaturkritiker und Essayist Michael Maar («Die Schlange im Wolfspelz – Das Geheimnis grosser Literatur») traf Haralampi G. Oroschakoff zum grossen Gespräch. Wir dokumentieren diesen Austausch auf den folgenden Seiten. Wer sich nach der Lektüre näher mit Oroschakoffs Werk befassen will: Seine Einzelausstellung «Visages des frontières» im Musée des explorations du monde in Cannes ist noch bis am 29. Mai zu sehen.

«Das Dunkle kommt ohne das Helle nicht aus»

Der Dandy und Weltenbürger Haralampi G. Oroschakoff ist ein heimlicher Gigant der Kunst. Hier spricht er über sein Leben, die Côte d'Azur und Osteuropas Orthodoxie.

Michael Maar

Michael Maar: Herr Oroschakoff, Sie haben soeben eine, im Wortsinn, ungemein farbige, beeindruckende, historisch reiche und mitunter aufwühlende Autobiografie vorgelegt, eine Art Resümee Ihres Künstlerlebens, «Das Lächeln des Emigranten». Was wollen Sie uns damit erzählen?

Haralampi G. Oroschakoff: Das eigene Schicksal ist der Ausgangspunkt, ich erzähle aus meinem Leben als Sohn von Emigranten, von Flucht und Vertreibung, unserem Ankommen in Wien, verlorener und wiedergefundener Identität, meinem künstlerischen Werdegang zwischen Bohème und Kreativität – gesehen durch die Brille der Leidenschaft. In diesem Sinne bin ich wie Antonin Artaud ein Autor der Selbstenteignung.

Maar: Geht es etwas konkreter? Was erfahren wir Leser über Sie? Und: An welches Publikum haben Sie gedacht?

Oroschakoff: Im Laufe der letzten Jahrzehnte hat die Rezeption mich als Wanderer zwischen den Welten, Brückenbauer oder Erneuerer der Ikonenrezeption bezeichnet. Dieses Buch ist all jenen gewidmet, denen die Neugierde und Lust zu eigen ist, fremde Welten und Kulturen zu betreten.

Maar: Sie schildern in Ihrem Buch unfassbare Bestialitäten auf dem Balkan während der Revolution. Stichwort: hungrige Schweine, die Wetten der Wachleute. Die Einzelheiten möchte ich unseren Lesern ersparen; man wird sie nie vergessen. Härten solche Detailkenntnisse ab? Machen sie einen unempfänglich für alle Utopien und Hoffnungen auf Weltverbesserung?

Oroschakoff: Aber nein, im Gegenteil. Sie sensibilisieren stattdessen mein besonderes Verständnis von Wirklichkeit – das Dunkle kommt ohne das Helle nicht aus.

Maar: Ihr Buch ist in allen wichtigen Zeitungen lobend besprochen worden. Aber es ist nicht in einem grossen Publikumsverlag erschienen. Kann das auch daran liegen, dass Sie eine Art Zwitter sind: halb Maler, halb Schriftsteller?

Oroschakoff: Eher Universalist, bitte schön! Apropos Verlag – WD Press gehört zu den feinen Ausnahmeverlagen im Bereich der Kunst und Philosophie. Zwischen Maurice Blanchot, Jean-Luc Nancy oder Marguerite Duras fühle ich mich gut aufgehoben.

Maar: Weil ich gerade «Zwitter» sagte: Bis Mitte der neunziger Jahre waren Sie ein Star in der Kunstszene. Fast alle Zeitschriften hatten Sie auf dem Cover. Ihr Werk war damals immer ausverkauft und in über dreissig Museen. Sie waren ständig auf der Biennale. Das ist dann später etwas abgeflaut. Mein Verdacht – ich hasse das Wort, aber auf Sie könnte es ausnahmsweise zutreffen: Ihre Kunst lässt sich



«Ich habe geträumt, ich bin aufgewacht»: Performance im Ensemble Theater Wien, 1980.

schwer verorten. Ist sie figürlich oder abstrakt? Altmodisch oder Avantgarde? Sie folgt jedenfalls keinem Trend und hat kein *brandmark*. Ist das im Kunstbetrieb eher hinderlich?

Oroschakoff: Also gut, da fällt mir Fernando Pessoa ein, der an einer Stelle geschrieben hat: «Die Kunst ist eine Lüge, die eine Wahrheit suggeriert.» Der internationale Kunstbetrieb ist eine selbstreferenzielle Hysteriemaschine. Schon in meiner ersten aktiven Kunstmarktpphase der achtziger und neunziger Jahre war ich ein solitärer Spurensucher – Zugehörigkeit hat mich nie interessiert.

Maar: Trotz des Nicht-zuordnen-Könnens: Zu einer Art Erkennungszeichen ist dann

doch Ihr sogenanntes Doppelkreuz geworden. Wie kommt man von den Wiener Aktionisten dazu? Mit denen haben Sie früher sympathisiert, auch wenn Sie bei den Blutfesten eines Hermann Nitsch knapp nicht teilgenommen haben. Kurze Erklärung.

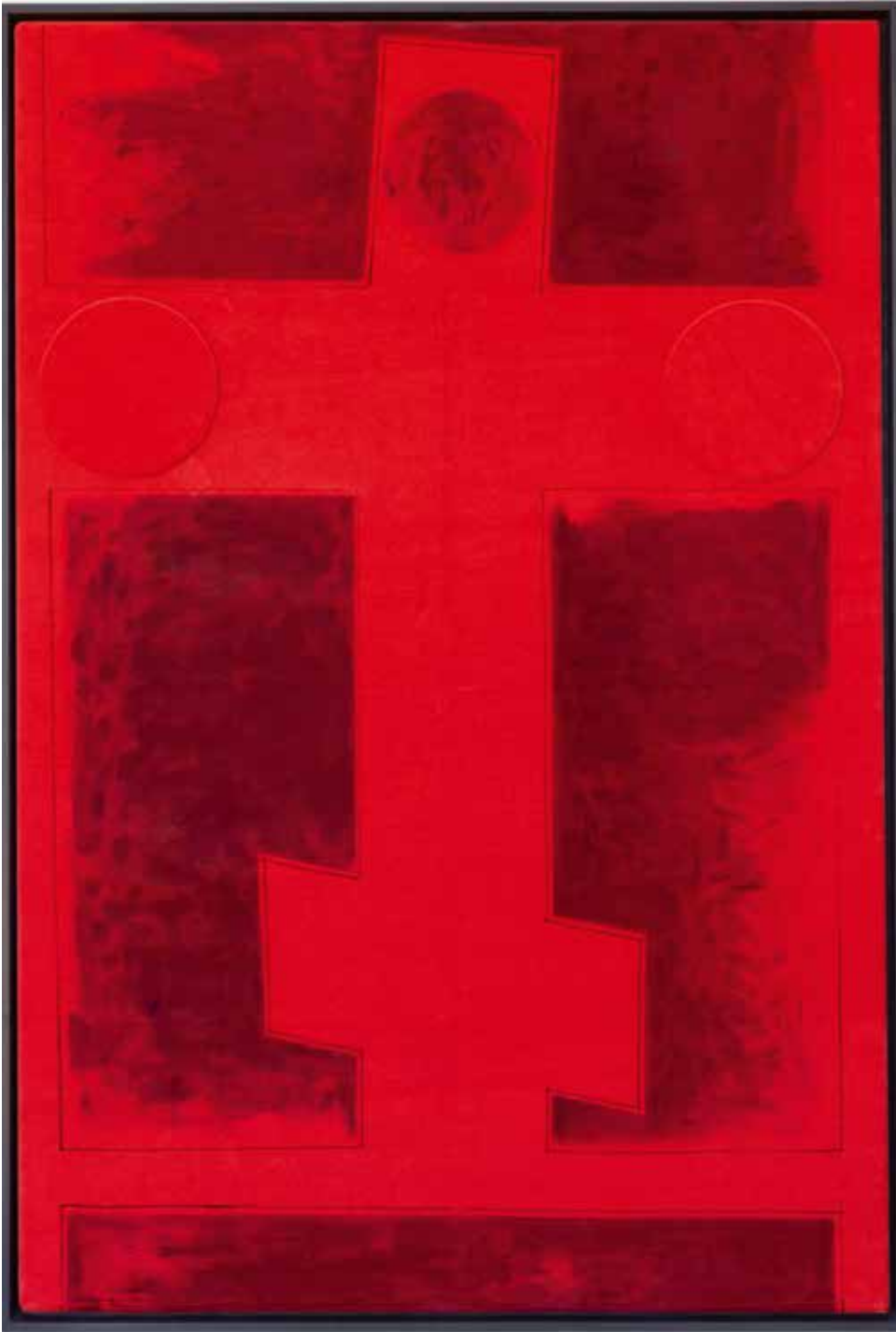
Oroschakoff: Die Geschichte meiner Familie und die russische Orthodoxie bilden den Bodensatz meiner Jugend, Woodstock und The Velvet Underground die äussere Hülle. Dazu noch all die Bonvivants der Côte d'Azur meiner Adoleszenz, wo wir seit 1968 unseren zweiten Wohnsitz haben. Es sind weniger die Wiener Aktionisten, die mir bei der Selbsterfindung die nötigen Wegmarken lieferten, als vielmehr aussergewöhnliche Einzelfiguren: Rudolf Schwarzkogler mit seinen ästhetisch präzisen Inszenierungen, der Dandyismus von Konrad Bayer, die Raumbeschreibungen von Walter Pichler und das Musée des Aigles von Marcel Broodthaers.

Maar: Ich kenne sie kaum dem Namen nach, sorry. Und das Doppelkreuz nun?

Oroschakoff: Das Doppelkreuz entstand in den achtziger Jahren als Sperrbezirk inmitten dieses fliessenden Gesamtkunstwerks. Auf der Grundlage des Radical painting stellt es ein eigenständiges Element dar, als Fenster oder sich öffnende Figur der postbyzantinischen, also orthodoxen Welt und damit eines anderen Europa. Es ist immer die Leidenschaft, die das Unmögliche nährt und einen kollektiven Klang im Raum erzeugt.

Maar: Eines Ihrer Vorbilder ist der heute hoch gehandelte, aber immer noch zu wenig bekannte Künstler Nicolas de Staël, ein geheimer Gigant der modernen Malerei. Es gibt da sogar einige biografische Parallelen. Darf man ihn sich als einen Vertrauten, einen Ihrer Brüder im Geiste vorstellen?

Oroschakoff: «Vorbild» wäre zu hochtrabend, aber ja, es gibt eine starke Verbindung. Wir sind beide Abkömmlinge alter russischer Familien und beide Kinder der Emigration. Auf meinen Streifzügen durch



Kollektiver Klang: Oroschakoffs «Doppelkreuz».

die Côte d'Azur mit ihren avantgardistischen Tempeln ...

Maar: Welche Tempel genau?

Oroschakoff: Bei Jean Cocteau in Menton beginnend, über Henri Matisse, Auguste Renoir, Fernand Léger, Pablo Picasso, Francis Picabia bis zu Paul Cézanne in Aix en Provence ... Da also entdeckte ich eines Tages in Antibes die Stelle, an der de Staël sich drei Tage vor der Eröffnung seiner Ausstellung das Leben genommen hatte.

Maar: Er sprang von seinem Balkon, soweit ich weiss. Liebeskummer.

Oroschakoff: Ich stellte erschrocken fest, dass es im Monat und Jahr meiner Geburt

stattfand, und war wie elektrisiert über diese seltsame Übereinkunft. Wenn ich im Weltkrieg gegen mich selbst mein eigenes Gegenüber bin, so ist er mein immerwährender Zeuge: «La lumière ici est vraiment dégoutant.»

Maar: Dabei war gerade er ein Maler des Lichts ... Oft sind Maler nicht unbedingt Meister des Wortes. Die Klee-Briefe und anderes, geschenkt, Doppelbegabungen wie Gottfried Keller auch. Aber Ihr Kunstmedium ist ein anderes. Was ist Ihre wahre Force?

Oroschakoff: Das Erstaunen über die Welt, ihre mannigfaltigen Ausdrücke und Auswüchse. Ich kann beides nicht lassen – unterlassen.

Maar: Malen Autoren wie Sie mit Worten? Zu den stärksten Passagen Ihres Buches zählen die Naturbeschreibungen, das Meer und der Himmel über der Côte d'Azur, Ihrer zweiten oder eigentlichen Heimat.

Oroschakoff: Danke sehr ... Im Grunde ist alles abstrakt, und beschreiben kann ich nur, was im Werden ist.

Maar: Sie schildern im «Lächeln des Emigranten» sehr eindrücklich die Wiener Atmosphäre – Wien, die Stadt voll Staub und Wun-

«Im Grunde ist alles abstrakt, und beschreiben kann ich nur, was im Werden ist.»

den, wie Alfred Polgar sie charakterisiert hat, «das fidele Grab an der Donau». Als Sie nach dem Tod des Vaters die pünktliche Bestellung des Grabsteins versäumt hatten, sagte der Bestattungsangestellte: «Na, er wird's überle'n.» Das geht nur in Wien. Wie sehr hat Sie diese Stadt geprägt?

Oroschakoff: Wien hat mich geformt, meine Liebe wie auch meinen Abscheu genährt, meine Sprache in ihrer Tonalität begründet und sicherlich auch das subversive Rüstzeug für diese Art Gemeinheit bereitgestellt, die wir Alltag nennen.

Maar: Ihre künstlerische Karriere wurde Ihnen nicht an der Wiege gesungen. Ihre Eltern waren in dieser Hinsicht einigermaßen unbelastet. Oft pirscht sich das Künstler-Gen ja zum Beispiel über den Onkel heran. Irgendwelche Theorien oder Vermutungen?

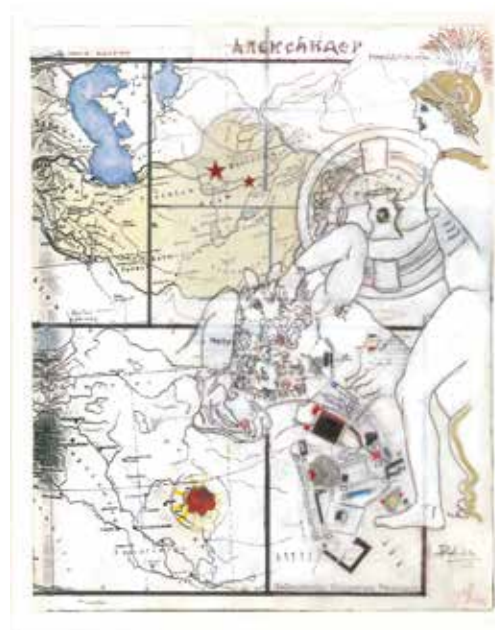
Oroschakoff: Neben den Diplomaten und Ministern in meiner Familie gab es zwischen dem 17. und dem 18. Jahrhundert eine ganze Reihe von Vorfahren, die in diversen russischen Klöstern und Kirchen gewirkt haben, da wird es sicherlich auch Ikonenschreiber darunter gegeben haben. Interessanterweise tragen alle meinen Namen. Die Familie meiner Mutter, die berühmten Makrii (Kenner der Materie erinnern sich an Lord Byrons «Maid of Athens»), gehörten zur einflussreichen Malerschule von Debar (Mazedonien), da wird schon was hängengeblieben sein.

Maar: Sie sind über den Vater auch entfernt mit Vladimir Nabokov verwandt, haben überhaupt viel blaues Blut in der Ahnenschaft. Prägt auch dieser Sinn für Tradition? Anders gefragt: Zurrt er Sie nicht manchmal zu eng an die verklärte Vergangenheit?

Oroschakoff: Es kommt darauf an, wie man Geschichte liest: Anhand von Vorfahren ist sie lebendige Gegenwart oder analytischer Prozess vergangener Zeiten. Das Wissen um die eigene Herkunft, das Weitergeben gelebter Rituale ist ein Anker im Prozess der Eigenverantwortung. Ich sehe mich als Teil einer Reihe, und das hat etwas Demutvolles. >>>



Geheimer Gigant der modernen Malerei: «Agrigente» (1954) von Nicolas de Staël.



Weltschau: «Cantos» (2014) von Ezra Pound; «Hellenismus» von Oroschakoff (1993).



Spurensicherung: Oroschakoff in der Ausstellung «Visages des frontières» in Cannes.

Maar: Sie haben eine dicke historische Studie verfasst, «Die Battenberg-Affäre», die kurz gesagt erklärt, dass man ohne die balkanischen Wirren den Ausbruch des Ersten Weltkriegs nicht verstehen könnte. Oder habe ich das falsch gelesen? Sie sind Balkan-Experte. Ich habe nach dem «Lächeln des Emigranten» immer noch nicht kapiert, wer Ihnen eigentlich am unsympathischsten ist: die Rotarmisten, das ist klar. Aber sonst? Die Bulgaren, die Ungarn, die Russen, die Westler? Hätten Sie nicht insgeheim am liebsten die Monarchie zurück?

Oroschakoff: «Die Battenberg-Affäre» widmet sich vor allem der sogenannten Orientalischen Frage oder, anders gesagt, dem erbitterten Ringen von London, Wien und Paris um die zu erwartende fette Beute beim langsamen Zerfall des Osmanischen Reiches sowie der geostrategischen Überlegung, das Kaiserreich Russland zu isolieren und seinen Weg zu den offenen Häfen zu blockieren. Bismarck

«Gibt es Sachen, die man nicht vermissen möchte?» – «Das Auto, Aspirin, die Künstlersozialkasse.»

spielt darin eine hintersinnige Rolle und, man kann es offen sagen, betrügt seinen russischen Bündnispartner, während er den Sultan aufrüstet. Diese Frage beschäftigt uns nachweislich bis heute. Und ja, Sie haben recht: Ich denke, die konstitutionelle Monarchie zeichnet für Stabilität und inneren Zusammenhalt und ist dabei ansehnlich in ihren Ritualen. Wir leben in einer Zeit, in welcher die Eleganz anrühlich ist und Meinungsfreiheit in Meinungskorridoren gesperrt wird – was soll ich dazu noch sagen.

Maar: Man munkelt, Sie hörten bei Ihren nächtlichen Mal-Organen Technomusik? Stimmt das?

Oroschakoff: Nein, also bitte ... wünschon, dann Nirvana.

Maar: Wenn ich es recht verstehe, sammeln Sie auch. Was ist der Reiz daran?

Oroschakoff: Die Weltschau einzelner Artefakte im eigenen Bereich zu versammeln, ist ein Zeitdokument der Schönheit. Apropos Sammlung, meine Sammlung der «Moskauer Konzeptualisten der 80er und 90er Jahre» habe ich schon 2003 dem Kupferstichkabinett zu Berlin geschenkt.

Maar: Was genau haben Sie über die Jahrzehnte gesammelt und vereint und kürzlich ausgestellt?

Oroschakoff: Die aktuelle Ausstellung «Visages des frontières» im Musée des explorations du monde in Cannes versammelt meine künstlerische Spurensicherung der verschiedenen Völker des russischen wie des Osmanischen Reiches in ihrer Vielfalt, Eigen-

art und persönlichen Würde. Anhand von Karten und Artefakten werden die jeweilige Lokalität sowie ihr grenzübergreifendes Potenzial sichtbar. Die Ausstellung wird bis Ende Mai laufen.

Maar: Nizza – warum? Welche Tradition?

Oroschakoff: Die Côte d'Azur wurde im 19. Jahrhundert von britischen und russischen Aristokraten als Winterquartier auserkoren. Danach kamen die Künstler, die Bonvivants, die Playboys und am Ende Araber und Oligarchen. Ich denke, meine Eltern folgten einem Rest-Romantizismus, als sie in den sechziger Jahren Cannes zum zweiten Wohnsitz wählten. Für mich war dieses unvergleichliche Licht, die russisch-orthodoxen Kirchen in ihrer spätbyzantinischen Pracht, das Murmeln des Meeres, welches den Chor im Hintergrund verstärkte, ein wirkliches Ankommen und ist mir heute zum Mittelpunkt der Familie geworden.

Maar: Aber auch die Azur-Küste bleibt letztlich Exil. Ihre Herkunft: das alte Russland, Wien, München, Berlin. Das Ausgegrenztsein als Lebenserfahrung. Fühlt man sich irgendwo heimisch?

Oroschakoff: Selbstverständlich ist Wien Heimat sowie unser Haus in der Baie de

Cannes. In München begann ich meine konzeptuelle Reise nach Byzanz, in Berlin schrieb ich «Die Battenberg-Affäre» sowie «Das Lächeln des Emigranten». Die Blessuren der Emigration und das Gefühl des Heimatlosen, diese Unsicherheit bleibt jederzeit abrufbar.

«Ich denke, die konstitutionelle Monarchie zeichnet für Stabilität und inneren Zusammenhalt.»

Maar: Die grösste berufliche Fehlentscheidung? Grösster richtiger Entschluss?

Oroschakoff: Die angebotene Wohnung in den achtziger Jahren in New York abgelehnt zu haben. Grösster richtiger Entschluss war die Gründung einer Familie.

Maar: Drei Lieblingsmaler, mit Kürzestbegründung.

Oroschakoff: El Greco: die Verbindung aus Ikonen- und Ausdrucksmalerei im Dehnungsprozess zwischen Himmel und Erde bei jauchiger Beleuchtung. Marcel Broodthaers: Sein «Musée d'Art Moderne – Département des Aigles» stand Pate bei meinem Gesamtkunstwerk «Musée des Arts et des Lettres», als ich 1979 in Wien mit den Fotonovellen begann.

Francis Bacon: Sein Leben als Bonvivant, seine jahrelangen Spielexzesse in Monte Carlo, die souveräne Geste seiner grotesken, ja deformierten Individuen.

Maar: Drei Lieblingsautoren, dito.

Oroschakoff: Franz Kafka: «Es gibt unendlich viel Hoffnung, nur nicht für uns.» Leo Tolstoi: der spirituelle Anarchismus im Alphabet der inneren wie äusseren Ereignisse. Vladimir Nabokov: Schneidende Ironie in der Eleganz paralleler Erzählinstanzen sind Quellen meines Glückes.

Maar: Bei aller überschäumenden Kulturkritik und Ihrem Kulturpessimismus – gibt es nicht doch einige Sachen, die heute besser sind und die man nicht vermissen möchte?

Oroschakoff: Das Auto, Aspirin, die Künstlersozialkasse.

Maar: In Ihrem Buch fällt das Stichwort Narzisst. Können schwierige Elternverhältnisse, wie das Nicht-erkannt-Werden vom Vater, ein Leben prägen? Heimito von Doderer sagte: «Jeder bekommt seine Kindheit über den Kopf gestülpt wie einen Eimer.» Später erst zeige sich, was darin war. «Aber ein ganzes Leben lang rinnt das an uns herunter, da mag einer die Kleider oder auch Kostüme wechseln, wie er will.» Stimmt das und trifft

«SCHWEIZER MONAT» ABONNIEREN KONTO BEI SWISSQUOTE ERÖFFNEN 100 FRANKEN ERHALTEN!

Bestellen Sie ein Abo auf
schweizermonat.ch/abo.



Nach der Bestellung senden wir Ihnen den Aktionscode zu. In wenigen Schritten können Sie ein Swissquote-Konto eröffnen und erhalten einen Trading Credit über 100 Franken gutgeschrieben.

Das Angebot gilt für alle Jahres- und 2-Jahresabos Print und Online (Monats- und Probeabos sind von der Aktion ausgeschlossen).

Der Trading Credit über 100 Franken steht Ihnen für Trades auf Swissquote zur Verfügung. Sobald Sie online Transaktionen ausführen, wird die anfallende Gebühr automatisch vom Trading Credit abgezogen.

schweizer
monat SEIT 1921

EINZIGARTIG FREIHEITLICH SEIT 1921



 **Swissquote**

es auf Sie – trifft es vielleicht auf die meisten Künstler zu?

Oroschakoff: Die Frage nach der Selbstbespiegelung mag für den einen oder anderen eine Triebfeder sein, wenn sie die Unzufriedenheit mit dem Vorhandenen überschreitet. Aber ja, es geht um Emotionen und Wahrnehmungen.

Maar: Sind Maler noch grössere Narzissen als andere Künstler? Ist der Trennungsschmerz vom eigenen Werk nicht noch tiefer installiert? Ihr Maler müsst es hergeben, das Bild, es hängt dann unerreichbar woanders, bestenfalls dann und wann in einer Galerie. Autoren sehen ihr Werk tausendfach reproduziert.

Oroschakoff: Mag sein. Jedes beendete Werk ist ein eigenes Fragment Wirklichkeit, insofern sehe ich es mit dem neugierigen Auge des Anderen.

Maar: Hat Ihre tiefe Bindung zur Orthodoxie auch mit der Sehnsucht nach einem Patriarchen, einem gütigen Vater, zu tun?

Oroschakoff: Ich halte Sigmund Freud für überbewertet. Aber ja, ich liebe diese alte, Augen, Sinne und Ohren berührende Gottesicht.

Maar: Vorletztes Jahr erschien im Beck-Verlag die Studie des renommierten Althistorikers Johannes Fried, «Kein Tod auf Golgatha». Die These: Jesus starb nicht am Kreuz. Durch die Folterungen erlitt er eine Lungenverletzung und fiel am Kreuz in eine todesähnliche Kohlendioxidnarkose. Da hilft nur eines: eine gezielte Punktion. Und genau für die sorgte der berühmte Lanzenstich eines römischen Kriegsknechts. Diese These würde viel von alldem erklären, was an den folgenden Ungereimtheiten biblisch überliefert wird. Angenommen, nur als Gedankenspiel, diese These liesse sich erhärten: Was plumpste in Ihrem Glaubensgebäude zusammen?

Oroschakoff: Also im Ernst jetzt? Diese alte, wiederkäuende Übung enttäuschter Agnostiker. Und wenn er doch der Gärtner war, so ist das Feld bestellt.



Blessuren der Emigration: Oroschakoffs Arbeitszimmer.

Maar: Das ist schön gesagt, aber beantwortet meine Frage nicht. Übrigens kann man Agnostiker nicht enttäuschen, die erwarten ja kein Paradies oder keinen Himmel.

Oroschakoff: Vielleicht, aber auch die Darstellung von Souveränität verweist auf den mythologischen Ursprung, dessen Sinn noch zu bestimmen bleibt.

Maar: Lebt Marx heute noch?

Oroschakoff: Ich denke, er ist schon lange tot. Den Staatsterrorismus Lenins, der Pate steht für so viel Leid auf der Welt, den kann ich

«Die Schönheit hat ein Gesicht und die Hässlichkeit tausend.»

ihm wiederum beim besten Willen nicht auch noch andichten. Dennoch, es bleibt dabei: ohne Industrialisierung kein Sozialstaat.

Maar: Wenn Sie sich entscheiden müssten: Man schläge Ihnen den Pinsel aus der Hand oder die Schreibfeder?

Oroschakoff: Grausamer Gedanke, lieber Herr Maar, ich denke über so was nicht nach.

Maar: Wie sehen Sie in die Zukunft – jetzt nicht nur für Sie persönlich. Furchtvoll, grimmig, zuversichtlich *against all odds*? Oder zuversichtlich, weil religiös geborgen? Andererseits erwartet Sie, anders als unsereins Agnostiker, das Gericht?! Werden irgendwelche Fackeln an die Jugend weitergereicht? An Ihre Kinder?

Oroschakoff: Wenn ich höre, wie, gerade im Dresdner Museum geschehen, Bildtitel eigenmächtig verändert werden aus Gründen der politischen Korrektheit, dann bin ich empört und entsetzt. Solche eigenmächtigen Eingriffe zerstören nicht nur die künstlerische Freiheit, sie schränken die Ausdrucksmöglichkeit ein und verstellen den Blick auf die komplexe, kontroverse Wirklichkeit. Wenn ich

dann noch lesen muss, dass Professoren von radikalen Randgruppen gezwungen werden, ihre Posten zu verlassen, dann hat das alles nichts mehr mit Gerechtigkeit und Wahrheitsfindung zu tun, sondern nur mehr mit neojakobinischen Vernichtungsfeldzügen. Und das Schweigen macht diese Entwicklung zu einer gefährlichen. George Orwell hatte schon darauf hingewiesen, dass die Korruption der Sprache ausschliesslich der Machtfrage dient. Wachheit und Eigensinn an die Kinder weiterzugeben, auf dass sie in ihrer Eigenverantwortlichkeit Stellung beziehen, darum bemühen sich meine Frau Diana und ich – neben dem künstlerischen Erbe. Ansonsten halte ich es mit Victor Hugo: Die Schönheit hat ein Gesicht und die Hässlichkeit tausend.

Maar: Das sagt Tolstoi am Anfang der «Anna Karenina» bekanntlich ganz ähnlich. Ich finde, eher genau umgekehrt. Herr Oroschakoff: Wenn Sie Ihr bisheriges Leben überblicken, was war es: eine Segelfahrt auf dem Ozean mit Fluten und Ebben, Stürmen und Windstillen? Oder ein Ritt über den Bodensee? Fühlen Sie sich am sicheren Ufer angekommen?

Oroschakoff: Dankbar sein, den Tag pflücken, die Mauern einreissen, Windräder aufstellen und Formen suchen, die objektivierbar sind. Alles andere ist alles andere.

Maar: Herr Oroschakoff, haben Sie Dank für das Gespräch.



Haralampi G. Oroschakoff:
Das Lächeln des Emigranten.
WD Press. 432 S., 28 Euro

LITERATUR UND KUNST

Virginia Woolfs
Freude am Schreiben
korrespondiert mit
der Freude am Lesen.
Claudia Olk, Seite 66

Herausgegeben von Daniel Weber

William-Adolphe Bouguereau, La brise du printemps, 1895 – Da ist das Blau des Himmels, das nie klarer, das Weiss der Wolken, das nie weisser, das Grün, das nie grüner, und das Wasser, das nie blauer ist. Da ist das Wachsen, das noch kein Sterben kennt, da ist die Schönheit der Welt, die nie unmittelbarer scheint, unbefleckter, unschuldiger. Da ist Frühling.

Wind rauscht durch die zarten Blätter, die sich zur Sonne hin entfalten, er streichelt die Welt, als ob nicht anderswo Stürme toben würden, Amseln hüpfen, fliegen und singen, die Natur trägt wieder Parfüm, und der Mensch taucht ein ins Sonnenlicht, unbeschwert, eingehüllt in frische Farben, in ein wucherndes Leuchten und verführt von diesem alljährlichen Zauber des erneuten Werdens; allem zum Trotz.

Da sitzt er dann in der Brise des Frühlings, lässt sich entführen von seinen Reizen und seiner Pracht, seiner kraftvollen Sanftmut, die die Härte der Welt auf Distanz hält und für die Dauer eines Flügelschlages vergessen lässt. Der Frühling ist immer wie ein Mädchen, eine Lolita, eine Kindfrau, die nichts vom Verwelken der Dinge weiss, die Haut so sanft und frisch wie eine Tulpenknospe, durchdrungen vom Duft des Werdens, weiss noch wie die Unschuld, nackt mit beginnender Scham, aufgehoben in sich selbst ist sie, getragen von einem inneren Frühling, dessen Verletzlichkeit sie nicht einmal erahnt vielleicht. Nur bezaubern will sie, uns, sich selbst, diese Verkünderin der Schönheit.

Bouguereau (1825–1905) war ein Meister der gemalten Allegorien, der mit seinem Pinsel versuchte, die «Urbilder», wie er das nannte, die vermeintliche Ewigkeit und Gültigkeit in den stets bröckelnden Dingen zu finden. Alle seine Bilder sind voller Hochglanz, nirgends fehlt dieser undurchdringliche Lack, der die Illusion so glänzen lässt, dass die Schatten unsichtbar scheinen.

Michael Bahnerth



Ewigkeit und Gültigkeit in den stets bröckelnden Dingen.

«Das Leben ist ein leuchtender Schein»

In ihren experimentellen Romanen hat Virginia Woolf die Konventionen des Realismus gesprengt. Kühn verschob sie die Grenzen der Wahrnehmung – auch der Geschlechterrollen.

Claudia Olk

Virginia Woolf: Jacobs Zimmer.
Aus dem Englischen von Heidi Zerning.
S. Fischer. 208 S., Fr. 26.90

Unter das zunächst banale Motto «Virginia Woolf liked to write» stellt E.M. Forster seine 1942 in Cambridge gehaltene Rede zu Ehren von Virginia Woolf. Forster, den mit Woolf eine jahrzehntelange Freundschaft verband, erinnert damit an den eigentlichen Impetus hinter ihrem vielgestaltigen Werk: die Freude am Schreiben. Eine Kritik, so führt Forster weiter aus, die sich lediglich auf rigide Formalismen oder eine biografistische Deutung ihrer Romane konzentrierte, habe diesen Aspekt offenkundig aus dem Blick verloren.

Für ihre Zeitgenossen hielt Woolfs Werk in der Tat viele Herausforderungen bereit. 1922, in dem Jahr, das die literarische Moderne durch Werke wie James Joyces «Ulysses» und T.S. Eliots «The Waste Land» prägen und geradezu definieren sollte, erschien Virginia Woolfs erster experimenteller Roman, «Jacobs Zimmer». Wie viele ihrer Werke provozierte der Roman eine an den Konventionen des Realismus geschulte Lesehaltung durch seine perspektivenreich erzählte Elegie auf den Tod eines jungen Mannes, Jacob Flanders.

Unbeschwerte Sommertage

Zu den prominenten frühen Leserinnen dieses literarischen Denkmals für einen unbekanntem Soldaten zählte die Aristokratin und Schriftstellerin Vita Sackville-West, die Virginia Woolf 1922 vorgestellt wurde und fasziniert an ihren Ehemann Harold Nicolson schreibt: «Ich bewundere Virginia Woolf ganz einfach und Du würdest es auch tun. [...] Selten habe ich solchen Gefallen an jemandem gefunden und ich glaube, sie mag mich. Zumindest hat sie mich nach Richmond, wo sie wohnt, eingeladen. Liebling, ich glaube, ich habe mein Herz verloren.» Vita und Virginia verband zeitlebens eine innige Freundschaft und auch Liebe. Woolf widmete Vita ihren Roman «Orlando» (1928), dessen Titelheld/-in

sie explizit nach dem Vorbild ihrer Freundin modellierte.

Virginia Woolf wurde am 25. Januar 1882 als drittes Kind der Philanthropin Julia Prinsep Stephen und des Historikers und Literaten Sir Leslie Stephen geboren. Der in der Nähe des Hyde Park gelegene spätviktorianische Haushalt der zur oberen Mittelschicht gehörenden Familie war Anziehungspunkt für viele Künstler, Schriftsteller und Intellektuelle. Die Sommer verbrachte die Familie im Küstenort

Woolfs Leben und Werk wurden nach ihrem Tod leidenschaftlich idealisiert und mythologisiert.

St Ives in Cornwall, und die Erinnerungen an diese unbeschwerten Sommertage sollten Virginia Woolfs Leben prägen. In ihrem autobiografischen Text «A Sketch of the Past» beschreibt sie das Gefühl überbordender Freude aller Sinne beim Blick auf das Meer aus ihrem Fenster; St Ives und das dort unweit der Küste gelegene Godrevy Lighthouse haben ihren Roman «To the Lighthouse» (1927) inspiriert. Woolfs Kindheit und Jugend verliefen nicht nur heiter und behütet, sondern bargen auch Trauer und tiefgreifende Verlusterfahrungen, die sie nur schwer verwirren konnte. Im Alter von dreizehn Jahren verlor sie ihre Mutter, die Halbschwester Stella starb nur zwei Jahre später. Häufig litt Virginia Woolf unter Depressionen.

Im Jahr 1912 heiratete Virginia den Kolonialbeamten und Schriftsteller Leonard Woolf (1880–1969), der, aus Sri Lanka zurückgekehrt, seine Karriere im Kolonialdienst, den er mit seiner egalitären und pazifistischen Grundhaltung als unvereinbar betrachtete, beendete und sich als politischer Journalist und späterer Berater der Labour Party betätigte. Aus dem Freundeskreis beider entwickelte sich die sogenannte Bloomsbury Group. Gemeinsam mit Leonard gründete Virginia Woolf 1917 in ihrem Wohnhaus in Richmond, wohin sie sich kurz nach Kriegsausbruch 1914 und aufgrund ihrer fragilen Gesundheit aus Bloomsbury zurückgezogen hatten, den Verlag Hogarth Press, der nicht nur Werke vieler Zeitgenossen wie Katherine Mansfield, T.S. Eliot und E.M. Forster veröffentlichte, sondern auch die englische Übersetzung der Werke Sigmund Freuds druckte.

Cézanne, Gauguin, Matisse, van Gogh

Woolfs Leben und Werk wurden nach ihrem Tod leidenschaftlich idealisiert, fiktionalisiert und sogar mythologisiert. Zahlreiche Verfilmungen ihrer Romane führten Leserinnen und Leser auch zurück zu Woolfs Werken. Neun Romane hat Virginia Woolf von 1915 bis 1941 geschrieben, und keiner von ihnen gleicht dem anderen. Daneben gehören zum reichen Spektrum ihres Werks auch zahlreiche Kurzgeschichten, die Biografie von Elizabeth Barrett Brownings Cocksparnigel «Flush» ebenso wie die ihres Freundes Roger Fry, des Kunstkritikers und früheren Kurators des Metropolitan Museum of Art.

Im Dialog mit den Künsten entfaltete Woolf ihre ästhetischen Positionen, in denen Kategorien wie Subjektivität, Romanfigur und Wahrnehmung als zu befragende galten: «Im Dezember 1910 veränderte sich der Charakter des Menschen», schrieb sie 1924 in einem Essay und bezog sich damit auf die 1910 von Roger Fry ausgerichtete erste Postimpressionisten-Ausstellung; diese zeigte Werke Cézannes, Gauguins, Matisse und van Goghs und stieß bei weiten Teilen des Londoner Publikums auf wenig Gegenliebe. Entgegen konventioneller Figurendarstellung entwickeln auch Woolfs Ro-



mane Wahrnehmungsweisen, die, einem postimpressionistischen Gemälde nicht unähnlich, durch Vielschichtigkeit und Perspektivenreichtum gekennzeichnet sind und sich gegen eine auf vermeintliche Wirklichkeitstreue pochende Darstellung wenden.

Ein Zimmer für sich allein

In ihrem Essay «Modern Fiction» sah Woolf modernistisches Schreiben als eine Annäherung an den flüchtigen Reichtum des Moments erfüllter Gegenwart. Man möge sich nur einmal einen ganz gewöhnlichen Menschen und dessen Gedanken an einem ganz gewöhnlichen Tag vorstellen, schrieb sie, um sich vor Augen zu führen, wie komplex die Darstellung des Lebens einer Figur sein kann. In ihrer vielzitierten Definition des Lebens betrachtet sie dieses als «einen leuchtenden Schein, eine halbtransparente Hülle, die uns vom Beginn des Bewusstseins bis zu seinem Ende umgibt».

Lineare Erzählmuster können diesem nicht genügen, sie müssen aufgebrochen werden. Temporale Beziehungen werden durch Vorgriffe und Rückblenden differenziert. Woolf betrachtet ihre Erzählungen nicht als chronologische Sequenzen, sondern für sie ist potenziell alles Gegenstand der Fiktion, nicht nur das Grosse und Erhabene, sondern auch das Kleine, die mikroskopische Beobachtung eines marginalisierten Betrachters, aus der sich eine neue Welt entfalten kann. So ist ihre Kurzgeschichte «Kew Gardens» beispielsweise aus der Perspektive einer Schnecke in einem der Blumenbeete erzählt.

Mehr noch verbindet «Mrs Dalloway» die Erweiterung von Erzählperspektiven mit der Konzentration von Zeitlichkeit. Der Roman spielt an einem einzigen Junitag in London und fächert sich zugleich in eine Doppelgängerstruktur auf, in der die Perspektiven der Gesellschaftsdame Clarissa Dalloway mit der des kriegstraumatisierten Septimus Smith parallel gesetzt werden und diese Gleichzeitigkeit ferner durch die vertikale Dimension ihrer Erinnerungen an Vergangenes angereichert wird. Minimalistische zeitliche Kategorien wie «der Moment» korrespondieren in Romanen wie «To

the Lighthouse» oder «The Waves» mit der Perspektive des Kindes: Vergangenheit und Gegenwart, Hintergrund und Vordergrund, Wichtiges und vermeintlich Unwichtiges werden umgewichtet.

Woolf war nicht nur Romanschriftstellerin, Verlegerin, Rezensentin und Journalistin, sondern auch eine brillante Essayistin. Einer ihrer bekanntesten Essays ist «A Room of One's Own» (1929). Er reflektiert die Situation von Frauen in der Bildung, Politik, Gesellschaft und Literaturgeschichte und fragt nach den materiellen und ideellen Bedingungen, die erfüllt sein müssen, um es ihnen zu ermög-



Hintergrund und Vordergrund: Schriftstellerin Woolf.

lichen, Schriftstellerinnen zu werden. Finanzielle Unabhängigkeit und ein Zimmer für sich allein wären hierfür, wie Woolf empfiehlt, bereits ein Anfang. Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs verbrachten die Woolfs mehr Zeit in Rodmell, Sussex, und zogen schliesslich ganz dorthin, nachdem ihr Londoner Haus durch Bombeneinschläge zerstört worden war. Woolf

besuchte die Ruinen, und es gelang ihr noch, ihre Tagebücher zu retten. Viele ihrer Freunde sprachen von Emigration, und auch wenn die Woolfs nicht wussten, dass ihre Namen die Nummern 115 und 116 auf der Todesliste der Nazis trugen, waren sie der Gefahr einer deutschen Invasion und deren fatalen Konsequenzen gewahr. In Sussex, zwischen der Südküste und London, hörten sie nachts die deutschen Flugzeuge, die «ihre nächtliche Operation am gequälten London durchführen» und das Pfeifen der Bomben. Woolf arbeitete unter physischen und mentalen Leiden noch an ihrem Roman «Between the Acts», dessen Veröffentlichung Leonard Woolf postum veranlasste. Im März 1941 beendete sie ihr Leben und ertrank in der Ouse unweit ihres Hauses.

Über 4000 Briefe hat die leidenschaftliche Briefeschreiberin Virginia Woolf hinterlassen. Sie sind nicht nur biografische Zeugnisse und Zeitdokumente einer geistreichen Korrespondenz mit illustren Adressaten, sondern auch Orte der spielerischen Entfaltung von Intimität wie schonungsloser Kritik. In «Three Guineas» (1938), ihrem als Briefreplik konzipierten Essay auf die Frage, wie Krieg verhindert werden könne, verurteilt sie Patriarchat, Nationalismus und Militarismus grundsätzlich und apostrophiert eine «Gesellschaft von Aussenseitern», zu denen sie sich selbst auch zählt. Ihre Überlegungen wurden wegweisend für die Reflexion von Geschlechterrollen.

Im Paradies angekommen

Virginia Woolfs Freude am Schreiben korrespondiert die Freude am Lesen, und so stellt sie sich in ihrem Essay «How Should One Read a Book?» den Tag des Jüngsten Gerichts vor, an dem Petrus die Menschen der Reihe nach am Himmelstor empfängt. Als er Personen sieht, die Bücher unter dem Arm tra-

gen, sagt er zu einem Engel: «Schau, diese hier brauchen keine Belohnung. Es gibt nichts, was wir ihnen hier geben könnten.»

Als Leserinnen und Leser sind wir bereits im Paradies angekommen.

Claudia Olk ist Professorin für Anglistik und Komparatistik an der Ludwig-Maximilians-Universität München.



«Sumpf, auf dem Karrieren blühen»: Hannover.

Aufregend unaufgeregt: Hannover

Wolfgang Koydl

Lutz Hachmeister: Hannover. Ein deutsches Machtzentrum. DVA. 352 S., Fr. 29.90

Alexa Domachowski, Daniel Berger: Glücksorte in Hannover. Fahr hin und werd glücklich. Droste. 168 S., Fr. 14.90

Marion Hahnfeldt: 52 kleine und grosse Eskapaden in und um Hannover. Dumont. 232 S., Fr. 25.90

Berlin ist arm, aber sexy, Hamburg das Tor zur Welt und München die Weltstadt mit Herz. Aber Hannover? Mit ein wenig Nachdenken fallen einem die Messe ein, Bahlsen-Kekse und vielleicht die Eurovision-Siegerin Lena Meyer-Landrut. Aber sonst? Selbst die Computermesse Cebit hat der Stadt den Rücken gekehrt.

Dabei ist Hannover nicht nur eine deutsche Grossstadt mit langer, beeindruckender Geschichte. Von hier aus wurde zeitweise das britische Weltreich regiert, und die fraglos bedeutendste britische Monarchin stammte aus dem «House of Hanover»: Queen Victoria. Hannover ist die Hauptstadt des flächenmässig zweitgrössten deutschen Bundeslandes, und manchmal mischt sogar der Fussballverein Hannover 96 in der Bundesliga mit, wenn gleich nicht oben.

Behäbig, gesichtslos, dröge – graues, unauffälliges Mittelmass, so sieht der Rest Deutschlands die Stadt. Man könnte noch humorlos hinzufügen und den kecken Anspruch der Einwohner wiedergeben, als Einzige im Land akzentfreies Hochdeutsch zu sprechen.

Selbst die Stadtwerbung macht sich das Vorurteil zunutze: «Aufregend unaufgeregt» lautet ihr Slogan.

«Zu hässlich für München, zu dumm für Berlin, zu trendig für Bautzen, zu männlich für Wien, zu pleite für Hamburg, zu reich für Schwerin – dann komm nach Hannover, denn da gehörst du hin», spottete die Lokal-Band Aromaboys. Schon Gotthold Ephraim Lessing nannte die Stadt ein «Paradies [...] jeder Mittelmässigkeit». Er musste es wissen, denn er war ein Sohn Hannovers. Frecher formulierte es TV-Komiker Harald Schmidt: «Hannover liegt zwar nicht am Arsch der Welt, aber man kann ihn von dort aus ziemlich gut sehen.»

Aufopferungsvoll stemmen sich einige Autoren dem Klischee entgegen. Marion Hahnfeldt hat stattliche «52 kleine und grosse Eskapaden in und um Hannover» gefunden, die man vorzugsweise mit dem Rad abstrampeln kann – wozu sich die flache Topografie gut eignet. Gar achtzig Glücksorte versprechen Alexa Domachowski und Daniel Berger dem Besucher – historisch, kulturell, kulinarisch. Architektonische Perlen sind we-

«Hannover liegt zwar nicht am Arsch der Welt, aber man kann ihn von dort aus ziemlich gut sehen.»

nige darunter. Hannover wurde im Krieg fast total zerbombt und schnell, lieb- und gesichtslos wieder aufgebaut.

Eine umso grössere Rolle fällt dem Maschsee zu, der ein Naturidyll bis in die Stadt bringt. Hier liegt auch das einzige beeindruckende Bauwerk der Stadt: das Neue Rathaus. Mit Kuppel, Türmen, Türmchen und Flügeln wirkt der wilhelminische Protzbau eher wie ein Königsschloss. Doch die wahre Liebeserklärung an

Hannover ist schon ein wenig älter. Der Journalist Lutz Hachmeister erzählt die Geschichte aus einer besonderen Perspektive: Hannover als ein deutsches Machtzentrum, als Ort, an dem die Karrieren einiger der bekanntesten Politiker Deutschlands ihren Anfang nahmen.

Sowohl die derzeit mächtigste Politikerin als auch der umstrittenste Politiker Europas sind beide durch die Hannoveraner Schule gegangen: EU-Kommissions-Präsidentin Ursula von der Leyen und Altkanzler Gerhard Schröder. Schon von der Leyens Vater spielte eine führende Rolle in der Bundesrepublik. Ernst Albrecht, langjähriger Ministerpräsident von Niedersachsen, stand knapp davor, Bundeskanzler oder Bundespräsident zu werden.

Philosophischer Doppelsinn

Kremlfreund Schröder wiederum hat viele alte Weggefährten mit nach oben gebracht. Frank-Walter Steinmeier, gerade für eine zweite Amtszeit als Bundespräsident gewählt, führte einst das Büro des niedersächsischen Regierungschefs Schröder. Auch ein zweiter Bundespräsident regierte vorher in der Hannoveraner Staatskanzlei: Christian Wulff, der wegen eines Bobby-Car aus dem Amt gemobbt wurde. Überhaupt scheint das Amt des Ministerpräsidenten eine Stufe für einen Aufstieg in die Bundes- oder Europapolitik zu sein: Sigmar Gabriel wurde SPD-Chef und Vizekanzler unter Angela Merkel; CDU-Mann David McAllister ist heute einflussreicher Chef des aussenpolitischen Ausschusses im Europaparlament. Hannover, «der Sumpf, auf dem Karrieren blühen», wie die in München erscheinende *Süddeutsche Zeitung* einmal naserümpfend anmerkte.

Apropos Medien: Der *Spiegel* und der *Stern* erblickten beide in Hannover das Licht der Welt. Doch den Gründern Rudolf Augstein und Henri Nannen wurde es bald zu eng und pro-

vinziell. Sie zogen um ins benachbarte, grosse Hamburg.

Die Hannoveraner hängen ihre Leistungen nicht an die grosse Glocke. Während die Bayern mit ihren Weltfirmen protzen, ist kaum bekannt, dass die weltweit geschätzten Lautsprecher und Mikrofone der Firma Sennheiser aus Hannover kommen. Wer Hörschäden davonträgt, kann auf die Produkte des Akustikers Kind zurückgreifen oder in der Drogeriekette Rossmann einkaufen. Und um noch einmal auf den Ministerpräsidenten zurückzukommen: Er ist der einzige Regierungschef der Welt, der gleichzeitig kraft seines Amtes Aufsichtsratschef eines Weltkonzerns ist – Volkswagen.

Was also ist Hannover? Vielleicht trifft am besten, was ein unbekannter Kenner mit philosophischem Doppelsinn so ausdrückte: «Das Schlimmste an Hannover ist, dass Hannover nicht einmal schlimm ist.»

Irgendeine Form von Wahrheit

Anton Beck

Zoë Jenny: Der verschwundene Mond. Frankfurter Verlagsanstalt. 150 S., Fr. 29.90

Zoë Jenny: Das Blütenstaubzimmer. Frankfurter Verlagsanstalt. 140 S., Fr. 15.50

Irgendwo in den Archiven des Internets existiert noch dieser Fernsehbeitrag von Zoë Jenny aus dem Jahr 1997. Kettenrauchend, mit hastig zusammengebundenem Haar sitzt sie in einem kargen Raum, meint, sie wolle nur Bücher um sich haben und Papier. Damals, Jenny war 23, war gerade ihr Debütroman «Das Blütenstaubzimmer» erschienen – ein Longseller, wahrscheinlich sogar ein lebendiges Stück Schweizer Literaturgeschichte, das mittlerweile in 27 Sprachen übersetzt wurde. 25 Jahre später sitzt Jenny in der trotz Regen hellen Lobby des Basler Hotels «Les Trois Rois», sie trägt ein Kleid, sie habe später noch ein Fotoshooting, sagt sie, sie wirkt gelassen, artikuliert bedacht. An jenem Tag ist sie auf der Titelseite der *Basler Zeitung* zu sehen, sie las am Vorabend aus ihrem neuen Roman «Der verschwundene Mond».

Krise im Alltäglichen

Im Buch zeichnet Jenny mit ihrer Figur Marty ein Porträt eines Menschen, der ausserhalb der astrophysikalischen Gegebenheit verloren durchs Leben taumelt. Marty, Astrophysiker, Leiter des Astronomischen Instituts in Wien, kennt sich mit den Tiefen des Alls aus, aber ihm entgeht, dass seine Tochter Stella sich im falschen Körper geboren fühlt und eine Geschlechtsumwandlung plant. Ebenso blind ist er für die grösseren und kleineren Krisen

seiner Ehefrau Marlene, die sich nach Bali absetzt. Marty schwitzt währenddessen in der sommerlichen Hitze des Astronomischen Instituts vor sich hin und verfällt mehr und mehr einem Manuskript eines Psychoanalytikers, das zu ihm findet.

Jenny geht in ihrem Roman die ganz grossen Fragen an: Was ist der Mensch? Was ist Bewusstsein? Welche Stellung hat die Erde

Jenny geht die ganz grossen Fragen an: Was ist der Mensch? Was ist Bewusstsein?

im Universum? «Ich habe mich immer schon mit solchen Themen beschäftigt», sagt sie bei unserem Treffen, «aber diesmal wollte ich es wirklich gründlich tun.» Genau das macht diesen Roman lesenswert: Der Astrophysiker, der sich eigentlich mit den grossen Fragen des Universums auseinandersetzt, ist zurückgeworfen auf gänzlich Menschliches und Profanes. So unerklärlich die Frage danach, was menschliches Bewusstsein ausmacht, auch sein mag, so handfest sind oft die Dinge, die unser Leben bestimmen. Und so schreibt Zoë Jenny Passagen wie diese:

«Er dachte an Phasenübergänge, daran, dass äussere Parameter wie Druck darüber entscheiden, ob aus fest flüssig wird. Nur am Tripelpunkt befinden sich drei Phasen eines Systems gleichzeitig im Gleichgewicht, und in diesem kritischen Moment der Thermodynamik ist ein Unterschied zwischen flüssig und gasförmig nicht mehr möglich. Der Wein wirkte wie ein Hammerschlag, er schlief auf dem Sofa ein.»

Auf das Faszinierende folgt das Simple, auf die Wunder der Physik der neuronale Nebel eines Rausches. Die tiefste Krise offenbart sich im Alltäglichen. Egal, wie weit unser Verstand zu denken vermag, eine Flasche Wein wird uns Primaten immer betrunken machen und simple Sexualität immer eine Rolle spielen. Entsprechend schlägt Jenny auch den Bogen in Marty's Jugend, erzählt etwa, wie seine ersten sexuellen Schritte scheitern, und selbst im Erwachsenenalter, als Marlene im Bett Neues ausprobieren will, ummantelt ihn, den anerkannten Physiker, eine kindische Scham.

Mit dem «Blütenstaubzimmer», das der Verlag neu

als Taschenbuch publiziert, mit dieser sprunghaften Jugendgeschichte rund um die Erzählerin Jo und ihr instabiles Umfeld, hat Jennys neuer Roman wenig zu tun. Eine Konstante, die sich allerdings in allen Romanen Jennys gehalten hat, ist die Dichte und Kürze, auf die sie ihre Texte hinunterbricht. «Ich wäre eine schreckliche Lektorin, ich würde jedes Buch zusammenstreichen. Alle Sätze müssen zu einhundert Prozent notwendig sein.»

Jenny nimmt sich viel Zeit für die Recherche, für «Der verschwundene Mond» begleitete und interviewte sie einen Astrophysiker und scherzt, dank der Recherche habe sie selbst mittlerweile ein halbes Physikstudium abgeschlossen. Tatsächlich gibt es für Marty auch ein reales Vorbild, nämlich den britischen Mathematiker, Physiker und Nobelpreisträger Roger Penrose, eine unscheinbare Figur mit Brille und schütterem Haar, eine kühl wirkende Gestalt. Sowohl Penrose wie auch Jennys Marty wollen sich einem Stein der Weisen, einer Antwort auf die Frage nach dem Bewusstsein und der Wahrnehmung, nähern.

«Die Quintessenz ist, dass wir unserer Wahrnehmung misstrauen müssen. Sie hinterfragen. Man muss ohnehin allem misstrauen, zumindest wenn man das Bedürfnis hat, sich irgendeiner Wahrheit zu nähern.» Das klingt ernst, aber Zoë Jenny sagt es mit einem Lächeln. In diesem wirklich schönen Hotel an einem leisen, verregneten Tag, der so viel schlimmer wahrgenommen werden könnte.



Gelassen und bedacht: Schriftstellerin Jenny.

Deutscher Irrsinn der letzten Jahrzehnte

Matthias Matussek

Chaim Noll: Der Rufer aus der Wüste.
Wie 16 Merkel-Jahre Deutschland ramponiert
haben. Achgut Edition. 200 S., Fr. 23.90

Der strenge Karl Kraus schrieb einst, dass ein falsch gesetztes Komma einen Krieg auslösen kann. Ich muss hinzufügen: ein missverständlicher Doppelpunkt kann eine zentrale biblische Prophezeiung verändern, und das betrifft den «Rufer aus der Wüste», wie sich der scharfzüngige Publizist Chaim Noll in seinem jüngsten Buch nennt. Er wohnt in der Wüste Negev. Und nimmt von dort aus die deutschen Verirrungen ins Visier. Mit dem Zug nach Be'er Sheva, die südliche israelische Gross- und Universitätsstadt. Chaim Noll wohnt ausserhalb, in der Siedlung Metya. Sein Haus: ein Traum. Ein Bauhaus-Kubus, knallgelb steht er da in der Wüstensonne, beschattet von langfingrigen grünen Palmenwedeln in einem ummauerten Garten Eden, in dessen Mitte ein Baum mit

*Mit Publizisten wie Chaim Noll
besteht immerhin die Möglichkeit,
Löcher ins Lügengewebe zu reissen.*

dicken orangegelben Früchten steht. Ich musste nicht lange betteln, da reichte er mir die schöne Frucht, eine Mischung aus Pampelmuse und Mandarine.

Das Innere des Hauses ist offen wie das Guggenheim-Museum. Es besteht aus Treppen und Wänden, an denen Sabine, Chaims Frau, die Künstlerin, grossformatig Szenen der Bibel auf die Leinwand geträumt hat; wie Luftspiegelungen in der Wüste nehmen sie sich aus, Ester oder Ruth auf dem Kamelrücken, auch die Königin von Saba. Hinauf aufs Dach, wo mir Chaim die Araber-Siedlungen auf den Hügeln gegenüber zeigte und 700 Meter weiter das Westjordanland.

In der Küche, für den Gast üppig ausgebreitet, Buchweizen und selbstgemachtes Brot, Hirtenkäse und Auberginen und Tomaten. Worüber sprechen Journalisten in diesen Tagen, wenn sie sich treffen? Natürlich über Waffensystem! Über die F-35-Jäger, die sich die über Nacht wehrhaft gewordenen Deutschen zulegen wollen. Wobei Chaim und ich uns darin einig sind, dass sich die Wehrbereitschaft auch für 200 Milliarden «Sondervermögen» nicht erkaufen liesse. Nicht für ein Land, das von seinen führenden Vertretern als «mieses Stück Scheisse» bezeichnet wird und als «Vaterland», bei dem schon das Wort «Breachreiz» verursacht.



Endlich zu Hause: Publizist Noll.

Chaim, der 1985 aus der DDR ausreisen durfte, nachdem er mit Hungerstreiks und Einweisung in die Irrenanstalt um den Wehrdienst herumgekommen war, wirkt hier in der Wüste wie ein Mensch, der endlich zu Hause ist. Angekommen. Das Gleiche trifft auf seine Frau Sabine zu, die als junge Frau eine Schönheit gewesen sein muss und noch immer heiteren Charme verströmt. Und dem Mann gegenüber durchaus Widerspruchsgeist. Und die den Tal mud genauso gut kennt wie Chaim.

Irgendwie haben wir uns verheddert in den 613 Geboten der Thora. Chaim schlägt eine Runde Wodka vor, und Sabine zupft weiter liebevoll an Julius herum, dem langhaarigen Sibirischen Kater, der sich gerne im klettenreichen Unterholz im Garten Eden herumtreibt und Skorpione vernichtet und die eine oder andere Schlange. Dann reden wir über Selbstmord, den des Einzelnen und den der Nation, weil ich gerade an einem Buch darüber sitze, und Chaim sagt, dass Selbstmord Mord sei und daher selbstverständlich verboten, das sei ja schon eines der sieben Noachidischen Gebote, woraus sich wieder eine prach-

volle Gelegenheit ergibt, über die Unterschiede zu den zehn mosaischen Geboten zu streiten. Was aber überhaupt nicht zur Sprache kommt, ist jene berühmte Stelle aus Jesaja 40, 3: «Es ruft eine Stimme: In der Wüste bereitet dem Herrn den Weg, macht in der Steppe eine ebene Bahn unserm Gott!» Der Doppelpunkt! Auf den kommt es an. Da ruft nicht eine Stimme in der Wüste, sondern die Stimme ruft, Doppelpunkt: «In der Wüste bereitet dem Herrn den Weg.»

Man muss Chaim hier in Schutz nehmen, denn auch die Evangelisten haben den Fehler gemacht, als sie vom «Rufer in der Wüste» schrieben, Markus gleich zu Beginn, Matthäus in 3, 3, um damit auf Johannes den Täufer zu verweisen, der das Kommen des Messias, also Christus, ankündigte. Womit wir beim Titel von Chaims jüngstem Buch wären, «Der Rufer aus der Wüste», einer Sammlung von formidablen Essays. Sie sind als Kompendium des deutschen Irrsinns der vergangenen Jahrzehnte unerlässlich und beginnen mit der Erinnerung an jenen Abend, als Bärbel Bohley jene prophetischen Worte aussprach, die mittlerweile tatsächlich den Rang biblischer Spruchweis-

heiten erreicht haben. Chaim arbeitete damals, kurz nach der Wende, an einem Forschungsprojekt der Freien Universität Berlin über die erdrosselte Meinungsfreiheit und die Bespitzelung in der DDR. Sie sassen gemeinsam mit Katja Havemann und Peter Schneider beim Essen. «Bohley sagt: <Man wird diese Strukturen genauestens untersuchen – um sie dann zu übernehmen.> Als wir verblüfft schwiegen, fuhr sie fort: <Man wird sie ein wenig adaptieren, damit sie zu einer freien westlichen Gesellschaft passen. Man wird die Störer auch nicht unbedingt verhaften. Es gibt feinere Möglichkeiten, jemanden unschädlich zu machen. [...] Man wird Einrichtungen schaffen, die viel effektiver arbeiten, viel feiner als die Stasi. Auch das ständige Lügen wird wiederkommen, die Desinformation, der Nebel, in dem alles seine Kontur verliert.>» Mit Publizisten wie Chaim Noll besteht immerhin die Möglichkeit, Löcher ins Lügengewebe zu reißen.

Ist rückwärts vorwärts?

Walter Hollstein

Armin Nassehi: Unbehagen. Theorie der überforderten Gesellschaft. C. H. Beck. 384 S., Fr. 39.90

Wolfgang Streeck: Zwischen Globalismus und Demokratie: Politische Ökonomie im ausgehenden Neoliberalismus. Suhrkamp. 538 S., Fr. 42.90

Zum ersten Mal seit 1945 droht im seither befriedeten Europa wieder ein grosser Krieg. Auch Länder, die nicht in die militärischen Auseinandersetzungen involviert sind, werden davon betroffen: durch unterbrochene Lieferketten, fehlende Güter, bedrohte Energieversorgung. Zuvor hatte schon die Pandemie auf dieses Problem hingewiesen; zum Beispiel bei medizinischen Gütern – selbst bei so simplen wie Schutzmasken – wurde die fata-

Mit Leere lässt sich auf Dauer aber nicht leben; sie muss gefüllt werden.

le Abhängigkeit von China deutlich. Das alles stellt unsere Globalisierung ganz konkret in Frage. Die Folgen sind eine politische und ökonomische Krise und ein generelles Unbehagen.

Das sind auch die Begriffe, mit denen Armin Nassehi, Ordinarius für Soziologie in München, argumentiert. Nassehi meint allerdings, dass das Krisenhafte zur Gesellschaft gehöre. Ein Status der Ruhe und dauerhaften Ordnung sei eine Illusion. Die Gesellschaft ist ein komplexes Ge-

bilde, in dem sich die einzelnen Teile und Subsysteme auch immer wieder selbst behindern. Nassehi legt diesen Mechanismus subtil und überzeugend dar. Allerdings muss sich die Leserschaft auf sehr schwierige und nicht unbedingt erfreuliche Gedankengänge einlassen. Das Buch ist nicht leicht konsumierbar, aber durchaus erhellend in sehr schwieriger Zeit.

Schon zirkuliert auch das Wort von der «Zeitenwende». Darum ist das Buch des Sozialwissenschaftlers Wolfgang Streeck von brisanter Aktualität. Ihm geht es um eine Neubesinnung auf politische und ökonomische Realitäten, die in den letzten drei Jahrzehnten für uns selbstverständlich geworden sind. Dazu gehören Globalisierung, Neoliberalismus, Überstaatlichkeit oder – auf einer anderen Ebene – Digitalisierung. «Die neoliberale Hegemonie stösst auf Widerstand, die sogenannte Globalisierung ist ins Stocken geraten, und die seit langem schwelende Krise des Staatensystems und seiner westlich geprägten internationalen Ordnung verlangt nach Entscheidungen.»

Grenzen sind unverzichtbar

Die Versprechungen des Neoliberalismus haben sich – folgt man Streeck – nur für eine kleine «Elite» erfüllt. «Für den Grossteil der vom Verkauf ihrer Arbeitskraft Abhängigen bedeutet dies, dass der für die Verteidigung des Erreichten erforderliche Aufwand immer grösser und das mit gegebenem Aufwand Erreichbare immer weniger wurde. Fortschritt rückte in weite Ferne.» Der Ausweg ist, wieder auf kleinere Einheiten zu rekurrieren. «In kleinen Staaten ist, ceteris paribus, die Bevölkerung homogener als in grossen; neue Ideen, sofern sie überhaupt Anklang finden, können deshalb leichter zu Mehrheitsideen werden.»

Kleine soziale Gebilde sind aber nicht nur überschaubarer, sondern auch transparenter und reformwilliger. «Ebenfalls hilfreich dürfte die grössere Bereitschaft kleinerer Staaten sein, sich für ihr Land und seine Politik verantwortlich zu fühlen.» Das ist ja denn auch eine sehr sympathische Botschaft für die Schweiz.

Neoliberalismus, Globalismus, Weltgesellschaft oder nur schon die Europäische Union haben viele Menschen als Orientierungsverlust erlebt und überdies als Kontrollverlust wahrgenommen. Es entsteht ein Vakuum. Mit Leere lässt sich auf Dauer aber nicht leben; sie muss gefüllt werden, damit man sich überhaupt eine eigene Zukunft vorstellen kann. Grenzen sind unverzichtbar für unsere Identitätsfindung. Grenzen bedeuten Sicherheit, Schutz, und sie sind Orientierung. Freilich müssen sie manchmal auch überwunden werden, will man sich weiterentwickeln. Wobei sich dann die Frage stellt, ob angesichts der gegebenen Verhältnisse rückwärtsgewandt nicht sogar vorwärtsgewandt sein kann – in dieser für den Einzelnen so intransparent gewordenen Welt.



Die Bibel Der Riss

So redete Jesus, und er erhob seine Augen zum Himmel und sprach: Vater, die Stunde ist gekommen, verherrliche deinen Sohn, damit der Sohn dich verherrliche (Johannes 17,1). – Verherrlicht werden heisst im Johannes-evangelium auch von der Erde erhöht werden (12,32). Jesu Feinde werden ihm den Boden unter den Füssen wegziehen und ihn erhöhen – ans Kreuz. Jesus war Gottes Botschafter. Er bewegte sich allerdings nicht auf dem diplomatischen Parkett, sondern unter einfachen Menschen. Es gab also gute Gründe, diesen Gesandten Gottes in der Welt zu akkreditieren, wie das heisst. Darin steckt das Wort *credere*, glauben, vertrauen. Das Wichtigste zwischen Menschen und Völkern sowie im Verhältnis zu Gott sind nicht Verträge und Papiere, sondern das Vertrauen. Die heutige Welt vertraut Gott nicht und macht die Bahn frei für andere Mächte. Das geschieht üblicherweise mit List und Gewalt. Auf die Gewalt sind die Menschen nicht gefasst und erschrecken über sie. Sie erschrecken auch über die Kreuzigung.

Allerdings: Wer vor Gott erschrickt, erschrickt heilsam. *Jesus erhob seine Augen zum Himmel. Am Ende des Geschehens neigte er sein Haupt und verschied (Johannes 19, 30).* Der erhobene Kopf und der geneigte Kopf – das ist kein Widerspruch. Er sucht die Verbindung zum Vater, weil er weiss, dass nur Er mit der Gewalt und dem Tod fertig wird. Die Kreuzigung ist und bleibt grässlich. Und die Menschen – das Volk, Herodes, Pilatus bis hin zu Petrus – verhielten sich widerlich. Dieser schmerzliche Riss hat indessen eine andere Seite. Gott reisst auch einen Schranz in das unselige Wesen der Welt. Einen Schranz der Liebe. Die Welt mag noch so gottlos sein, der Riss bleibt als Lücke für Gott geöffnet. Deshalb sind den Abscheulichkeiten Grenzen gesetzt. Die Liebe wird siegen über die tödlichen Hass- und Gewaltausbrüche.

Peter Ruch

Hüftschwung des Jahrhunderts

Elvis Presley war die Stimme Amerikas.
Er begründete die Popkultur als Lebensform.

Hans Ulrich Gumbrecht

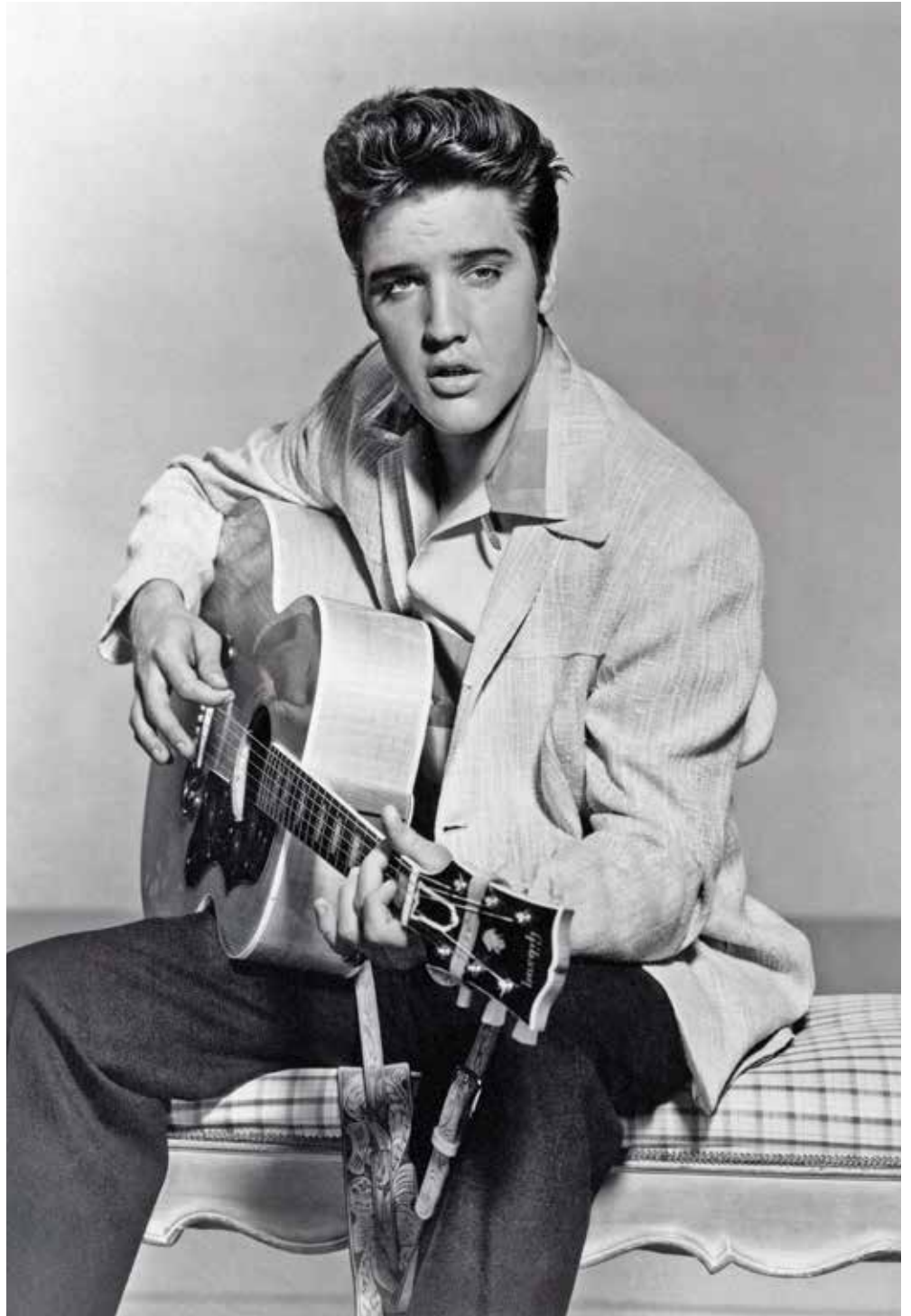
Elvis Presley: The 50 Greatest Hits. 2 CDs. Sony

Kein besseres Geschenk gab es 1958 für Zehnjährige wie mich als eines der damals neuen Transistorradios, die man mit der Hand ans Ohr hielt, um nachts im Bett heimlich Musik- und Unterhaltungsprogramme zu hören. Störungsfrei kamen bloss zwei Sender im geteilten und noch offiziell von den Weltkriegs-Siegern besetzten Deutschland an: Radio DDR mit den gestelzten Verlautbarungen des Staatssozialismus und American Forces Network, dessen Töne faszinierend wirkten, weil ich sie nicht verstand. Voller Stolz liessen die Eltern mich vorführen, wie ich englische Sätze aus der Zeitansage («At the sound of the last tone, it will be eight hours, Central European Time») oder aus den Nachrichten kopierte. Vorbewusst hatten wir die Bahn des «Reeducation»-Programms gefunden.

Vom Rand der Gesellschaft

Doch schon vor Jahresende war ich vollkommen von der schönen Stimme Elvis Presleys besessen, der am 1. Oktober nach Friedberg bei Frankfurt zur Ableistung seines Militärdiensts gekommen war. Ganze Strophen aus Hits wie «Jailhouse Rock» oder «Don't» konnte ich singen und dachte dabei an die Väter meiner Freunde mit anderer Hautfarbe, wenn sie uns auf ihren Jeeps Coca-Cola oder Kaugummi in die Schulpause mitbrachten. Immer noch per Transistorradio erfuhr ich Mitte August 1977 in Rio de Janeiro von Elvis Presleys Tod, und obwohl wir inzwischen allen Sympathien für Amerika abgeschworen hatten, löste die Nachricht einen dumpfen Schmerz aus. Seine Lieder würden auf «Platten» in der akustischen Gegenwart bleiben. Aber eine Welt ohne Elvis konnten wir uns so wenig vorstellen wie eine Welt, die einen Ozean oder einen Erdteil verloren hatte. Wie war er derart unvordenklich geworden?

1935 im Staat Mississippi geboren und nach 1948 in Memphis, Tennessee, aufgewachsen, verkörperte Elvis eine anziehende Sinnlichkeit des amerikanischen Südens mit seinem fließenden



Ursprung und Kraft: Sänger Presley.

Akzent, den schon früh tiefschwarz gefärbten Haaren und eisblauen Augen in einem Gesicht von weichen und doch männlichen Zügen. Zum Rand der Gesellschaft gehörte er wie sein vorbestrafter Vater, abhängig von spärlichen Hilfsprogrammen des Staats, beständig in Kontakt mit anderen Ausgeschlossenen und physisch überfordert von einer Arbeit am Fließband, die er nach Ende der Schulzeit fand.

Mit einem schier unendlichen Gedächtnis für die musikalischen Formen des Südens, aber ohne Noten lesen zu können, glaubte Elvis beharrlich an sein Talent, welches niemand sah, bis er 1956 innerhalb weniger Monate zum Weltstar einer neuen Dimension aufstieg. Anfang Januar aufgezeichnet, brach der Durchschnittssong «Heartbreak Hotel» in der Version seiner Stimme alle Plattenverkaufsrekorde; jedes eilig produzierte weitere Lied überbot das vorige; ein Hollywoodfilm mit dem Titel «Love Me Tender» eroberte die Zuschauernation; und im frühen Herbst schon kämpften die beliebtesten Fernsehshows mit steilen Honorar-Angeboten um seine Präsenz.

Angenehmer Tabubrecher

Elvis hatte den Managertraum nach einem weisen Protagonisten erfüllt, der afroamerikanische Musik, vor allem den Rock and Roll, ohne Authentizitätsverlust in die Öffentlichkeit und zu einer Einheit mit der Balladentradition des

Frank Sinatra beschimpfte ihn als «ranzig riechendes Aphrodisiakum».

Country bringen sollte. Zugleich provozierten die wellenartigen Bewegungen seiner Hüften kreischende Ekstase unter den Teenagerfans aus dem pruden Mittelstand – und laute Empörung bei den Sittenwächtern der Nation.

Doch nie provozierte der plötzlich zur Ikone von Gegenwart und Zukunft gewordene Elvis Presley zurück. Dass die Film- und Fernsehkameras vorerst nur seinen Oberkörper zeigten, akzeptierte er mit einem verlegenen Lächeln, und als Frank Sinatra ihn als «ranzig riechendes Aphrodisiakum» beschimpfte, reagierte er mit der gutgemeinten Bemerkung, «ein so bewundernswerter Mann» habe «das Recht auf freie Meinung».

So erwies sich der Tabubrecher aus der südlichen Unterschicht als «ein richtig angenehmer, guter Junge» («a real decent, fine boy»), wie Showmaster Ed Sullivan ein Jahr nach dem ersten Hit bilanzierte, als eine Figur kollektiver Identifikation, die selbstredend «wie alle anderen» den Wehrdienst ohne Privilegien durchlief und Millionen von Anhängern zu Hause mit Songs der nun schon bewährten Machart versorgte. Auf bewährten Bahnen ging es auch nach der Rückkehr aus Europa für Elvis weiter,

mit regelmässigen Studioaufnahmen und vielen durchaus erfolgreichen Filmen wie «G.I. Blues», «Wild in the Country» oder «Blue Hawaii», entlang der strategischen Konzeption seines Managers Colonel Parker folgend, der die Hälfte aller Tantiemen einstrich und als illegaler Einwanderer aus den Niederlanden einen Vorbehalt gegen die Risiken von Live-Tourneen hatte.

Ein gutes Jahrzehnt nach dem unvergessenen Auftakt der Sensationen war Elvis Presley am Ende einer unglücklichen Ehe 1968 Vater geworden und international unter den Hörern seiner Generation weiter beliebt, ohne mit den fortlaufenden Produktionen noch irgendwelche bemerkenswerten Erfolge zu landen. Niedergeschlagen traf er die einzige eigene Karriere-Entscheidung seines Lebens. Endlich wurde wieder eine Fernsehsendung mit von ihm ausgesuchten Liedern vor Live-Publikum aufgenommen, was die Kraft und Präsenz der Stimme wiedererweckte. Mit wahrer Rührung schrieben die Kritiker von der «emotionalen Grösse und historischen Resonanz» dieses Comebacks, weil es bewies, dass die neue kulturelle Form nicht verschwunden war. «Zu erleben, wie ein Mann zu sich selbst zurückfindet, das hat etwas Magisches.»

Als «König» der Popkultur, wie er nun hiess, hielt der wiedererstandene Elvis Konzertreisen durch die grossen amerikanischen Städte und mit regelmässigen Shows im «International Hotel» von Las Vegas Hof für seine Hörer. Stets begierig nach Sandwiches mit Erdnussbutter, Bananen und Bacon hatte er erheblich an Gewicht zugelegt, was der Thronmantel seiner schillernden Capes nie wirklich kaschierte; er schwitzte heftig auf der Bühne, verfehlte ab und an einen Ton, hatte aber auch einen gewinnenden Hauch von Selbstironie gefunden. Noch beim letzten Auftritt am 26. Juni 1977 in Indianapolis forderten die Zuhörer frenetisch ein da capo des am Ende vorgetragenen Songs «Are You Lonesome Tonight». Der Antwortsatz aus der Regie ist historisch geworden: «Ladies and gentlemen, Elvis has left the building.»

Als Elvis Presley eineinhalb Monate später auf dem Anwesen Graceland in Memphis starb, das er am Beginn seines Weltruhms für die Eltern gekauft hatte, ging nicht nur für meine Freunde und mich die Welt zu Ende, in der wir erwachsen geworden waren. Wie sollten wir leben, ohne sie mit Elvis zu teilen? Sein Todestag ist der 16. August 1977, und die Frage nach der exakten Todesursache hat nie eine definitive Antwort gefunden. Fest steht, dass die Abhängigkeit von Psychopharmaka, die er als «decent boy» im Gegensatz zu psychodelischen Drogen für harmlos hielt, den Körper von Elvis Presley ausgelaut und zerstört hatte.

Leonard Bernstein, der grosse Komponist und Dirigent klassischer Musik, ehrte den Toten als «grösste kulturelle Kraft des 20. Jahrhunderts». Jimmy Carter, damaliger Präsident

der Vereinigten Staaten, nannte Elvis Presley ein weltweites «Symbol» für die «Vitalität, die rebellische Energie und die Freundlichkeit des Landes», in dem er geboren war.

Und tatsächlich lassen uns diese drei Begriffe verstehen, wie Elvis, der Amerikaner – ganz ohne nationales Projekt – Popkultur als Lebensform erschaffen hatte. Dank der zarten Vitalität einer Stimme, die unabhängig von Inhalten und ohne Künstlichkeit mit den Schwingungen des eigenen Körpers die Körper seiner Hörer berührte und in Erregung setzte. Dank der Energie eines historischen Moments der Aufhebung und Entgrenzung von sozialen Spannungen,

Begierig nach Sandwiches mit Erdnussbutter, Bananen und Bacon hatte er erheblich Gewicht zugelegt.

den diese Stimme bis heute vergegenwärtigt. Und dank einer elementaren Zuwendung, deren körperliche Substanz sie ist.

Doch sollen wir die Stimme von Elvis Presley, die neue Kultur, die sie eröffnete, und das Jahrhundert, zu dem sie gehört, wirklich «amerikanisch» nennen, wie sein Präsident im August 1977 unterstellte? Ist diese Kultur nicht gerade ein Welterbe? Amerikanisch wurde das 20. Jahrhundert im Dezember 1917 mit dem Eintritt der USA in den Ersten Weltkrieg, den sie als neue Militärmacht zugunsten von Demokratie als sozialer Bewegung und politischer Form entschieden. Die Sequenz wiederholte sich Ende 1941 nach der amerikanischen Kriegserklärung gegen die faschistischen «Achsenmächte» und fand in der Implosion des Staatssozialismus ab 1989 ihr Ende.

Zuwendung statt Rivalität

Allerdings ist die Dominanz von Demokratie als sozialem und politischem Rahmen bis heute prekär geblieben. Derselbe Vorbehalt gilt gerade nicht für die Popkultur, wie sie als Kultur aus elementarer Sinnlichkeit, als Kultur mit Komponenten aller gesellschaftlichen Gruppen und als Kultur der freundlichen Zuwendung Mitte des 20. Jahrhunderts inmitten der Rivalitäten und Kämpfe des amerikanischen Südens entstanden ist. Sie mag das eine global gewordene und mithin entscheidende Erbe des 20. Jahrhunderts als eines amerikanischen sein, weil sich ihr gegenüber selbst nichtdemokratische politische Formen kaum zu isolieren vermögen – und weil sie keine anderen Kulturen ausschliesst.

Ihren Ursprung und ihre Kraft strahlt die Stimme von Elvis Presley in unserer Zeit so intensiv aus wie sonst nur noch die lebenden Bilder von Muhammad Ali aus Louisville in Kentucky, mit dem der Sport zu einem Teil der neuen Kultur wurde. Elvis und Ali, «der König» und «der Grösste», begegneten sich 1973 in Las Vegas und waren voneinander begeistert.

TV-Kritik

Aufeinander zugehen

Sylvie-Sophie Schindler

13 Fragen: Abrufbar in der ZDF-Mediathek und auf dem Youtube-Kanal der ZDF- «Heute»-Nachrichten. Neue Folgen alle zwei Wochen.

Komm raus aus deiner Bubble! Ja, ich sage du. Das tun wir hier alle. Keine Hierarchien. Auf Augenhöhe. Demokratische Debattenkultur. Sag deine Meinung. Ohne Cancel-Gefahr. Du kannst aussprechen. Jeder hört dir zu. Krass, oder? Kein Durcheinander wie bei «Anne Will» und Co. Kein Ich-habe-recht-Getue. Politiker? Müssen draussen bleiben. Bei «13 Fragen» diskutieren – stehend (!) in einer Graffiti-Kulisse – unter anderem Podcaster, Rapper, Mütter, Bäckermeister, Pornodarsteller. Und Journalisten – allerdings überproportional viele.

Da bitte nachbessern. Überhaupt darf die Gästerauswahl divers sein, konträrer besetzt. Allein: Noch ein Talk-Format, muss das sein? Wenn es gegen Spaltung hilft, immer her damit! Denn darum geht es dem ZDF hier: Statt Polarisierung werden Kompromisse gesucht. Man soll in der Debatte – aktuell: «Müssen wir alle Autokratien zukünftig boykottieren?» – über 13 Fragen zueinanderfinden. So gut es eben geht. Interaktivität wird grossgeschrieben, die Zuschauer sind aufgerufen mitzumischen. Was sie auf Youtube rege tun.

Kein Wunder, denn «13 Fragen» wurde als «Online first»-Format entwickelt. Und nicht fürs oldschool Fernsehen. Die erste Staffel startete im Herbst 2020, inzwischen läuft Staffel vier; Salwa Houmsi und Jo Schück moderieren abwechselnd – und ja, sie moderieren tatsächlich; kaum Suggestivfragen. Pro Sendung bewegen sich die sechs Teilnehmer, eingeteilt in zwei Gruppen, über ein gelb-grünes Spielfeld. Ihr Sport heisst: Sapere aude. Gute Sache das.



Film

Jumbo der Gefühle

Wolfram Knorr

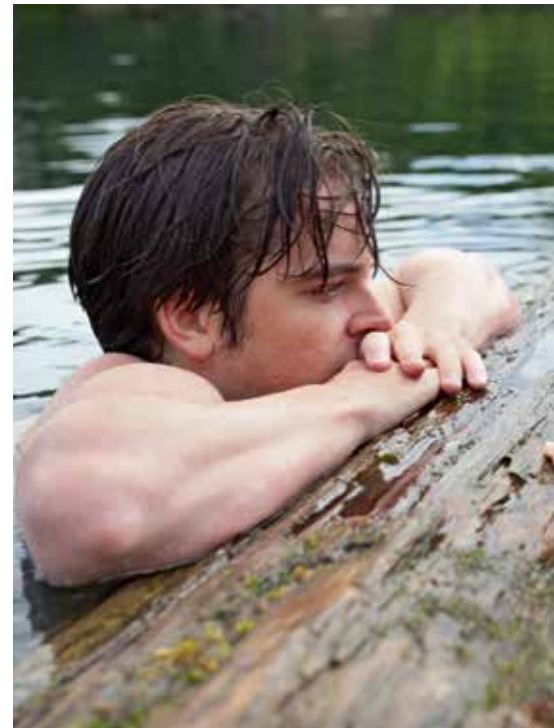
Coda (USA, 2021. Apple TV+):
Von Siân Heder. Mit Emilia Jones,
Marlee Matlin, Troy Kotsur, Daniel Durant

Auf einem schaukelnden Trawler vor der amerikanischen Atlantikküste plärrt das Radio «Something's Got a Hold on Me», und die siebzehnjährige Ruby Rossi (Emilia Jones) singt kräftig mit, während Bruder und Vater stumm das volle Schleppnetz aus dem Wasser ziehen, entleeren und sortieren. Die Rossis leben vom Fischfang, und Ruby ist in einer gehörlosen Familie eine sogenannte Coda, die Einzige, die nicht handicapiert ist. Deshalb muss sie täglich in der Herrgottsfrühe mit auf See und im Hafen Preise aushandeln. Danach in die Schule, die sie nur erschöpft bewältigt. Wegen des Fischgeruchs und der Familie wird sie von Mitschülern auch noch verspottet. Sie schämt sich für den Schulchor, um sich auf den Flügeln des Gesangs von der Schwerkraft der Gehörlosigkeit zu lösen. Ihre Familie mag sie keinesfalls im Stich lassen und lernt trotzdem für eine

*Vielleicht braucht es
in unseren finsternen Zeiten
solche Feel-good-Triebwerke.*

Musikakademie. «Coda» erhielt drei Oscars: für den besten Film, für den besten Nebendarsteller und für das beste adaptierte Drehbuch. Es waren die drei, für die er nominiert war.

«Coda» folgt einem bewährten Plot und gehört mit seinem hohen Klischee-Schleudergang zu den Prunkstücken des Gefühlskins: Mädchen (oder auch Junge) zappelt im Netz familiärer Zwänge (oder auch Vorurteile), möchte sich befreien, liebt aber auch die Familie. Coming-of-Age-Drama mit Hindernissen. Im erfolgreichen Brit-Film «Billy Elliot» (2000) tanzt der Filius eines sturen Gewerkschafts-Vaters wörtlich aus der Reihe, in «Coda» trägt Ruby enorme Belastungen auf dem Buckel, was den Emotionen eine besondere Dichte gibt: Gehörlose Fischer dürfen nicht alleine auf See, Ruby singt, die Eltern verlieren die Lizenz, Ruby entsagt ihrer Zukunft, verscherzt es sich mit ihrem Musiklehrer et cetera. Die Milieus, meist untere soziale Schichten, aber voller Herzlichkeit und Zusammenhalt, sind auch Abschlussschritte für den weltanschaulich unterfütterten Fortschritt (Du schaffst es). Ein Mainstream-Herz-Genre, und «Coda» gehört zu den Jumbos der Gefühle. Die Kontraste – Gehörlosigkeit, Rubys vokales Triebwerk – müssen extrem sein, damit der Ge-



Zwischen Fischfang und Gesang: «Coda».

fühlsrausch sich voll entfaltet. Man kennt die dramaturgische Rezeptur, es geht um Druck, wie bei den ersten Atomversuchen in jenen Kammern, in denen schweres Wasser unter Druck gesetzt wurde, bis die Moleküle immer dichter aufeinandertrieben und die Atome explodierten – und hier die Tränen fliessen.

Die Academy of Motion Picture Arts and Sciences hat bei ihren Oscars immer gerne kreative Schau-Werke über Polit- oder Seelenkonflikte in ihren Nominations-Oscar-Reigen aufgenommen, um zu demonstrieren, dass sie an Kunst sehr wohl interessiert ist; gewonnen in der Königskategorie (Bester Film) hat fast immer der Mainstream. Vielleicht dient die Kunst-Rücksichtnahme auch der Kritik, die was zum Prognostizieren hat und immer danebengreift (auch der Rezensent). Wie beim in diesem Jahr dutzendfach nominierten kühlen Spätwestern «The Power of the Dog» von Jane Campion. Gewonnen hat «Coda». Es gab genügend Branchen-Bedenkenträger, die im Vorfeld bei «The Power of the Dog» Kälte, Verslossenheit, also eine eher gewagte kommerzielle Tauglichkeit diagnostizierten. Und trotzdem wurde er zahlreich nominiert und fand auch mehr Beachtung als «Coda». Aber bei der begehrtesten Filmtrophäe geht es nun mal nicht um Kunstliebhaberei, sondern immer um PR, um eine möglichst breite Übereinstimmung, was den jeweiligen Film angeht. Harvey Weinstein setzte als erster Screenings in Seniorenheimen von Academy-Mitgliedern ein, organisierte dort Partys mit den Stars und liess unermüdlich bei den Alt-Mitgliedern anrufen.

Seit Streaming-Anbieter im Mittelpunkt stehen – wie in diesem Jahr – und die reinen Kino-



Pop Augenblick voller Ablenkung

Anton Beck

Machine Gun Kelly: *Mainstream Sellout*.
Bad Boy Entertainment / Interscope Records

Zurzeit erlebt der Pop-Punk ein Revival. Ein Phänomen der späten 1990er und frühen 2000er, das nun auch jüngere Generationen für sich entdecken – der wohl Bekannteste von ihnen nennt sich Machine Gun Kelly (MGK) und wurde eigentlich als Rapper berühmt. Dass er vor zwei Jahren zur E-Gitarre griff und mit «Tickets to My Downfall» (2020) die Nostalgie von Millennials besang, gab ihm nochmals einen Karriereschub.

Mit «Mainstream Sellout» bestätigt MGK nun, dass sein Genrewechsel die richtige Entscheidung war. Die Songs, die der 31-Jährige darauf präsentiert, enthalten nur das Nötigste: eingängige Gitarrenmelodien, einen lauten E-Bass, experimentierfreudige Drums und eine Prise Synths – ganz im Sinne der Pop-Punk-Bewegung um 2000. Lyrisch hat «Mainstream Sellout» hingegen einen ganz eigenen Dreh; MGK spricht Themen wie die Ungerechtigkeiten in der Musikindustrie ebenso an wie seine Probleme mit mentaler Gesundheit («5150», «God Save Me»).

Allerdings kann Machine Gun Kelly es nicht ganz unterlassen, den einen oder anderen Liebesong voller Klischees («Emo Girl») auf das Album zu packen, was auch der Hauptgrund für die Kritik am Album ist. Vielen sind Sätze wie «Nose pierced with the cigarette perfume. Half dead but she still looks so cute» einfach zu unspezifisch. Manchmal gehen die Themen verschiedener Songs ohne erklärlichen Grund sprunghaft ineinander auf – wenn etwa Alien-Verschwörungen sich in einzelne Zeilen zwischen Gefühlsschilderungen schleichen. Aufgrund solcher Schwachstellen ist «Mainstream Sellout» kein Album, das neue Maßstäbe setzen wird. Aber es ist solider, nostalgischer Pop-Punk, der hin und wieder sogar an MGKs Rap-Anfänge erinnert («ay!»). Vor allem solche Songs zeigen auch, dass Colson Baker, wie MGK eigentlich heisst, eine angenehm raue Stimme hat, die sich viel besser singend als rappend anhört.

Die interessante Frage, die «Mainstream Sellout» aufwirft, ist letztlich, wie viel Pop-Punk, wie viel antiautoritäre und pubertäre Gleichgültigkeit unsere Gegenwart noch verträgt. Wie viele schwärmende Liebesongs ohne tiefere Bedeutung. Vielleicht nicht mehr so viele wie noch vor zwanzig Jahren, womöglich aber genug, um vom Ernst der Weltlage einen Augenblick abzulenken.

produktionen («West Side Story», «Licorice Pizza» oder «Nightmare Alley») in den Hintergrund geraten, sind derartige Kampagnen aufwendiger und noch teurer geworden. «Coda» ist ein unabhängiger, mit geringem Budget gedrehter Indie-Film, der am Sundance Film Festival seine virtuelle Premiere hatte, sofort gefiel und von Apple TV+ für 25 Millionen Dollar gekauft wurde. Für die Oscar-Bewerbung soll eine achtstellige Summe investiert worden sein, nur wahrgenommen wurde «Coda» bislang kaum (Sundance blieb offenbar folgenlos). Die Netflix-Produktion «The Power of the Dog» dagegen wurde, laut dem Online-Portal *Deadline*, ziemlich massiv aufgerufen. Gebracht hat es nichts, Sieger wurde «Coda».

Erste zarte Liebe

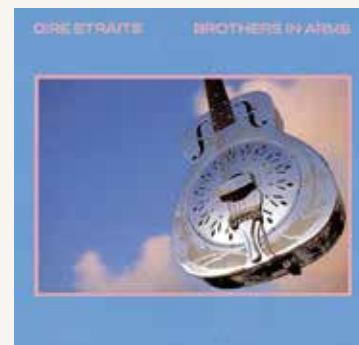
Man kann lange darüber spekulieren, warum der hochfavorisierte Film «The Power of the Dog» nur mit dem Regiepreis bedacht wurde, während das bescheiden nominierte Remake des französischen Films «La famille Bélier» (2014) Star der Oscar-Verleihung wurde. Vielleicht waren es nicht nur die Academy-Senioren in Aspen und Florida, die Rubys Selbstfindungskampf zwischen Familie und Ausbruch, zwischen Pennälergehässigkeit und erster zarter Liebe, zwischen Fischfang und Gesang einfach preiswürdig fanden – vor allem darum, weil (im Gegensatz zum Original) hier Gehörlose spielen. Regisseurin und Autorin Síán Heder machte die inklusive Darstellung zur Pflicht. Und das ist auch das Aufregendste an «Coda» – und vielleicht braucht es in unseren finsternen Zeiten sowieso solche Feel-good-Triebwerke.

Alben für die Ewigkeit

Dire Straits: *Brothers in Arms* (1985)

Richtig grosse Bands haben einen eigenen Klang. Dire Straits hatten ihn vom gleichnamigen Debütalbum an, mit dem herrlich swingenden «Sultans of Swing». Nebst einem soliden Groove vor allem geprägt durch den unglaublich warmen, mit den Fingern gepickten Gitarrensound Mark Knopflers. Ein Magier der Saiten.

Zum ganz grossen Wurf setzte die Gruppe aus London mit ihrem fünften Album «Brothers in Arms» (Waffenbrüder) an. Es zählt zu den meistverkauften Alben der Musikgeschichte. Auf der Suche nach dem besten Sound tüftelte die Band ein halbes Jahr an dieser Produktion. Sie gilt zugleich als erstes digitales CD-Album, was die längere Spieldauer – zehn Minuten



mehr als die herkömmliche Vinyl-LP – verdeutlichte. Erschienen 1985. Nummer 1 in fast allen Ländern weltweit.

Der bekannteste Song ist «Money for Nothing», mit Stings «I love my MTV»-Falsettstimme. Inhaltlich geht es um die Meinung eines einfachen Arbeiters über Rockstars, die «Kohle für nichts» und «chicks for free» bekommen. Aufgeschnappt wurden diese Statements von Mark Knopfler in einem New Yorker TV-Geschäft, wo auf allen Bildschirmen nur noch Musikvideos liefen.

Neben dem jahrmarktmässigen «Walk of Life» sticht vor allem das grandiose Titelstück hervor. Es wurde während des Falklandkriegs geschrieben und beschreibt dessen Irrsinn in bester Balladenform, gesungen von einem auf dem Schlachtfeld sterbenden Soldaten: «We're fools to make war / On our brothers in arms.»

Brandaktuell.

Chris von Rohr



Säkulares Doppelporträt: Johannes Cuspinian, Gattin Anna (beide 1502–03) von Lukas Cranach d. Ä.

Kunst Maler, Wirt, Bürgermeister Rolf Hürzeler

Cranach: Die Anfänge in Wien.
Sammlung Oskar Reinhart «Am Römerholz»,
Winterthur. Bis 12. Juni

Der junge Mann mit dem roten Hut schaut nach oben, als ob er die Erleuchtung suchte. Seine Frau neben ihm blickt etwas abwesend ins Leere und scheint vom Leben wenig zu erwarten. Dieses Doppelporträt der Eheleute Cuspinian steht im Mittelpunkt der Cranach-Ausstellung im Winterthurer Museum Reinhart, die zusammen mit dem Kunsthistorischen Museum Wien gestaltet wurde. Sie zeigt rund zwei Dutzend Gemälde und Druckgrafiken des Künstlers, stellt den jungen Cranach in den Kontext seiner Zeit und leuchtet gesellschaftliche Hintergründe aus.

Todesurteile im Hexenprozess

Cranach kam als junger Provinzler in die habsburgische Metropole, um seine künstlerischen Ambitionen im aufkommenden Humanismus zu verwirklichen. Das Cuspinian-Diptychon ist in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts als Auftragsarbeit in Wien entstanden. Der Maler Lucas Cranach (1472–1553) war aus der fränkischen Provinz angereist und im aufstrebenden

Bürgertum gelandet. Er suchte und fand bald Verbindungen zur Universität, von denen er wirtschaftlich und intellektuell profitierte: So durfte er seiner künstlerischen Tätigkeit nachgehen, obwohl ihm das als Zugezogenen ohne Zunftmitgliedschaft nicht zustand. Vor allem aber kam er mit Humanisten in Kontakt. Diese waren im Zeichen der Reformation ihren religiösen Vorstellungen verpflichtet; der Mensch stand für sie im Mittelpunkt, nicht mehr das Jenseitige.

Das säkulare Doppelporträt illustriert dieses Weltbild. Der Ehemann Johannes Cuspinian weist sich mit dem Buch und der Mütze als Doktor der Medizin und als Dichter aus. Die

In Wittenberg baute Cranach eine Werkstatt auf, aus der mehr als 5000 Gemälde überliefert sind.

Kopfbedeckung sowie die Knospe in der Hand der Frau belegen ihren weltlichen Stand als eine Verheiratete. Details im Hintergrund berichten von der damaligen Geisteswelt wie etwa der Ara neben dem weiblichen Kopf. Der brasilianische Vogel war eben erst entdeckt worden und lässt auf die Aufgeklärtheit der frisch Vermählten schliessen. Zahlreiche weitere, winzige Hinweise geben dem Betrachter Auskunft über die Gedankenwelt der Cuspinians. Eine gewitzte kuratorische Idee erleichtert einem den Zugang zu dieser kryptischen Zeichensprache: In einem Nebenraum zieht das Doppelporträt

in einer grossflächigen Videoprojektion wie ein Zeichentrickfilm vorbei. Man wähnt, selbst ein Teil der Cranach-Welt zu sein. Der kleine Lucas wuchs im oberfränkischen Kronach auf, daher sein Name Cranach in der Fremde. Er verstand es mit Geschick, sich stets in der Nähe der Reichen und Mächtigen zu bewegen, unterhielt Kontakt zu Dürer und Tizian. Cranach schaffte es gleich nach seiner Wiener Zeit als Maler an den kursächsischen Hof in Wittenberg. Später baute er dort eine Werkstatt auf, aus der mehr als 5000 Gemälde überliefert sind, ein merkantiles Unternehmen also. Cranach war zwar dem protestantischen Arbeitseifer seiner Zeit verpflichtet, übernahm aber auch gerne Aufträge katholischer Würdenträger. Der Künstler war zudem Drucker und Verleger, führte zeitweise einen Weinausschank. Als angesehenen Ehrenmann wirkte er als Bürgermeister und soll in dieser Funktion Todesurteile in einem Hexenprozess unterschrieben haben. Die Verbrennung der vier Verurteilten dokumentierte er in einem Holzschnitt gleich selbst. Seine humanistische Weltsicht war zu jenem Zeitpunkt etwas getrübt.

Grimmiger Löwe

Die Vielseitigkeit von Cranach belegen im Vergleich zu den weltlichen Werken die sakralen: «Büssender Heiliger Hieronymus» zeigt den frühen christlichen Kirchenmann kniend mit einem Stein in der Hand vor einem Jesus am Lattenkreuz. Die von Dürer inspirierte allegorische Szene spielt sich in einer üppigen Fantasie-Landschaft ab, im Hintergrund sind verschneite Berggipfel erkennbar. Hieronymus soll als radikaler Gläubiger mitunter sein Temperament nicht im Zaum gehalten haben und ist vielleicht deshalb als Büsser in Szene gesetzt.

Jedenfalls ist dem Mann mit dem struppigen Bart anzusehen, dass mit ihm nicht zu spassen war. Davon zeugt auch ein grimmiger Löwe in seinen Diensten. Setzte Cranach mit seinen Cuspinian-Porträts auf Menschlichkeit, manifestiert sich bei «Hieronymus» das Bedrohliche der Zeit – Gewalttätigkeit im Angesicht des leidenden Gottessohnes.

Die Winterthurer Ausstellung bietet einen wohldokumentierten Zugang zum jungen Cranach. Dazu gehören ergänzende Werke anderer Künstler wie das Bildnis eines Mannes mit roter Mütze von Hans Schäufelein. Oder ein Doppelbild des bis heute unbekanntes «Oberrheinischen Meisters» mit einem Bürger und dem Tod als seinem Begleiter aus dem Basler Waisenhaus. Diese Gemälde unterstreichen im Vergleich mit Cranachs Werken, wie dieser den Zeitgeist der Renaissance verstanden und künstlerisch umgesetzt hatte.

Klassik

Aktualität der «Matthäus-Passion»

Manuel Brug

Raphaël Pichon, Chor und Orchester
Pygmalion: Bach. Matthäus-Passion.
Harmonia Mundi.

«O Haupt voll Blut und Wunden.» Raphaël Pichon, auch mit 37 Jahren immer noch der grossäugig blickende Wunderknabe der französischen Barockmusik, mag sich gar nicht wirklich ausmalen, was das gegenwärtig eben auch bedeutet. «Ich mag da aus einer bequemen Position heraus keine vorschnellen Analogien ziehen, das verbietet sich einfach», sagt er. «Aber natürlich zeigt mir das gegenwärtige Weltgeschehen auch, wie aktuell Bach mit seiner «Matthäus-Passion» ist, und das hat im Grunde gar nicht so sehr mit dem christlichen Glauben zu tun. Denn die Geschichte, die hier erzählt wird, ist einfach universell.»

Und so soll seine Neueinspielung des grossen, bekenntnishaften Werks keine feierliche Verkündigung von oben herab sein. Sie ist rasch,

Zu Bach zurückzukehren, ist für Pichon und seine Instrumentalisten wie ein Familientreffen.

flüssig, erzählerisch. Aber sie hat die grellen Farben eines frischen Gemäldes, denn hier geht es um ein Rennen um Leben, um Vergebung und Auferstehung, den Drang nach Menschlichkeit. Und Bachs einzig mögliche Antwort ist die Liebe zu Gott, um unser Schicksal anzunehmen und das Opfer Jesu zu würdigen.

Schnell gerät Raphaël Pichon ins Schwärmen über die vielen Dimensionen dieser Musik, die beiden Chöre und Orchester, hin- und hergeworfen zwischen entrücktem Choral und szenischem Kommentar, Kontemplation und Direktheit: «Hier geht es ganz unmittelbar auch um die räumliche Geografie von Musik, um einzelne Persönlichkeiten als Protagonisten, die Reaktionen der Allgemeinheit auf deren Tun, ja um Solidarität zwischen den Gruppen. Es ist alles ganz fluid. Und so soll es auch klingen, vorwärtsstürmend und wahrhaftig.»

Hungrig nach Geschichten

Zu Bach zurückzukehren, ist für Raphaël Pichon und sein Instrumentalisten- wie Chorensemble Pygmalion, das sich sehr schnell an die Spitze der historisch informierten Originalklangbewegung musiziert hat, wie ein Familientreffen. «Qualitäts- und Familienzeit ist uns Bach-Zeit. Diese praktischen Er-

fahrungen wollen wir nun in seinem Spitzenwerk mit einem Maximum von Menschen teilen. Sie sollen erleben, wie wir neue Perspektiven kreieren, wie wir Bachs Erbe durchdringen und damit umgehen. Die Leute sind so hungrig nach Geschichten, und es ist so schön, welche zu erzählen. Mit Bach ist das eigentlich ganz einfach, weil er eines der besten dramatischen Genies war, die bis heute aktuelle Vorgänge glaubhaft erzählen konnten. Das ist wie eine uralte orale Tradition, wunderbar, dass die hier weitergeht.»

Wie ein Geschenk

«Heute eine Studio-CD zu machen, ist total anders als früher», sagt Pichon. «Man soll nur das machen, was man in diesem Moment teilen will und muss. Wir haben fünfzehn Jahre lang genau auf diesen Moment hingearbeitet, als ein-

Wir fördern das
«Lesen ohne
Stromverbrauch»!

SCELLENBERGGRUPPE
+41 44 953 11 11
schellenberggruppe.ch

zigartige Gruppe von Musikern, inmitten der Pandemie wurde uns das noch mehr bewusst. Wir haben alle unsere Erfahrungen zusammengekommen, und es hat sofort klick gemacht. Dass wir dann so wenig Zeit für die Aufnahme hatten, war fast wie ein Geschenk, das diesen Prozess noch einmal intensiviert hat.»

So ist eine rhetorisch spannungsvolle, dabei sehr flexible, flinke, aber nie gehetzte «Matthäus-Passion»-Einspielung entstanden. Mit wunderbaren Sängern, Julian Prégardien als Evangelist und Stéphane Degout als Christus. Zudem sind Pichons Frau Sabine Devieille und Hana Blazikova als Soprane, die altsatte Lucile Richardot und der Countertenor Tim Mead, die Tenöre Reinoud Van Mechelen und Emiliano Gonzalez Toro sowie der Bass Christian Immler mit von der Partie.

Jazz

Tanz auf dem Hochseil

Peter Rüedi

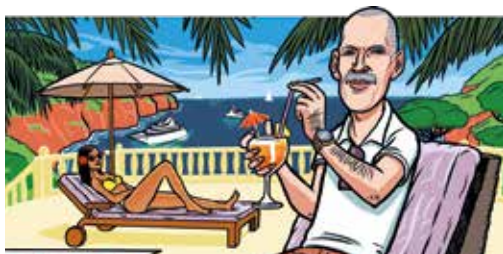
Mark Turner (Jason Palmer, Joe Martin,
Jonathan Pinson): Return from the Stars.
ECM 2684 3842871

Improvisierte Musik im Quartett ohne ein Harmonieinstrument, ohne Piano, Gitarre, Akkordeon et cetera, ist ein Hochseiltanz ohne Sicherheitsnetz. Dem Gewinn an Freiheit entspricht das Risiko. Von den beiden Melodieinstrumenten, wenn es sich denn wie beim Quartett des Tenorsaxofonisten Mark Turner mit dem Trompeter Jason Palmer um die «klassische» pianolose Besetzung mit zwei Hörnern plus Rhythmusgruppe handelt, setzt das ein besonderes inniges gegenseitiges Verständnis voraus: viel Struktur im Zusammenspiel und eine plausible Verklammerung von komponierten und improvisierten Teilen.

Vom Bassisten (in dem Fall Turners langjähriger Partner Joe Martin), auf dessen harmonischem Fundament alles gebaut ist, verlangt es eine auch physisch markante Präsenz. Vom Drummer aber, hier dem *rising star* Jonathan Pinson (kaum zwanzig, schon Zusammenarbeit mit Herbie Hancock, Wayne Shorter, Greg Osby und davor in jüngsten Jahren Schüler von Billy Higgins, dem Schlagzeuger von Ornettes legendärem frühem Quartett), ist eine gesteigerte Geistesgegenwart und Musikalität gefordert. All dies potenziert, wenn der eine oder andere Bläser mal länger allein nackt mit der Rhythmik kommuniziert.

Da gibt es kein Verstecken und kein Schummeln, jeder Hänger, jede Durststrecke wird gnadenlos offenbar. Mit einem Satz: Dieses Quartett praktiziert auf dem Album «Return from the Stars», nach «Lathe of Heaven» (2014) das zweite bei ECM, die denkbar schlankste, konzentrierteste und inspirierteste improvisierte Kammermusik. Turner, Jahrgang 1965, ist ein Tenorist, dem in seinem Spiel das Kunststück gelingt, die Stilistik zweier scheinbar weit auseinanderliegender Vorbilder zu einer eigenen Tonsprache zu verschmelzen, den Lyrisismus des «coolen» Warne Marsh mit dem hochenergetischen Expressionismus eines John Coltrane. Jason Palmer (geb. 1979) bläst seine Trompete mit einem offenen, klaren, strahlenden, sehr konturierten Ton. Im Zusammenspiel (viel Unisono, viele parallel geführte Passagen, gelegentlich geradezu tänzerische Polyfonien) entsteht eine sehr eigene Klang-Alchemie. Eine sehr flexible, sehr durchsichtige, sehr offene Musik. Viel Freiraum – von allen, befeuert durch Pinsons brillantes Schlagzeug, wohlbedacht genutzt.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein Groupie

Mark van Huissing

Vor wenigen Wochen wurde «It's a Shame about Ray», das fünfte Album der Lemonheads, neu aufgelegt anlässlich des 30. Jahrestags (mit Bonus-Material). Bevor Sie aussteigen, weil Sie meinen, eine Musik-Nerd-Spalte angefangen zu haben – *hang on*, bleiben Sie dran, es kommt anders, ich versprech's.

1992 war das Jahr der Alternative-Rock-Bands, Nirvana belegten mit «Nevermind» Platz 1 der amerikanischen Billboard-200-Charts. Die Lemonheads, im Grunde ein Kollektiv wechselnder Musiker um einen damals jungen Mann mit Namen Evan Dando, waren nicht ganz so erfolgreich. Aber sie hatten internationales Renommee (*New Yorker*). Teils wegen ihrer kurzen, geraden, *easy-going*, sonnigen und doch zweifelnden Songs. Teils weil ihr Sänger, Gitarrist und hauptsächlich Liederschreiber als *sexiest musician* der Generation X galt.

Ich wurde erst im Folgejahr aufmerksam auf den hübschen Rocker mit Surfer-Blondhaar aus angesehener Bostoner Familie (*daddy's rich*, Wirtschaftsanwalt, *mummy's beautiful*, Ex-Model) und sein Œuvre – meine damalige Freundin hatte mich erleuchtet. Ferner hatte sie Evan eine Nacht lang, sagen wir, «Gesellschaft geleistet» nach seinem Auftritt in der Roten Fabrik. Darf man das eigentlich, dem Partner Namen früherer Liebhaber/One-Night-Stands mitteilen? MvH antwortet darauf mit den Worten des tatverdächtigen Gutverdieners aus deutschen Krimis, wenn ihn der TV-Kommissar fragt, ob er im Bild war, dass seine Frau ein Verhältnis mit dem Ermordeten hatte: «Ersparen Sie mir Ihre kleinbürgerlichen Moralvorstellungen.»

So was verbindet (also nicht mit meiner damaligen Freundin, sie verliess mich wenig später),

die Laufbahn des heute 55-jährigen Lemonhead habe ich weiterverfolgt. Musikalisch lieferte er nicht mehr sehr viel (drei Lemonheads-Alben plus zwei mit Coverversionen sowie eine Solo-LP). Doch als *lady's man* war Evans Ausstoss beachtlich: Man sah ihn mit nacktem Oberkörper auf dem Cover der *Spin*-Magazin-Ausgabe «Sex in the '90s» zungenküssend mit Adrienne Shelly, einer Schauspielerin. Und im Video zu «It's about Time» knutschte er mit Angelina Jolie in einem offenen Auto.

Im richtigen Leben traf er Courtney Love (mit ihrem verstorbenen Mann Kurt Cobain war er befreundet), mit ihr soll er aber nichts gehabt haben. Dafür mit der Freundin eines anderen Kumpels – «Wir waren Freunde, bis ich mit seinem Girl schlief», erzählte er einem *New York Times*-Journalisten über Johnny Depp, dessen Mädchen zu dieser Zeit Kate Moss war. 1996 in Glastonbury, einer englischen Open-Air-Musikveranstaltung, wurde er ausgebuht, als er zwei Stunden verspätet auftrat. Seine Erklärung, anschliessend veröffentlicht im *Guardian*: Er sei mit zwei Frauen, einem Supermodel und einer Sängerin, im Bett gewesen sowie mit einer Tüte Heroin. (Das Model, Rachel Williams, und die Sängerin, Alice Temple, waren zu der Zeit ein Paar – aber wenn Evan Dando dazwischenkommt . . .)

Bereits 1993 stand vorne auf dem *New Musical Express* unter einem Bild von Björk und Evan: «Venus and Dopehead» (Drogenkopf). Seither galt er als Anwärter für die Mitgliedschaft im Klub der toten Sänger, doch er überlebte

«Darf man das eigentlich, dem Partner Namen früherer Liebhaber/One-Night-Stands mitteilen?»

hartnäckig alle Vorhersagen betreffend sein frühzeitiges Ende. Auch nicht stattgefunden hat die richtig grosse Karriere. Was ihn kaum stört, so sieht's aus. Als Schüler habe er davon geträumt, eine Band zu haben und davon Miete und Essen zahlen zu können – «und das tue ich seit zwanzig Jahren, ich bin rundum zufrieden» (*Guardian* von 2006), ein Slacker halt. Gegenwärtig mietet er ein Mobilheim in Mondrian-Farben auf Martha's Vineyard, einer schicken Insel vor Cape Cod, Massachusetts. Er soll weiter eine glückliche Hand mit Anlagen haben, sie hätten sich erfreulich entwickelt

(sonst hätte er das Geld ohnehin nur für Drogen ausgegeben). Und regelmässig trudle ein «80 000-Dollar-Cheque aus Nowheresville», aus dem Blauen, ein, etwa nachdem seine «Mrs. Robinson»-Version im Film «The Wolf of Wall Street» gespielt wurde.

Geht gar nichts mehr, geht er auf Tour. Jetzt mit seinem neuaufgelegten alten Album «It's a Shame about Ray»; am 8. Mai singt er die dreissigjährigen Lieder im «Exil» in Zürich.



UNTEN DURCH Rente für Prominente

Linus Reichlin

Wenn ich Leuten erzähle, dass ich nicht die normale AHV-Rente, sondern die sogenannte Prominenten-Rente bekomme, kriegen die meisten sofort einen grünen Kopf vor Neid. Sogar mein Freund Bruno sagte: «Wieso bekommst du 3980 Franken AHV, obwohl die Maximalrente 2390 Franken ist?! Das ist eine Sauerei!» Ich sagte: «Warst du schon mal im Fernsehen oder ich, hä?! Überleg mal! Wenn du im Fernsehen gewesen wärst und nur die Maximalrente bekommen würdest, würde ich dir recht geben, dann wäre das eine Sauerei. Aber dich haben sie eben noch nie zu einer Talkshow eingeladen, und deshalb brauchst du dich nicht zu wundern, dass du nur eine Arme-Leute-Rente kriegst!»

Was glauben eigentlich die kleinen Leute, wer sie sind! Wieso sollte denn irgendein pensioniertes Gymnasiallehrerchen oder Zahnärztchen dieselbe AHV-Rente kriegen wie ich, der auf der «Liste der Persönlichkeiten aus Aarau» steht, und zwar auf Wikipedia? «Wahrscheinlich hast du dich selbst auf diese Liste gesetzt», sagte mein Freund Bruno, der in seiner Jugend Kommunist war, wen wun-

dert's! Er wusste schon damals, dass sein Name bei Google dereinst nur zwei Einträge generieren wird, die sich noch dazu auf einen anderen Bruno Gugler beziehen, der vor zwei Jahren verstorben ist. Zu meinem Namen gibt es – «Schluck mal besser eine Beruhigungspille», sagte ich zu Bruno – 62 000 Einträge! Ab 50 000 Einträgen kann man bei der zuständigen Ausgleichskasse einen Antrag auf die «Eidgenössische AHV-Vorzugsrente für Prominente und Prominenten-Witwen» stellen. Man muss eine Menge Formulare ausfüllen und Dokumente einschicken: Da geht alles mit rechten Dingen zu. Im Formular 24B/31 – «Nachweis der Prominenz» – musste ich zum Beispiel ankreuzen, wie oft ich im Fernsehen aufgetreten bin. Die Teilnahme als Studiozuschauer bei Kochshows (z. B. «Die Küchenschlacht») galt ausdrücklich nicht als Fernsehauftritt, sonst hätte sich ja auch Bruno anmelden können, dem ich mal zum Geburtstag ein Studio-Ticket geschenkt hatte. Man musste zudem Fotos einreichen, auf denen der Antragsteller «mit anderen Prominenten in einer Situation zu sehen ist, aus der erkenntlich wird, dass es sich nicht um ein sog. Fan-Selfie mit einem Prominenten handelt».

Ich schickte ein Foto ein, auf dem ich mit dem prominenten Brandenburger Tor in Berlin zu sehen bin. Unter das Foto schrieb ich: «Ich und das Brandenburger Tor auf einer Jetset-Safttour durch die Promi-Kneipen der Reichen und Schönen Berlins, zu denen ich gehöre». Aufgrund der Aktenlage wurde ich schliesslich als «Prominenter 3. Grades» eingestuft, und als solcher erhält man eben die erwähnten monatlichen 3980 Franken der AHV-Vorzugsrente.

«Und all die anderen», sagte Bruno, «die ihr Leben lang hart gearbeitet haben, bekommen 1590 weniger, nur weil sie mit dem Brandenburger Tor nicht auf Du sind? Findest du das denn nicht auch ungerecht?» Keineswegs. Was ich hingegen ungerecht finde, ist, dass zum Beispiel Stephan Klapproth, wie mir zugetragen wurde, nach seinem Antrag auf Promi-Rente als «Prominenter 1. Grades» eingestuft wurde, sodass er in zwei Jahren bei seiner Pensionierung satte 4560 Franken abkassieren wird. Der Fehler liegt im System: Im Fernsehen wird man natürlich automatisch viel prominenter, als wenn man sich schreibend auf die «Liste der Persönlichkeiten

aus Aarau» hochgearbeitet hat. Es wäre Aufgabe der Ausgleichskassen, diese schreiende Ungerechtigkeit durch eine differenzierte Definition des Begriffs «Prominenter» zu beseitigen. Aber so ist das Leben: Alle sind gleich, aber manche sind gleicher, und unter denen, die gleicher sind, gibt es eben welche, die noch gleicher sind.



FRAUEN

Maya Forstater, Vorkämpferin

Julie Burchill

Seit sich die Suffragette Emily Wilding Davison 1913 unter das Rennpferd des Königs warf, ist der Feminismus in Grossbritannien nie mehr so sehr Teil des Mainstreams gewesen wie heute. «Kann eine Frau einen Penis haben?», lautete die Schlagzeile auf der Titelseite der *Daily Mail*. Auslöser dafür waren die logischen Aussetzer in der Labour Party, in der alle von ihrem Präsidenten «Sir» Keir Starmer (der sich als Ritter identifiziert) abwärts behaupteten, ein Mann könne eine Frau sein (und deshalb in Frauen vorbehaltene Bereiche von Sport bis Toiletten eindringen), auch wenn er über hundertprozentig funktionsfähige männliche Genitalien verfüge.

Die drei Galionsfiguren der «Respect my sex if you want my X»-Bewegung, die verlangt, dass Politiker Frauen als Frauen ernst nehmen, wenn sie gewählt werden wollen, sind Caroline Ffiske, Heather Binning – und Maya Forstater. Maya ist eine prominente Vorkämpferin dafür, dass Tatsachen stärker sind als Gefühle. Sie tut dies auf der Insel der «Terfs», was die Abkürzung ist für «Trans-Exclusionary Radical Feminism», das Schimpfwort von Transmenschen für Feministinnen, die bei ihrem Kampf für Frauenrechte Transfrauen nicht

miteinschliessen und von denen es in Grossbritannien zum Glück einige gibt.

Maya sieht harmlos aus und hat eine sanfte Stimme, ist aber eine knallharte Kämpferin für Wahrheit und Gerechtigkeit. 2018 wurde sie als Beraterin eines gegen Armut in der Dritten Welt kämpfenden Think-Tanks entlassen, weil sie getweetet hatte, Männer würden nicht automatisch Frauen dadurch, dass sie dies sagten. Als sie mit Crowdfunding gegen ihren ehemaligen Arbeitgeber klagte, fand der Hashtag #IStandWithMaya in den sozialen Medien viel Beachtung und wurde sie von J. K. Rowling unterstützt.

Bei ihrer neusten Kampagne geht es darum: Wenn Politiker glauben, Frau zu sein, entspreche das nur einem Gefühl; sie sollten von echten Frauen nicht gewählt werden. Es entbehrt nicht der Ironie, dass die Suffragettenführerin Emmeline Pankhurst einst ihres Geschlechts wegen nicht Mitglied der von Keir Hardie frischgegründeten Labour Party werden konnte. Und nun entlarvt Maya Forstater Keir Starmer's Labour Party als nach wie vor sexistische Partei, die im Lauf der letzten hundert Jahre nichts dazugelernt hat. Eines hat sich freilich geändert: Damals hatten Frauen kein Stimmrecht; heute haben wir es, und dank Forstater und ihren Freundinnen werden wir mit Stolz unseren Wahl- zum Denkkettel machen.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



«Und? Haben Sie schon eine bahnbrechende Erfindung zum Thema Wohnungsnot gemacht?»



THIEL

Saustall

Prosaiker: Ich versuche, im Hexameter zu schreiben. Daktylen und Trochäen bringe ich zustande, aber ein Spondeus gelingt mir nicht.

Poet: Das liegt daran, dass der Spondeus aus zwei langen Silben besteht: taataa. Und Wörter mit zwei benachbarten, langen Silben sind in unserer Sprache selten, weil stets nur die Stammsilbe betont wird. Das ist schade, denn gerade der Spondeus verleiht dem Hexameter Erhabenheit. «Saustall» zum Beispiel ist ein Spondeus.

Prosaiker: Das klingt doch nicht erhaben.

Poet: Vom poetischen Standpunkt aus gesehen, schon. «Saustall» ist aus zwei einsilbigen Wörtern zusammengesetzt, weswegen zwei betonte Stammsilben nebeneinanderstehen. Zudem besitzt es mit «au» einen Diphthong, der dem Wort einen besonderen Klang verleiht.

Prosaiker: Trotzdem klingt es nicht erhaben.

Poet: Das Problem sind die Konsonanten «Sstill». Das S von «Sau» ist zwar ein stimmhaftes S, weshalb «Sau» sehr weich klingt. Dagegen wirkt der Zischlaut «St» in «Stall» hart und kalt. Und das doppelte «l» verkürzt das zweite «a» so stark, dass uns «Saustall» als Trochäus erscheint, also nur taata anstatt taataa, wie es der Spondeus verlangt.

Prosaiker: Da ist nichts zu machen.

Poet: Doch. Da es sich bei «Saustall» um ein zusammengesetztes Wort handelt, lässt sich die zweite Silbe leicht ersetzen durch ein weicherer einsilbiges Wort wie «Saal». Damit gewinnen wir nicht nur ein längeres «a», sondern auch ein alliterierendes, stimmhaftes S am Anfang beider Silben. «Sausaal» ist ein Spondeus mit Diphthong und Alliteration. Das hat Würde. Deshalb klingt «Sausaal» erhaben.

Prosaiker: Und weshalb denke ich dabei ans Parlament?

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Schloss der Karibik

Eine bulgarische Gräfin liess den Traum in Weiss vor Jahrzehnten auf St. Croix bauen. Bald kann man das Anwesen mieten.



Deckengewölbe in Himmelblau: der kleine Palast auf den amerikanischen Jungferninseln.

Sie war dreimal verheiratet und – zumindest in ihrer Heimat – ein Star. In den achtziger Jahren bezog Gräfin Nadia Navarro-Farber auf der karibischen Insel St. Croix ihr Schlösschen, das sie im maurischen Stil, an leicht erhöhter Lage hatte errichten lassen. Es bietet sechs Schlaf-, sechs Badezimmer und ein Deckengewölbe in Himmelblau mit Wolken verziert. Mitten im Salon steht eine spektakuläre Säule in der Form einer Blume, deren Petalen das Gebäude zu tragen scheinen.

Günstige Immobilien

Die Extravaganzen im Innern des kleinen Palastes passen zur Hausherrin. Die 1914 im bulgarischen Plevan geborene Navarro-Farber studierte in Deutschland Gesang, war in ihrer Heimat Operettensängerin und Schauspielerinnen; 1942 spielte sie, noch bevor das Land unter sowjetische Besatzung kam, eine Hauptrolle im Film «Izpitanie».

Später heiratete sie den spanischen Diplomaten Graf de Navarro und konnte sich von da an Gräfin nennen. Die beiden wohnten in Monte Carlo. Der Graf starb 1949, und die Witwe wanderte nach Amerika aus, wo sie sich

1953 mit ihrem zweiten Ehemann, Sid Farber, vermählte. Farber war ein Immobilien-Unternehmer, der in seiner Heimat Long Island ab 1950 Tausende von Häusern für Familien mit bescheidenem Einkommen baute.

Leidenschaftliche Philanthropin

Mit ihm zusammen entwarf die Gräfin, die acht Sprachen beherrschte, aber auch das Domizil auf St. Croix, der grössten der amerikanischen Jungferninseln, wo sie jeweils vier Monate des Jahres verbrachte. Ihr dritter und letzter Ehemann – Nadia Navarro-Farber starb 2014 97-jährig – hiess ebenfalls Farber, Yuri mit Vornamen, und war angeblich Sids Neffe.

Navarro-Farber war als leidenschaftliche Philanthropin bekannt, die vor allem Gesundheitsorganisationen und Spitäler finanziell unterstützte. Sie setzte sich aber auch für kulturelle Anliegen ein. Sie hatte Häuser in New York und Monte Carlo.

Jetzt kaufte der einheimische Unternehmer John Alexander das fabelhafte Anwesen in der Karibik für 9,5 Millionen Dollar. Er plant, das Schloss für Anlässe, aber auch für Feriengäste zu vermieten.

Raymond Fein

Als Moderator der Sendung «Traumpaar» war er vor 30 Jahren zu Gast in den Schweizer Stuben. Heute tourt der Zürcher als Pianist und Berater durchs Land.

Weltwoche: Ein Motto von Ihnen lautet: «Leidenschaft lässt sich nicht pensionieren.» Welche Leidenschaften haben Sie im Alter von 71 noch?

Raymond Fein: An erster Stelle gehört meine Leidenschaft unseren beiden Kindern. Ich bin ein später, glücklicher und stolzer Vater und geniesse, wie sich unsere Tochter und unser Sohn entwickeln und ihr Leben meistern. Meine längste Leidenschaft gilt dem Boogie und dem Blues. Es vergeht kein Tag, an dem ich nicht spiele, komponiere oder texte. Und übrigens esse ich auch täglich Käse! Und schliesslich fahre ich leidenschaftlich gern mit meinem Heinkel-Kabinenroller aus, einer Rarität aus den sechziger Jahren.

Weltwoche: Sie haben als Teil des Boogie-Woogie-Duos Che & Ray Berühmtheit erlangt, über 700 000 Tonträger verkauft und diverse Auszeichnungen bekommen. Geben Sie noch Konzerte?

Fein: Ja, aber seit 2005 nicht mehr mit Che, sondern in verschiedenen Formationen, mit hochkarätiger Besetzung, zum Beispiel als «Die drei Pianöre». Im 2020 wären es 42 Auftritte gewesen, wenn uns Corona nicht einen Strich durch die Rechnung gemacht hätte. Jetzt zieht es erfreulicherweise wieder an!

Weltwoche: Sie sind ja auch Jurist. Welche Projekte verfolgen Sie noch neben der Musik?

Fein: Ich bin nach wie vor intensiv als Kommunikationsberater und Coach tätig und betreue grosse Unternehmen, KMU und Startups, aber auch rund fünfzig Einzelpersonen wie Anwälte, Unternehmensberater oder CEOs. Diese coache ich zum Beispiel in Auftritts- oder Verhandlungskompetenz. Hier hat Corona eher positive Auswirkungen gehabt: Weil die Bereitschaft zum Online-Coaching grösser geworden ist, sind noch mehr Kunden aus dem Ausland dazugekommen.

Weltwoche: Kunst zählt auch zu Ihren Aktivitäten. Wie sind Sie dazu gekommen? Und wo holen Sie für Ihre Bilder die Inspiration und die Ideen her?

Fein: Schon im Gymi zeichnete ich Comics und erschuf eigene Figuren. Das Thema «Design» hat mich dann auch als Textilkaufmann fasziniert. Heute male ich zum Ausgleich, ich schätze daran das Ruhige und Intime. Ich spachtle abstrakt, mit Acryl. Die Sujets entwickle ich vorzu in meiner Fantasie, oder sie haben mit meinen Tätigkeiten zu tun.

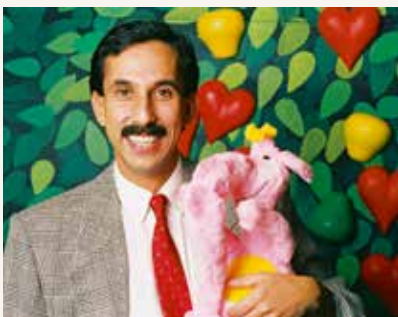
Weltwoche: Wie lebt es sich, wenn man als ehemaliger TV-Moderator nicht mehr so stark in der Öffentlichkeit steht?

Fein: Durch meine Konzertauftritte und durch die Workshops bin ich ja gewissermassen immer noch eine öffentliche Person. Dass ich nicht mehr in den Medien bin, stört mich nicht, damit lässt es sich gut leben. PR in eigener Sache brauche ich nicht.

Weltwoche: Wie beurteilen Sie die gegenwärtige Medien-Landschaft?

Fein: Ich sehe drei Probleme: Die Internet-Welt dürfte nicht anonym sein; dann gäbe es mehr Niveau, beim Inhalt und bei der Form. Und weil heute alle das Mobiltelefon immer dabei haben und wir global vernetzt sind, besteht eine Reiz- und Informationsüberflutung, so dass es immer schwieriger wird, zwischen Gut und Schlecht beziehungsweise zwischen Wahr und Falsch zu unterscheiden. Und drittens: Das Erfolgsrezept der Schweiz sind nicht die extremen Positionen, sondern die vernünftige Balance von «liberal» und «sozial». Ich verstehe zum Beispiel nicht, warum die SVP permanent auf die SRG losgeht. Sollen wir denn noch mehr dekadenten RTL-Schmarren schauen wie «Love Island» oder «Dschungelcamp»? So habe ich mir auch überlegt, ob ich der *Weltwoche* ein Interview geben will. Aber «Gesprächsverweigerung» ist aus kommunikativer Sicht ja eine Bankrotterklärung. Daher plädiere ich für eine informative, frische und zeitgemässe, aber eben auch korrekte und respektvolle Kommunikationskultur.

Michael Baumann



«Mehr Niveau»: Moderator Fein, mit «Schnüfeli» 1988 und heute.

Der 71-jährige Zürcher Raymond Fein moderierte von 1987 bis 1993 die beliebte Sendung «Traumpaar» im Schweizer Fernsehen. Zwischen 1975 und 2005 trat er mit seinem Schulkameraden Jean-Marc «Che» Peyer als Boogie-Woogie-Duo Che & Ray auf.



Junge Köche

Restaurant Stüva, Hotel Yscla, Dorfstr. 73,
A-6561 Ischgl. Telefon + 43 5444 5275.
Montags geschlossen

Der häufigste Werdegang eines jungen Kochs führt im Idealfall über Stationen bei grossen Meistern und irgendwann dann vielleicht auf den Posten eines Küchenchefs oder Pächters des eigenen Restaurants. Auf dem Teller geht es dann darum, aus den bisher ausgeübten fremden Stilen einen eigenen zu kreieren.

Der Höhepunkt einer Kochkarriere liegt in meinen Augen darin, eine unverwechselbare Handschrift zu kreieren, aber es gibt nur wenige Kulinarikkünstler, denen dies am Ende wirklich gelingt. Ein besonderer Fall in dieser Auslegeordnung ist der junge Österreicher Benjamin Parth, den ich seit einigen Jahren immer wieder in Ischgl besuche und der mich fasziniert wegen



seiner unabhängigen Eigenwilligkeit. Parth machte zwar seine Lehre bei einem Grossen der Gastronomie im deutschen Sprachraum, bei Heinz Winkler in Aschau im Chiemgau, wo er die Grundlagen seines Handwerks lernte. Danach aber übernahm er gleich die Verantwortung im «Hotel Yscla», dem Betrieb seiner Familie.

Dort hat er einen ganz eigenen, unverwechselbaren Stil entwickelt, einen geschmackvollen packenden Minimalismus, bei dem sich etwa ein Stück kurzgebratener Saibling mit Kartoffel-

püree und Enzianschaum schon genug ist. Ein Langostino wird mit der feinen Schärfe von Curry und der fruchtigen Süsse von Mango gepaart, und ein fleischiger, saftiger Steinbutt schmeckt in Kombination mit einem Austern-Tatar, Rindermark und einer Yuzu-Orangensauce auf der Basis eines Fonds von Schalentieren und Austern jodig, gehaltvoll und gleichzeitig frisch. Und der knusprig gebackene Kalbskopf mit Champagneressig-Schaum und grünen Spargeln ist schlicht Weltklasse im Kleinformat.

2019 wurde Benjamin Parth mit erst dreissig Jahren «Koch des Jahres» im «Gault Millau», und die Hingabe und Leidenschaft, mit der er zum einen sein Gourmetrestaurant «Stüva» pflegt und gleichzeitig die anderen Restaurants im sympathischen Viersternehotel weiterentwickelt, ist erstaunlich.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

Schiefers Schiefer

Uwe Schiefer: Blaufränkisch vom blauen Schiefer. Burgenland (Eisenberg) 2017. 13%. Vinothek Brancaia, Zürich. Fr. 24.90 (bis 24. 4., danach Fr. 29.80). www.vinothek-brancaia.ch Blaufränkisch Burgenland 2017 (ebenda). Fr. 16.80 (bis 24. 4., danach Fr. 19.80)

Zu den Grundregeln des Journalismus gehört, dass man mit Namen keine Scherze treibt. Aber was, wenn sich die von selbst einstellen? Präsentiert ein Winzer namens Schiefer einen Wein, dessen Etikett «Blaufränkisch vom blauen Schiefer» verheisst, kommt mir unweigerlich ein Inserat in den Sinn, in welchem die Dermatologische Poliklinik des Universitätsspitals Basel Mitte der Achtziger anzeigte, Herr Professor Rufli übernehme demnächst von Herrn Professor Schuppli die Leitung des Instituts. Nil nisi bene. Warum soll ein Metzger, der Metzger heisst, ja selbst ein Chirurg dieses Namens sein ehrliches Handwerk nicht ausüben?

Im Ernst: Bevor Uwe Schiefer auf den blauen Schiefer am südburgenländischen Eisenberg kam, arbeitete er als Kellner und Sommelier in Restaurants wie dem angesehenen



Wiener «Steirereck». Da mag der eine oder die andere wiederum an unglückliche Beispiele von Literaturkritikern denken, die der Teufel reitet, Romane zu verfassen, die sie in ihrem früheren Metier nicht einmal verrissen hätten. Allein, in Schiefers Fall war es nicht blinder Ehrgeiz, sondern wahre Leidenschaft, die ihn 1990 zum Winzer werden liess, und zwar zu einem ausgesprochen puristischen. Sein Betrieb in Welgersdorf, etwas nördlich des tonig-lehmig-schieferigen buchstäblichen Eisenbergs, wo er mit Vorliebe steile Lagen und alte Reben pflegt und reaktiviert, umfasst inzwischen 22 Hektaren. Dort, am eisernen Berg, aber auch an ein paar Nebenschauplätzen wie im benachbarten ungarischen Grenzgebiet, am Leithaberg (Neusiedler See) oder im Mittelburgenland (Lutzmannsburg). Sein heisser

Enthusiasmus gilt hauptsächlich der coolen, herzwarmen österreichischen Premiumsorte Blaufränkisch. Von Spitzenlagen am Eisenberg, Reihburg und Szapary, kommen seine renommiertesten Weine, aber auch welche, die, mit der gleichen rigorosen Zurückhaltung produziert, zu bescheideneren Preisen erste Qualität garantieren. Etwa der genannte «Blaufränkisch vom blauen Schiefer», in der Ausgabe 2017 ein Musterbeispiel der Sorte. Und für Schiefers Maxime «Weniger ist mehr». Grosse Finesse (Kirschen, Brombeeren etc.), etwas pfefferiger Pfiff, solide, aber ungemein charmante Struktur mit blütenduftenden Ober- und tiefen Untertönen (Veilchen, Tabak, Lakritz). Und, versteht sich (das Eisen, der Schiefer!), eine Mineralität und Salzigkeit.

Besonders hat es mir auch die «Basisvariante» «Blaufränkisch Burgenland» 2017 angetan mit ihrer jugendlichen Frische und Würze, explosiven Frucht und knackigen Mineralität. Dabei immer unverkennbar die Stammqualitäten der Sorte, die blaufränkische Noblesse. «Too young to go steady»: nicht für die Ewigkeit, aber immerhin für ein paar Jahre gebaut.

Italienisches Drama

Alfa Romeo verleiht seiner ausgezeichneten Limousine Giulia als «Estrema» einen besonderen Auftritt in Schwarz.



Man kann den Italienern ein gewisses Talent zum feininszenierten Drama nicht absprechen, auch wenn das natürlich eine ungebührliche Verallgemeinerung darstellt. Aber allein schon der Besuch einer Oper von Giuseppe Verdi oder auch nur einer von Italienern mit Herzblut betriebenen Pizzeria in Zürich sind gute Belege für die Eingangsthese, wie ich finde.

Aufgestellt habe ich sie nach einer anregenden Testfahrt mit dem neuen Alfa Romeo durch das Zürcher Oberland. Mit der Modell-Variante «Estrema» bringt der Turiner Hersteller ein wenig mehr Drama in seine Angebotspalette und erweitert die Baureihen Giulia und Stelvio um ein Sondermodell, das sich optisch und fahrtechnisch abheben soll.

Mein Testwagen, ganz in dramatischem Schwarz gehalten, dazu mit Elementen aus Kohlefaser – etwa bei den Aussenspiegel-Gehäusen oder dem charakteristischen «V» im Kühlergrill – versehen, ist schon optisch ein Statement. Schwarze Bremssättel und Leichtmetallfelgen im 19-Zoll-Format in dunklen Farben unterstreichen den Drang zu einem besonderen Auftritt.

Im Inneren des Wagens setzt sich diese Stilrichtung mit dem ganzen italienischen Gespür für Gestaltung wunderbar fort. Kohlefaser-elemente als Dekoreinlagen, Akzente aus der wildlederähnlichen Alcantara-Faser sowie kontrastierende rote Ziernähte vervollständigen das Gesamtbild einer Limousine, die in ihrem Segment immer schon eine Sonderstellung eingenommen hat. Nun aber ist die Giulia Estrema

endgültig etwas ganz Besonderes. Und natürlich wurde auch an die Freunde der italienischen Oper gedacht: Ein Audiosystem von Harman Kardon mit vierzehn Lautsprechern sorgt bei Bedarf für eine eindrucksvolle Klangbühne.

Dazu sind die Estrema-Modelle mit einem selbstsperrenden mechanischen Differenzial an der Hinterachse ausgestattet, was den Grip etwa beim Herausbeschleunigen aus Kurven verbessert; aber meine Giulia ist kein Auto für die Rennstrecke wie das Modell Quadrifoglio, sondern steht vielmehr für eine Art ideale Balance aus optisch überzeugendem Auftritt und sanft dynamisierten Fahreigenschaften.

Mit dem 210 PS starken Dieselmotor ausgestattet, zieht die Giulia mit eleganter Vehemenz durch die Kurven den Bachtel hinauf, das Auto wirkt dank einer aktiven Federung und der elektronischen Chassis-Kontrolle jederzeit souverän und gut ausbalanciert, was nur unterstreicht, dass die Mittelklasse-Limousine von Alfa Romeo immer schon ein ausgezeichnetes Fahrzeug gewesen ist. Als «Estrema» bekommt die Giulia dazu ein besonderes Mass an italienischem Charakter dazu.

Alfa Romeo Giulia Estrema 2.2 Diesel Q4

Motor/Antrieb: 4-Zylinder-Turbodiesel, 8-Gang-Getriebe, Allradantrieb; Hubraum: 2,2 Liter; Leistung: 210 PS/154 kW; max. Verbrauch (WLTP): 5,7–5,3 l / 100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 5,2 Sek.; Preis: noch nicht bekannt



OBJEKT DER WOCHE

Wie Verstappen oder Hamilton

Formel-1-Simulator von Axsim
Ab ca. 50 000 Franken

Näher komme man nicht an das wahre Fahrgefühl heran, verspricht der Hersteller. Geschwindigkeitsrausch, Griffigkeit, G-Belastung – im Formel-1-Simulator von Axsim bleibt nichts auf der Strecke. Er ist ein High-End-Spielzeug der obersten Hubraumklasse. Axsim, ein Spin-off der britischen Firma Cranfield, die seit 25 Jahren auch Kampffjet-Simulationen entwickelt, bietet den virtuellen Rennwagen in drei Versionen an. Im günstigsten Modell, «Motion» (39 900 Pfund), nimmt man die Fahrbewegung, die Vibrationen und Unebenheiten auf der Rennstrecke wahr. Bei der Ausführung «Full Motion» (59 900 Pfund) spürt man zusätzlich die Reifentraktion. Der Typ «Full Motion + G-Force» (99 900 Pfund) geht noch einen Schritt weiter. Es kommt dank pneumatischer Module und Airbags das Druckgefühl, das beim Beschleunigen, in Kurven oder beim Bremsen auf den Körper wirkt, hinzu.

Das Chassis kann bei allen Varianten nach dem persönlichen Geschmack angefertigt werden, der Sitz wird wie bei Hamilton oder Verstappen auf den Körper angepasst, Steuerrad und Pedale sind ebenfalls an derselben Stelle angebracht wie bei den Echten. Was will der Hobby-Rennfahrer mehr? Nun, die eingebaute Software erlaubt es ihm, auf jedem Formel-1-Kurs der Welt, der per Laser auf den Millimeter genau eingescannt wurde, im Wagen seiner Wahl – von vintage bis modern – und mit einer Rundumsicht mit drei Bildschirmen virtuell Gas zu geben. Informationen: axsim.racing. Benjamin Bögli



Auf allen Kanälen: Rash Sakem und Youtuber Zeki Bulgurcu.



Führte durch den Abend: Moderatorin Nicole Berchtold.



«Solidarität»: Regierungsrätin Natalie Rickli, Partner Frank Eisenhut.



Im Einklang: Sänger Michael von der Heide (r.) und Designer Willi Spiess.



Wiederssehen der ehemaligen Magistraten: Moritz Leuenberger überreichte Adolf Ogi den Preis.

BEI DEN LEUTEN

Freude herrscht!

«Das Zelt» feierte in Zürich die Jubiläumsgala zum 20. Geburtstag, und Adolf Ogi erhielt den «Prix de Joie».

Thomas Renggli

Fünf Ehrendokortitel und eine Ehrenprofessur hat **Adolf Ogi** schon in seinem Palmarès. Seit vergangenem Sonntag ist er um eine Auszeichnung reicher. Aus den Händen seines früheren Bundesratskollegen **Moritz Leuenberger** erhält er den erstmals verliehenen «Prix de Joie». «Freude herrscht!», kommentiert Ogi an der Seite seiner Gattin **Katrin** und bedankt sich bei den «Zelt»-Gründern **Adrian** und **Cathrine Steiner** für die Anerkennung, dass er mit seinem Schaffen nicht nur politische Spuren hinterlassen habe, sondern den Menschen auch positive Gefühle, Motivation und Aufbruchstimmung habe vermitteln können: «Gerade in der jetzigen Zeit ist es ganz wichtig, dass man den Optimismus und das Lachen nicht verliert.»

Der Abend wird zu einem gelungenen Potpourri aus zwei Jahrzehnten Show und Entertainment – und die Prominentendichte erinnert schon fast an die Oscar-Shows. Die **Büetzer Buebe** greifen in die Gitarrensaiten, **Fabian Unteregger** und **Divertimento** in die Comedy-Kiste. Die ewige Miss Schweiz **Christa**

Rigozzi outet sich als «Rocker-Queen – ohne Wenn und Aber», und **Jonny Fischer** kennt «Das Zelt» so gut, dass er selbst im Dunkeln den Weg zu den Toi-Toi-WC findet.

Die Preisübergabe regt die eine oder den anderen an, darüber nachzudenken, wem sie (oder er) einen Preis übergeben würde. Die hochschwangere Komikerin **Stéphanie Berger** zögert keine Sekunde: «Meinem zwölfjährigen Sohn **Julian**.» Die Zürcher Gesundheitsdirektorin **Natalie Rickli** schliesst die gesamte Bevölkerung in ihre persönliche Award-Verleihung ein: «Die Menschen haben während der Pandemie extrem gut mitgemacht und eine bewundernswerte Solidarität gezeigt.» Wirtschaftsmann **Heinz Karrer** würde seinen alten Freund **Art Furrer** auszeichnen: «Für sein touristisches Lebenswerk.»

Der Star des Abends aber bleibt **Adolf Ogi**. Mit dem «Prix de Joie» in den Händen erinnert er sich an die Geburtsstunde seines «Freude herrscht!». 1992 habe er damit dem Astronauten **Claude Nicollier** für dessen Flug ins All gratuliert. Ehre, wem Ehre gebührt.



Hochkarätig: Zürcher Stadtrat Filippo Leutenegger (2.v.l.), Freundin Manuela Gorini (l.), Ex-CS-Chef Urs Rohner mit Partnerin Nadja Schildknecht.



Entspannt: Big-Band-Idol Pepe Lienhard, Gattin Christine.



Bühnenerprobt: Schlangenfrau Nina Burri, Freund Marco Desimoni.



In Zürich: Walliser Slalom-Star Ramon Zenhäusern.



Gern gesehene Gäste: Linda Föh mit Gatte Marco Dätwyler.



Mittendrin: Magier Peter Marvey in Begleitung der zauberhaften Daniela.



In Erwartung: Komikerin Stéphanie Berger.



In Form: Musiker Pino Gasparini, Unternehmer Hausi Leutenegger.

Z – wie bei Zorro



Erkennungsmerkmal des Überfalls.

Symbole werden erfunden, um in einer universell verständlichen Sprache auf etwas Bestimmtes hinzuweisen. Manchmal werden sie angeeignet und mit einer neuen Bedeutung aufgeladen. Oft haben die Zeichen etwas Mystisches, weil ihre Bedeutung ungeklärt ist und sie ein Eigenleben entwickeln. Der Buchstabe Q etablierte sich als Insigne von Qanon, einer Gruppe rechtsextremer

Verschwörungstheoretiker. In eine ähnliche Kategorie gehört das Z, welches auf russischen Armefahrzeugen, Fahnen und T-Shirts zum Kennzeichen des Überfalls auf die Ukraine wurde. Diese neue Zuschreibung hat die Versicherung Zurich veranlasst, ihr Icon aus den Social-Media-Kanälen zu entfernen. Die Bedeutung des prorussischen Symbols ist unklar. Der letzte Buchstabe des lateinischen Alpha-

bets existiert nicht im Kyrillischen. Es könnte sein, dass es für «za pobedu» steht, «für den Sieg». Eine weitere Interpretation lautet, dass es für «zapad» steht; «Westen». Es erinnert definitiv an Zorro, der mit dem Degen seine Gegner markiert.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, ich habe gelesen, dass junge Leute heute weniger Sex haben als die Generationen zuvor. Stimmt das? A. B., Aarau

Es ist ein wenig ein Hin und Her. Es gibt immer wieder Zeiten, in welchen man sagt, dass die Jugendlichen viel früher Sex hätten, dann wiederum heisst es, dass jüngere Generationen viel später Sex hätten. Dann heisst es mal, dass sie viel offener seien im Vergleich zu ihren Eltern, ein andermal, dass sie viel verklemmter seien als ältere Generationen. Man liest und hört eigentlich alles, und es gibt sicher auch alle Entwicklungen.

Vor nicht allzu langer Zeit wurde eine Studie veröffentlicht, die erklärte, dass Jun-

gen das Thema Treue wieder viel wichtiger geworden sei. Dass sie wieder verbindlicher seien in Beziehungen, sich einlassen würden auf eine Partnerschaft. Etwa zeitgleich wurde eine Studie publiziert, die aufzeigte, dass jüngere Generationen viel flexibler, diverser und offener seien im Vergleich zu ihren Eltern und dass sie viel mehr daran interessiert seien, Sex mit einzelnen Menschen zu haben anstatt mit Menschen bestimmter Geschlechter.

Nun, ich glaube, dass es unter dem Strich plus/minus ähnlich bleibt. Jugendliche sammeln im Durchschnitt etwa ab sechzehn Jahren ihre ersten sexuellen Erfahrungen. In der Praxis erlebe ich auch, dass die Fragen mehr oder weniger dieselben bleiben. Man «unterstellt» den Jungen zwar, dass sie viel mehr

kennen und tun, weil sie mit vielen entsprechenden Wörtern um sich schmeissen. Aber in der Realität wissen sie eben doch auch nicht mehr als andere Generationen zuvor. Denn aus meiner Sicht werden Kinder und Jugendliche immer noch zu wenig gut aufgeklärt. Es wäre aber sehr wichtig, ihnen eine gute Aufklärung zu bieten, die auch Lust und Freude an der Sexualität beinhaltet und nicht nur alle Risiken thematisiert, die mit Sex verbunden sind.

Dania Schifitan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – guter Sex ist Übungssache» erschien im September bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

Ernst Meier

Der ewige ZSC-Präsident blickt dem Abschied aus dem Zürcher Hallenstadion mit Wehmut entgegen – und wühlt mit Freude in seiner Anekdotensammlung.

Ernst Meier verkörpert den ZSC und das Stadtzürcher Eishockey wie kaum ein Zweiter. Und der Ort, an dem er zum Mittagessen einlädt, ist für Sportfreunde mit romantisch-historischem Flair an Attraktivität nicht zu überbieten: das Restaurant «Blume» in Schwamendingen, wo der Schlittschuh von Arno Del Curto, das Trikot von Ari Sulander, der Stock von Auston Matthews und eine original signierte Autogrammkarte von Wladimir Krutow zu bewundern sind. Am vergangenen Sonntag feierte Meier mit seiner Frau Susi im Kreis seiner besten Freunde den achtzigsten Geburtstag.

In Meier macht sich in diesen Tagen auch leise Sentimentalität breit. Das letzte Saisonspiel des ZSC, der immer noch Schweizer Meister werden kann, hat in einer Beziehung wirklich ultimative Bedeutung. Es wird nach 71 Jahren die *Dernière* im Oerliker Hallenstadion sein – ab kommendem Herbst geht die Geschichte der ZSC Lions in der neuen Swiss Life Arena in Altstetten weiter: «Dann sind wir ein halber Aargauer Klub», sagt Meier lachend.

In der «Blume» in Schwamendingen blickt er nochmals zurück – und allein die spontanen Erinnerungen an seine persönlichen Highlights sind von grossem Unterhaltungswert.

— «1959 spielte beim ZSC ein kanadischer Stürmer namens Dave Maguire. Er war einer der Ersten in der Schweiz, die die Kunst des *slapshot* perfektionierten. Als er von der blauen Linie wuchtig abzog und dem gegnerischen Torhüter keine Chance liess, durchschlug der Puck das Tornetz. Zunächst verweigerte der Schiedsrichter den Treffer. Doch als ich mit meinen Kollegen in der Nordkurve lautstark brüllte und protestierte, kontrollierte der Referee das Tornetz und fand prompt ein Loch. Der Treffer zählte.»

— «In der ersten Saison nach dem Zusammenschluss mit dem Grasshopper Club verfolgte ich im Winter 1998 ein Heimspiel gegen den SC Bern neben Walter Frey und dessen Frau Barbara. Plötzlich näherte sich ein SCB-Fan und wollte Frey ein Bier über den Kopf leeren. Ich wehrte ihn ab – mit dem Resultat, dass sich der Gersten-saft über meine Frau ergoss. Darauf packte ich den Rabauken am Wickel – und musste mich am



«Der Treffer zählte»: ZSC-Legende Meier.

nächsten Tag im *Blick* als «Würger vom Hallenstadion» bezeichnen lassen.»

— «Legendär war die Verpflichtung von Wladimir Krutow zu Beginn der 1990er Jahre. Dabei kommt mir nicht nur der Sieg gegen das «Grande Lugano» 1992 in den Sinn, sondern auch die verspätete Lohnzahlung. Mit dem damaligen Finanzchef Luzi Stamm hatte sich Krutow auf einen Lohn von ungefähr 120 000 Franken geeinigt – sowie einen Franken Bonus für jeden Zuschauer, der im Vergleich zur Vorsaison mehr kommen würde. Bei uns ging dieser Vertragspassus vergessen – nicht aber bei Krutows Frau Nina. Sie führte Buch – und kam im Nachhinein auf eine ausstehende Lohnsumme von 15 860 Franken. 2001 woll-

ten wir Krutow anlässlich einer Benefizveranstaltung für die ZSC-Junioren einen Check in dieser Höhe übergeben. Doch der Russe winkte ab – und bestand auf Barzahlung. Grund: Zu Hause hätte er das Geld versteuern müssen. Also schickten wir den Finanzchef unserer Sponsorenvereinigung zur Bank und überreichten Krutow das Geld in einem Umschlag.»

Ernst Meier lacht zufrieden, wenn er in seinen Erinnerungen schwelgt. Ab nächster Saison ist das Hallenstadion als Eishockeyarena Schnee von gestern. Meier aber wird seinem Herzensklub ewig treu bleiben – auch in Altstetten. Von Walter Frey hat er zwei Karten auf Lebzeiten erhalten.

Thomas Renggli

In der Lauerposition

Die ehemalige Bundesrätin Ruth Metzler sieht in der Ostschweizerin grosses Potenzial. Wir haben uns mit der 29-jährigen Mitte-Politikerin unterhalten.

Marcel Odermatt

Vertreter der Mitte-Partei stehen im Verdacht, dass sie immer zu Kompromissen bereit sind und sich ständig um den Ausgleich bemühen. Sarah Bünter, ehemalige Präsidentin der Jungen Mitte und momentan Mitglied des Parteipräsidiums, gehört nicht zu ihnen. Klar, redegewandt und mit Charme erklärt die 29-Jährige ihre politischen Überzeugungen.

Trotz ihres jungen Alters verfügt die passionierte Rennvelofahrerin und Hobbykünstlerin über eine lange politische Erfahrung. Ihre ersten Schritte machte sie als Kassiererin der CVP Stadt Frauenfeld. Später amtierte die gebürtige Thurgauerin als Präsidentin der Jungen Mitte Schweiz. Studiert hat sie internationale Beziehungen an der Universität St. Gallen. Dazu absolvierte Bünter ein Lehrprogramm in Wirtschaftsjournalismus. Heute arbeitet sie als Junior Consultant bei der PR-Agentur Furrerhugi in Zürich, mit dem Hauptaugenmerk auf Gesundheits- und Finanzthemen.

«Ewige Opferrhetorik»

Politisch stehen für die Ostschweizerin im Moment dagegen die Sozialwerke im Fokus – genauer die Abstimmung am 25. September 2022. Dann entscheidet das Volk voraussichtlich über die AHV-Reform. Das Parlament votierte im Dezember für die Anpassungen. Gewerkschaften haben gegen die Neuerungen das Referendum ergriffen. Kernstück der Vorlage stellt die Erhöhung des Rentenalters der Frauen auf 65 Jahre dar. Mitte-Präsident Gerhard Pfister bezeichnet den Urnengang im Herbst als «wichtigsten Entscheid der laufenden Legislatur». Eine Einschätzung, die Bünter teilt: «Wenn wir nichts unternehmen, steht die AHV im Jahre 2045 mit rund 200 Milliarden Franken Schulden da.» Die Reform sei deshalb unbedingt notwendig, und es sei richtig, dass die Frauen ihren Beitrag leisten würden. «Wir leben länger als Männer, beziehen somit auch länger AHV, zahlen aber weniger ein. Ich sehe nicht ein, warum das Rentenalter nicht angeglichen werden soll.»

Gar nichts anfangen kann sie mit den Argumenten der Linken. «Frauen sind in ihrer Logik



«Sie denkt weiter»: Ex-Magistratin Metzler.

Ruth Metzler, 57, sass für die CVP (seit 2021: Mitte-Partei) von 1999 bis 2003 im Bundesrat. Heute ist sie Präsidentin und Mitglied von Verwaltungs- und Stiftungsräten. Über Sarah Bünter sagt sie: «Mich beeindruckt ihr Engagement und dass sie sich auch mit gesellschaftsrelevanten Themen beschäftigt, die nicht nur einfach gerade <hip> sind. Sie denkt weiter und sieht die Zusammenhänge. Sie fordert jüngere Menschen, vor allem die Frauen, auf, Verantwortung zu übernehmen und sich zu engagieren. Sie ist eine Persönlichkeit, die realistische Lösungen sucht und nicht nur Probleme bewirtschaftet oder Kritik übt.»

immer die Opfer und brauchen Unterstützung. Diese ideologische Verblendung und die ewige Opferrhetorik sind fatal. Wir müssen doch die heutige Situation betrachten. Wenn wir sehen, was junge Frauen für Wege einschlagen, dann stimmt mich das sehr positiv. Wir dürfen unseren Grossmüttern und Müttern dankbar sein, denn sie haben viel dafür geleistet. Es geht nun aber darum, Reformen für die Zukunft zu machen und nicht für die Vergangenheit.» Interessant, dass die Ostschweizerin einen Bogen zur Covid-19-Pandemie macht: «Während dieser Zeit zeigten sich

die jungen Menschen in diesem Land sehr solidarisch mit der älteren Generation, verzichteten auf vieles.» Im September könnten die Babyboomer etwas zurückgeben und sich solidarisch mit den Jungen zeigen. Damit auch sie künftig auf eine solide Altersvorsorge zählen könnten.

Mehr Gemeinschaftsgefühl

Solidarisch und Solidarität sind überhaupt Wörter, die Bünter immer wieder braucht. So spricht sie sich für die Einführung eines allgemeinen Bürgerdiensts aus: «Ich bin für einen Service Citizen, also für einen obligatorischen Dienst an der Gemeinschaft, welchen beide Geschlechter leisten.» Das würde das Gemeinschaftsgefühl stärken, was gerade in einer Krise wie der gegenwärtigen wichtig sei. Wenn sie nochmals zwanzig Jahre alt wäre, würde sie Militärdienst leisten. «Das wäre sicher eine wertvolle Erfahrung. Ausserdem hat die Armee mit Viola Amherd eine ausgezeichnete Chefin», sagt sie schmunzelnd.

Bünter steht zu 100 Prozent hinter ihrer Partei. Dabei hat sie es ihr nicht gerade einfach gemacht. «Seit ich auf der Welt bin, verlieren wir Wähleranteile.» Trotzdem ist sie überzeugt, dass sich die Mitte-Partei auf dem richtigen Weg befindet. Insbesondere, weil sie das C ablegte und sich umbenannt hat. Die gläubige Katholikin war eine klare Befürworterin dieses Schritts. «Wir sind eine Werte-Partei, unabhängig, welcher Konfession man angehört. Darunter verstehen wir Freiheit, Solidarität und Verantwortung.» Wer diese Inhalte teile, solle sich angesprochen fühlen, unabhängig, ob er gläubig sei oder nicht.

Auf die nächsten politischen Ziele angesprochen, ist für Bünter klar: Oberste Priorität hat die Abstimmung über die Altersvorsorge. «Dafür setze ich mein ganzes Engagement ein.» Nächstes Jahr möchte sie in St. Gallen für den Nationalrat kandidieren. Kein leichtes Unterfangen, denn mit Bauernpräsident Markus Ritter und Tourismus-Verband-Chef Nicolo Paganini besetzen zwei Platzhirsche die beiden Mandate der Partei. Die Herausforderin nimmt es gelassen: «Ich bin geduldig und warte auf meine Chance. Es werden sich Möglichkeiten ergeben, da bin ich mir sicher.»



«Wir dürfen unseren Grossmüttern und Müttern dankbar sein»: Polit-Talent Bünler.

Silvia Götschi, Krimiautorin

Die Innerschweizerin fürchtet sich vor der Verrohung der Gesellschaft; sie glaubt an ausserirdisches Leben; bei ihrem ersten Mal lief der Song «If You Leave Me Now».

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Silvia Götschi: Die Mutter. Sie leistet Gewaltiges; die Erwartungshaltung an sie ist enorm. Oftmals bewegt sie sich zwischen Erziehung, Haushalt, Beruf und Karriere, muss zudem gut aussehen, fit und gesund und in der Gesellschaft präsent sein.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Götschi: Nicht im Streichelzoo.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Götschi: Genug, um entspannt zu leben.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Götschi: Vor der Verrohung und Verblödung der Gesellschaft, vor der Vereinsamung und der Gleichgültigkeit.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Götschi: Gestern beim Schreiben meines dreiundzwanzigsten Kriminalromans. Ich bin dann jeweils so sehr in meine Geschichten vertieft, dass ich Fröhliches und Trauriges leidenschaftlich miterlebe.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Götschi: Anstand, Feingefühl, Aufmerksamkeit, Mannsein.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Götschi: Ein Mann oder eine Frau, der/die fähig ist, Bundesrat/Bundesrätin zu sein. Niemand, der sich selbst profiliert, sondern jemand, der die Anliegen des Volkes vertritt.

Weltwoche: Wie werden Sie von Ihren engsten Freunden genannt?

Götschi: Silvia.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Götschi: Dass es ein Leben vor dem Tod gibt – ich fordere mehr Lebensfreude! Und ich glaube auch, dass es viele Leben ausserhalb unseres Universums gibt.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Götschi: Diejenige mit dem gesündesten Menschenverstand.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Götschi: Ich glaube an eine Schöpfung und an das Gute im Menschen – vielleicht verbirgt sich dahinter Gott.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Götschi: Vor gefühlt hundert Jahren. Ehrlich



«Grundehrlich»: Schriftstellerin Götschi, 64.

jetzt, ich erinnere mich, dass die Band Chicago «If You Leave Me Now» sang.

Weltwoche: Welche Waffen haben Sie zu Hause?

Götschi: Die Waffen einer Frau und eine Wasserpistole.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Götschi: Von einer Winterreise in den Norden und vom Polarlicht, von Island, wo die unheimlichsten Krimis herkommen.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Götschi: Darüber mache ich mir einstweilen keine grossen Gedanken.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Frühlingsabend verbringen?

Götschi: Mit dem Komponisten und Musiker Hans Zimmer. Ein Genie, dessen Filmmusik mich beim Schreiben stets begleitet.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Götschi: Allein meine Vorstellungskraft kann mich in einen Rausch versetzen.

Weltwoche: Was ist der beste Ratsschlag, den Sie je bekommen haben?

Götschi: Die Freiheit nur bis dahin auszukosten, wo sie beim anderen beginnt.

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin einen Seitensprung verzeihen?

Götschi: Nein, denn Monogamie ist die reinste Form der Liebe – oder, was ich nicht weiss . . .

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Götschi: Weil ich im Winter gern einen Wollpullover trage.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Götschi: Subventionen für Hausfrauen und Mütter.

Weltwoche: Wann lügen Sie?

Götschi: Nur im Notfall. Ich bin ein grundehrlicher Mensch.

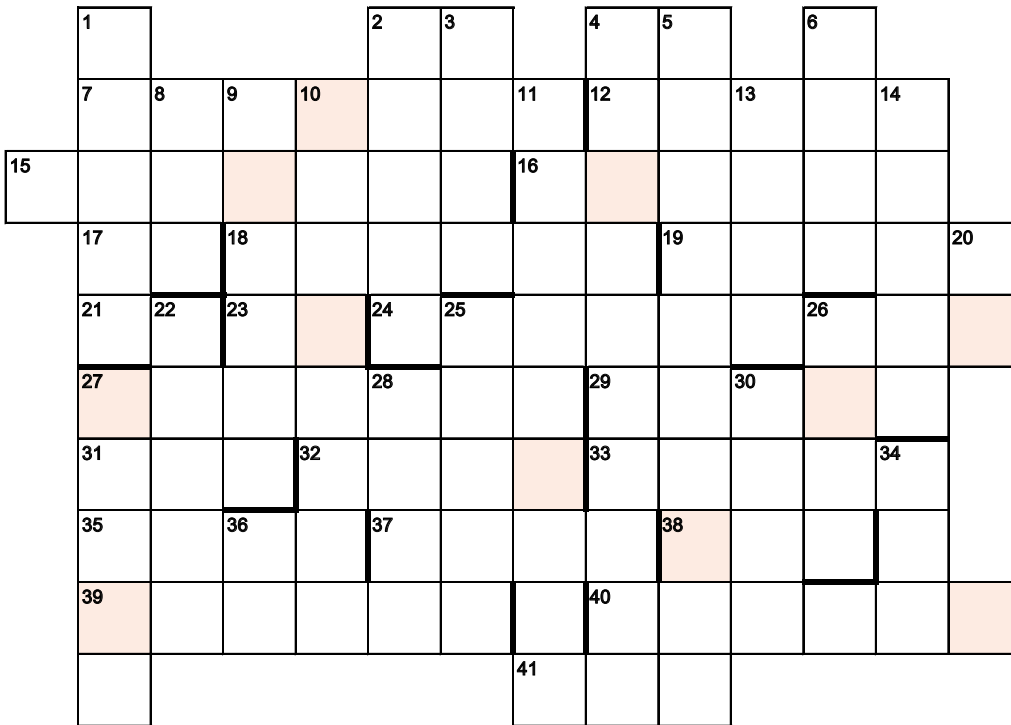
Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Götschi: Stephen King und Heinz G. Konsalik. Beide Schriftsteller sind Fantasten, haben eine blühende Fantasie und schreiben so glaubhaft, dass der Leser es ihnen abnimmt.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Götschi: Wenn alle Pendenzen erledigt sind und ich an einem lauen Sommerabend mit meinem Schatz und/oder guten Freunden ein Glas Champagner trinken und die blaue Stunde geniessen kann.

Silvia Götschis nächster Kriminalroman «Tod an der Goldküste» erscheint am 19. April beim Emons-Verlag, Köln.



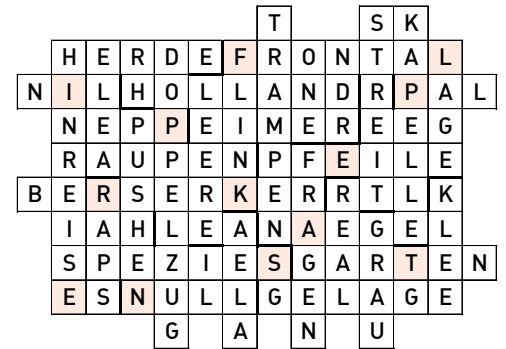
Lösungswort — Exkrememente eines Nagetiers?
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 2 nicht unbedingt für besondere Kreativität bekannt, ausser in Sachen Abgasnormen 4 passt vor Nister und Nuten 7 Folge sehr kalter Zehen? 12 anderswo himmlischer Türhalter 15 gib rege, aber in anderer Reihenfolge 16 Klo-Mär? 17 für Mathematiker etwas ganz Natürliches 18 macht keinen grossen Unterschied 19 zerknautschte Grate 21 Kurzexemplar 23 Autozeichen am Schwarzen Meer oder am Lac Lemman 24 aus Leichtmetall oder Kunststoff geschätzt, aus Fleisch und Blut aber gar nicht beliebt 27 wenn es um Entscheidungen geht, kein Fall für die Kettensäge 29 wie $\sqrt{1}$ im Gegensatz zu $\sqrt{-1}$ ist 31 Teil der Anamnese 32 attraktive Grabräuberin 33 Vater eines Enkels der Grossmutter 35 kein Garçon, aber ein Ober in Frankreich 37 von Bäckereien und Basler Suppenküchen benötigt 38 steht mitten in Nordenham 39 sind paradoxerweise oft inbegriffen 40 Heraldikers Lieblingsblumen 41 registriert keine Flut-, aber z. B. Alphawellen

Senkrecht — 1 für Christenmenschen im Zürcher Niederdorf nicht nur eins mit dem Leib sondern auch jene des Vereins 2 idealer Ort um sein Geld zu verzocken 3 sowohl in Österreich als auch in Moldawien zu finden 4 Part in einer Soap für UPC-Kunden? 5 wo die Vorsilben Be- und In- sitzen können 6 milligiga 8 solch ein Sohn ist nicht von hier 9 liegt im Hegau, kann man aber auch anderswo 10 sehr komisch oder einfach sehr laut 11 nichts für Vornehme? 13 Westschweizer verstehen da nur Bahnhof 14 Schlegelende 20 steht z. B. für ...-win, aber nicht für ...-na 22 Fussball-Palindrom 25 Zwergplanet, einst für den Ackerbau zuständig 26 This Is Marla, bzw. ihr Nachname 27 was zerstreute Redner gerne verlieren 28 in Tibet gelehrter als in Südamerika 30 Teil des Menetekels 34 liegt in der Notlüge und im Val Müstair 36 kürzestmöglicher Monat, aber nicht zwingend ein Februar

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 762



Waagrecht — 2 AlaSka 4 HERDE 8 FRONTAL
 12 NIL 13 HOLLAND 15 PAL (engl. f. Kumpel)
 16 NEPP 18 EIMER 19 (S)EEGras
 20 RAUPE 21 PFEILE 23 (BERS)ERKER
 25 RTL 27 IAH 28 NukLEArwaffen 30 NAE-
 GEL 32 SPEZIES 35 GARTEN 37 SpeziES
 38 NULL 39 GELAGE (Gel-Age)

Senkrecht — 1 TRAMPEN (Tram-Pen) 2 Mark
 STREIT 3 KAPELLE 4 HINREISE 5 ELEA
 6 RH 7 DOPPELZUG 8 FLINK (f-Link) 9 IKO-
 NE 10 (A)NDRogen 11 LAGE 14 LEERE
 17 PUSHEN 22 FRAGEN 24 RAPS 25 REAL
 (span. f. königlich) 26 KLEE 29 AELA
 31 GRAU 33 IL 34 SG 36 TG

Lösungswort — **FLIPPERKASTEN**



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
 erfolgreich in den Geschäftsbereichen
 Hochleistungspolymere
 Spezialchemikalien



DATEJUST

Die Datejust ist die klassische Rolex par excellence und war das erste automatische und wasserdichte Armbandchronometer, das auf dem Zifferblatt das Datum in einem Sichtfenster anzeigte. Auch weiterhin ist sie der Inbegriff eines zeitlosen Stils.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 31

BUCHERER

1888

bucherer.com